

DER WESTEN IN ASIEN

ASIEN UND DER WESTEN

Die Geschichte aus einem
persönlichen Leben in Asien
aus dem Westen von

Werner Handke



Cuvillier Verlag Göttingen

DER WESTEN IN ASIEN – ASIEN UND DER WESTEN

Nach 3000 Jahren der Ferne, 300 Jahren kontroverser Begegnung
zu 30 Jahren sich öffnender Konvergenz in das Morgen
des 21. Jahrhunderts

Von der East India Company zur Globalisierung
im neuen Jahrtausend

Das Asien von China bis Indien und vom Khyber–Pass zum Pazifik

Die Geschichte aus einem persönlichen Leben in Asien aus dem Westen

von
Werner Handke

Erscheint erstmals aus Anlass der Peking-Olympiade 2008

 Cuvillier Verlag Göttingen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Aufl. - Göttingen : Cuvillier, 2008

978-3-86727-718-1

© CUVILLIER VERLAG, Göttingen 2008

Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen

Telefon: 0551-54724-0

Telefax: 0551-54724-21

www.cuvillier.de

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

1. Auflage, 2008

Gedruckt auf säurefreiem Papier

978-3-86727-718-1

In einer Welt, die auch nach der Überwindung des Ost-/West-Konfliktes kulturell und religiös geprägt, dadurch weitgehend nicht konfliktfrei ist, ist das Asien jenseits des Khyber bis zum Pazifik ein Kosmos für sich geblieben. Auf der Grundlage eigener Zivilisationen mit einer langen Geschichte, aber durch die Begegnung mit dem Westen in der Moderne und im Zuge der Globalisierung einem zunehmenden Gleichklang der Wertvorstellungen ausgesetzt, kann dieses Asien vielleicht mit seinem nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch gewachsenen Gewicht dazu beitragen, über die Landverbindung vom indischen Subkontinent durch den Mittleren bis Nahen Osten hin zum Westen eine Friedensbrücke zu errichten.

Danksagung

Vor allem möchte ich meiner Familie danken für unser gemeinsames Leben, das bald nach unserer Hochzeit mit unserem ersten Wohnsitz in Hongkong begann. Dort sind unsere Töchter Christiane, Annette, Sabine und Amélie in ihren ersten Lebensjahren aufgewachsen. Mit der Schulzeit begann dann ihr Versetungswechsel zunächst nach Oslo und dann weiter auf die renommierten deutschen Auslandsschulen in Paris, Washington und Tokyo, begleitet von all den jeweiligen Abschieds- und sonstigen Problemen. Die nächste Trennung brachte das Studium an diversen Heimatuniversitäten, das aber immerhin die Möglichkeit bot, die Eltern zumindest in den Ferien in Kalkutta oder Schanghai zu besuchen. Meine Frau war durch das Älterwerden und Erziehen der Kinder hierbei noch stärker in Anspruch genommen, auch wenn es in Hongkong immerhin die guten, verlässlichen chinesischen Baby-„Amahs“ gegeben hatte. Ihre protokollarischen Pflichten als Ehefrau eines Auslandsbeamten hat sie trotzdem voll und ganz erfüllt und sich auch für die wechselnde Umwelt interessiert und sich ihr angepasst, was gerade in Japan nicht immer ganz einfach gewesen ist. Meine dienstliche Tätigkeit bedingte auch längere oder kürzere Trennungen, was sich wegen meines anhaltenden Asien-Interesses auch noch im Ruhestand fortsetzte. Meine Frau Annemarie war durch ihr im Ausland verwurzelteltes Elternhaus infiziert und verkaufte ihr Hamburger Anwesen, um sich und uns im französischen Baskenland an der Grenze zu Spanien anzusiedeln, während die Wohnung in Hamburg mit ihrer asiatischen Möblierung und den vielen Erinnerungsstücken so etwas wie ein Museum für die Familie und Freunde blieb. In der rustikalen Umgebung des Baskenlandes, das in seinen Problemen auch an das Verhältnis Tibets zu China erinnert, habe ich mein Buch fertigstellen können.

Aber danken muss und will ich auch derjenigen, die für die letzte Schreibung des Manuskriptes nach unzähligen Änderungen, Ergänzungen und vielen Korrekturen verantwortlich war, nämlich Frau Daniela Di Lina, anfangs als Studentin in Hamburg und Konstanz, nach bestandenem Examen dann berufstätig wieder in Hamburg, wo sie trotz ihrer hauptberuflichen Inanspruchnahme für mich nebenberuflich durchgehalten hat.

Herzlich danken möchte ich jedoch auch dem Cuvillier Verlag, namentlich der Inhaberin Frau Jentsch-Cuvillier und ihrem Mitarbeiter Michael

Schmitz, die nach den seinerzeitigen Erfahrungen mit meinem Schanghai-Buch auch dieses Manuskript auf den Weg gebracht haben, was wegen der im letzten Moment stattfindenden Einbeziehung der Peking-Olympiade nicht ganz einfach war und ziemlichem Zeitdruck bedingte.

Vorwort

Der Westen, d. h. West- und Mitteleuropa und zunehmend Übergewichtig Nordamerika, und das Asien jenseits des Khyber, d. h. vom indischen Subkontinent über Südostasien bis in den fernen Osten, sind aus ihrer ersten breiten kontroversen Begegnung im 18. und 19. Jahrhundert nach den dreitausend und mehr Jahren gegenseitiger Ferne im 21. Jahrhundert zu einer globalen Schicksalsgemeinschaft geworden. Die Probleme unserer heutigen Welt lassen sich nicht mehr europäisch, auch nicht allein US-amerikanisch, auch nicht zusammen „westlich“ sondern nur global auch mit Asien lösen, wie in unseren Tagen einer besorgten Menschheit immer deutlicher wird. Asien ist mit Indien als stabile Einheit in der Vielfalt, darunter der weltgrößten integrierten einzelstaatlichen Moslembevölkerung in einer laizistischen Ordnung ein Muster für die Koexistenz von Religionen und Ethnen mit ihren Kulturen, China mit der sich über Ideologien hinwegsetzenden Formel „ein Land, zwei Systeme“ eines der wenigen Beispiele friedlicher kontraktueller Konfliktlösung geworden; beide sind dies auch mit verschiedenem Ansatz bei den Lösungen ihrer Minderheitsprobleme, Indien föderal in der Union und China als traditioneller und demographischer Einheitsstaat durch regionale Autonomie-Zugeständnisse für die in seinen Randgebieten verstreuten Minderheiten. Südostasien ist es mit dem Sprung in die moderne Welt seiner „kleinen Tiger“ als Beispiel und hilfreicher Anstoß für ihre Nachbarn geworden. Japan schließlich hat nicht nur den Westen wirtschaftlich lange eingeholt, wenn nicht z. T. überholt, sondern hat unter Wahrung und Pflege seiner sozialen und kulturellen Wurzeln die Brücke zu einer westlichen Demokratie durch ihre traditionelle konsuelle Handhabung geschlagen. So sieht Asien sich selbst und so lässt es sich auch sehen. Vom Westen wird es in der öffentlichen Meinung nicht immer so wahrgenommen und zumindest in seiner Bedeutung unterschätzt. Die Hongkong- und Makao-Lösungen mit dem gleichen Angebot an Taiwan haben als eigentlich „out of character“ überrascht, wenn sie nicht als trickreicher Umweg interpretiert wurden – und manchmal noch werden. Indien als Beispiel eines demokratisch funktionierenden, konstitutionell wie tatsächlich säkularen Vielvölker- wie Vielkulturen-Staates liegt, außer wenn einzelne Vorkommnisse dem zu widersprechen scheinen, am Rande des Interesses. Der wenig glückliche Verlauf und Ausgang des einzigen vergleichbaren Vielvölkerstaats in der europäischen Geschichte, das österreichisch-ungarische Habsburg-Reich, mit Folgen auf dem Balkan bis

in die Gegenwart, mag die staatliche Leistung des heutigen Indiens noch akzentuieren.

Indien wie China haben lange und immer wieder für ihre Einheit kämpfen müssen. Aber nach außen war für Indien wie China militärische Gewaltanwendung Besitz verteidigend, der ihnen historisch friedlich zugewachsen war, sei es Tibet, das die verbündete mongolische Yuan-Dynastie nach China eingebracht hatte, sei es Kaschmir, das durch seine hinduistische Herrscherfamilie bei der Teilung an Indien fiel. In den chinesischen Nordwesten hatte sich China in der Abwehr der endemischen Einfälle aus Innerasien ausgedehnt, in die Inselwelt im Osten gegen die Seeräuber-Einfälle von dort. Symbol dieser charakterformenden Tradition ist für China die große Mauer, für Indien der natürliche Schutz seiner Meere und des Himalaya. Dennoch haben sich Indien wie China in Asien durchgesetzt, nicht militärisch erobernd sondern kulturell absorbierend, nach innen gegen ihrerseits erobernde Eindringlinge, Mongolen und Mandschus in China, in Indien vermischt mit vorderasiatischen, insbesondere persischen Einflüssen, beide aber auch nach außen, China nach Ostasien und Südostasien, Indien nach Südostasien sowie nach Südasien. Von Ostasien bis Südasien haben beide durch ihre kulturellen Ausstrahlungen den Kontinent wesentlich mitgeprägt. Nach innen versuchen beide ihre Minderheitenprobleme durch kulturelle Freiräume in voller Gleichberechtigung zu lösen: Indien – wo sie zentral sind – in einer föderalen Ordnung, China – traditioneller aber auch demographischer Einheitsstaat durch kulturelle, soziale aber auch partizipatorische Zugeständnisse für seine in den Randgebieten verstreuten Minderheiten.

Aber es ist nicht nur Unkenntnis bis Verkennung solcher Umstände, die als Hypothek das Verhältnis aus dem Westen zu Asien belasten mögen. Es ist auch nicht nur die wesentlich substantiellere Hypothek des Wohlstandsgefälles, das sich in den letzten 200 bis 300 Jahren zu der Mehrzahl der Länder und Menschen Asiens ergeben hat, in denen heute 700 Millionen, zwei Drittel der Welt, unter der Armutsgrenze leben. Es sind vor allem auch andere Wertvorstellungen. Das im Westen zentrale Demokratieverständnis ist in Asien und nicht nur in China anders, selbst wenn es in westliche Formen gekleidet ist. Obwohl die Menschenrechtsfrage nicht mehr gegen China politisch instrumentalisiert wird, sondern dialogisiert ist und China den Schutz der Menschenrechte konstitutionell schützt und sich in einem politischen Wandlungsprozess zu mehr individuellen persönlichen Freiheiten und Gewährleistungen ihres Schutzes befindet und sogar, wenn auch vorsichtig in den Grenzen des Systems, zu politischer Partizi-

pation eingetreten ist, bleibt die westliche öffentliche Meinung in der Menschenrechtsfrage sensibilisiert. Minoritäten sind manchmal ebenso wertkontrovers, nachdem aus dem Westen am Ende des ersten Weltkrieges die Selbstbestimmung über ihr Schicksal zu einem Völkerrecht geworden ist. Haben sich solche Werte-Differenzen in der Begegnung und engen Berührung des Westens in und mit Asien, sei es in der Sache oder schon durch ein besseres gegenseitiges Verständnis aufgelöst oder wenigstens eingeebnet? Auf den gegenseitigen wirtschaftlichen Nutzen allein lassen freundlichen Beziehungen, zumal wenn sie mit der Erwartung gemeinsamer Neigung und Stimme in der Weltpolitik verbunden sind, nicht beschränken. Wertkonflikte, soziale Spannungen oder auch nur Unkenntnis bis Unverständnis könnten sich trotzdem letztlich auch politisch auswirken. Wie diese Begegnung des Westens in und mit Asien in den letzten zwei- bis dreihundert Jahren nicht nur zum heutigen Verhältnis beider zueinander sondern auch zum heutigen Asien selbst und überhaupt, zu seiner Entfaltung fördernd oder hemmend, zur Entwicklung positiv oder negativ beigetragen und diese mitgestaltet hat, ist der Kern dieser Arbeit – angefangen von den der Dichte nach tiefsten und langdauerndsten Zentren der Begegnungen und Wegöffnungen zu und aus Asien, Kalkutta und Shanghai, über die Zeit der kolonialen, bzw. semikolonialen Abhängigkeit, den japanischen Aggressionen und den beiden Weltkriegen, über die Wiederherstellung der nationalen Identitäten, der ideologischen Spaltung der Welt auch in Asien und schließlich, mit der Öffnung Chinas als Anstoß, ihre Ausbreitung in Asien für und in die Globalisierung nicht nur des Wirtschaftsverkehrs sondern auch in geistiger Annäherung des Westens und Asiens auf nicht nur kommunikativ sondern auch politisch neuen Wegen.

Mit Indien und China sind die nach ihrer Bevölkerungszahl größten und ihrer Zivilisation nach ältesten Länder unserer Welt Ausgangspunkt und Angelpunkt dieser Arbeit. Schon einmal, in den fünfziger Jahren in den Anfängen der Nehru- und Chou Enlai-Zeit, waren sie im Geiste und tatsächlich Verbündete, damals gegen den Westen aber auch gegen den Osten als Mitinitiatoren des Bündnisses der „Ungebundenen Staaten“. Nach der Phase als potentielle und virtuelle militärische Gegner sehen sie sich heute zwar auch als wirtschaftliche und politische Konkurrenten, doch darüber hinaus zumindest als sich ergänzende wirtschaftliche und politische Partner. Der Weg wird offen, dass mit ihnen zwischen Asien und dem Westen eine Friedensbrücke in der Welt entsteht.

Wir im Westen waren zuerst vom wirtschaftlichen Aufstieg Asiens beeindruckt und sind dies bis heute, wenn nicht geblendet. Wenn man der Europäischen Gemeinschaft, dem europäischen Muster folgend, eine „Asiatische Wirtschaftsgemeinschaft“ mit entsprechendem integrativen Zusammenschluss gegenübersteht, so eilt dies nicht nur den Gegebenheiten voraus, sondern wird ihnen in der Realität nicht gerecht. Asiens wirtschaftlicher Durchbruch hat sich global ergeben, und ungeachtet der Nutzung regionaler Synergie-Effekte liegt in globaler Offenheit seine Zukunft.

Das Erscheinen zum Zeitpunkt der Olympiade in Peking, der ersten Sommerolympiade in Asien, war tatsächlich zufällig und nicht geplant. Nicht nur, dass die Thematik so viel weiter – Jahrhunderte – zurückreicht, auch die Fertigung der Arbeit erfolgte, ehe überhaupt von einer Olympiade in Peking die Rede war. Dass dies nun nachträglich im letzten Kapitel aufgegriffen wird, geschieht vor allem deswegen, weil dies mit dem Aufstieg Asiens in der Welt und der Bedeutung der Globalisierung, die es darzustellen und hervorzuheben galt, im engen Zusammenhang steht. Bezeichnend auch dazu ist das von China geprägte Motto der Olympiade „Eine Welt“; die Rolle und Funktion des Sports ist dabei nicht ganz unwichtig! Über den Verlauf ließ sich uns als Prognose aus der Geschichte der Olympischen Spiele und der Kenntnis der heutigen Verhältnisse etwas ableiten. Die geschichtliche Einordnung der Peking-Olympiade wird wohl erst nach der nächsten, im „westlichsten“ Westen in London 2012, nicht nur sportlich, sondern auch politisch und dabei auch im Verhältnis Asiens zum Westen frühestens möglich sein.

Die Arbeit setzt sich durch Sachinformation mit den Vorstellungen auseinander, die einem vollen Verständnis der Rolle Asiens für uns und die Welt entgegen stehen mögen, wie dies in diesem Vorwort nur angedeutet werden konnte. Dass mir dies eine Herzenssache ist, mögen die im Anhang enthaltenen autobiographischen Notizen über meine lebenslange Beziehung in und über Asien verständlich erscheinen lassen. Die Wissenssubstanz zu und aus besonders den großen asiatischen Ländern und die sonst wenig erfassten Zusammenhänge zwischen ihnen sollten das Buch auch über seine Kernaussagen hinaus lesenswert erscheinen lassen.

Die anfangs nicht unbedingt professionelle/akademische Beschäftigung durch die Spalten des Bambusvorhangs auf die neue Volksrepublik der 50er Jahre bis zur wissenschaftlich objektiven Vertiefung durch andere Quellen bis zur entsprechenden Verbreitung auf Asien bis Indien ist am ehesten aus den Erläuterungen am Anfang der Bibliographie zu verstehen,

die wiederum durch den Lebensweg, dargestellt in den biographischen Notizen, bedingt und motiviert war. Am Anfang meiner Laufbahn im Auswärtigen Dienst stand die Empfehlung meines damaligen Chefs, des Herausgebers des Handelsblatts, am Schluss das Anerkennungsschreiben des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes, beides an sich nichts besonderes, ersteres da ich sowie fortwollte und im Begriff war, dies einzuleiten, letzteres eine reine Routineangelegenheit und in der Form vielleicht etwas positiver, da ich bis zum 65. Lebensjahr, dem Limit für einen Bundesbeamten, und auf – aus der Sicht der Zentrale – nicht einfachem Posten ausgehalten hatte. Aber damit nicht genug, leistete ich einige Semester ein Lektorat zu China an der Universität Hamburg und arbeitete in verschiedenen Vereinigungen zur Pflege des Verständnisses für China und Asien mit. Außerdem schlossen sich bis zu meiner Alters- und Gesundheitsgrenze auch im Ruhestand, wie im autobiographischen Teil, immer wieder Asienreisen vor allem nach China, aber auch nach Indien und in südostasiatische Länder an.

Der Verfasser

DER WESTEN IN ASIEN – ASIEN UND DER WESTEN

Nach 3000 Jahren der Ferne, 300 Jahren kontroverser Begegnung
zu 30 Jahren sich öffnender Konvergenz in das Morgen
des 21. Jahrhunderts

Von der East India Company zur Globalisierung im neuen Jahrtausend

Das Asien von China bis Indien und vom Khyber–Pass zum Pazifik

.....

Inhaltsübersicht

Als Einführung: Asien für sich, für uns und die Welt 1-14

Asien aus dem Westen – Der Westen und Asien –
Der Westen in Asien

I Schicksalszentren der Begegnung auf dem Wege zu Metropolen ihrer Länder: Kalkutta und Shanghai 15-43

Periphere Zentren westlicher Vergangenheit: Parallelen, Gemeinsamkeiten und Besonderheiten	15
Geistige Zentren westöstlicher Symbiose in Indien und China	21
Der Westen in der wirtschaftlichen Rolle Shanghais und Kalkuttas	24
Stadtbilder als Symbiose von Vergangenheit und Modernisierung	29
Die Wege trennen sich: Das westliche Erbe in den nationalen Identitäten	33

II Asien in Asien: Nationale Identitäten und Ausstrahlungen 45-80

China und Indien zueinander und gegeneinander von Buddha
über Freundschaftseuphorie bis zum Himalaya-Krieg und danach 45

*Impressionen aus den chinesisch-indischen
Beziehungen in Krisenzeiten und -umständen* 50

Vom Himalaya-Krieg zu den Anfängen der Normalisierung 52

Indien und China im asiatischen Umfeld: Von den ersten kulturellen
Ausstrahlungen bis zur Rolle der Auslandsinder und Überseechinesen
für Asien als auch in ihren Heimatländern 55

Hongkong – chinesisch oder westlich? 59

Regionalismus in Asien und seine Grenzen 63

Der historische Hintergrund 63

*Institutionelle regionale Kooperation in Asien heute;
die regionalen Institutionen:* 68

*ASEAN (69), SAARC (70), SCO (S. 72),
APEC (73), ASEM (74), NRO: BOAO (75),
VN: ESCAP (76), ADB (76)*

Regionalismus und Globalismus in Asien 77

III Asien mit dem Westen im Globalisierungsprozess 81-114

Aus Kolonialismus und Nationalismus in die Globalisierung 81

Von der Weltanschauungs-Konfrontation zum universalen
Rechtsverständnis 83

Der Menschenrechts-Dialog mit China als Fallbeispiel 84

Die Globalisierung der Menschenrechte in China 96

Der Brennpunkt der Minderheitenprobleme aus westlicher
Sicht und im Vergleich 97

Tibet im westlich/asiatischen Missverständnis 103

Asiatisch/westliche Kontroversen im Globalisierungsprozess	107
<i>Das „Nord-Süd“-Ungleichgewicht (107); Die Asiatischen Werte (109); Der Islam zwischen Diaspora und Globalisierung jenseits des Khyber (110)</i>	
Von Kontroversen zu Konvergenzen nach der sich von China ausbreitenden Öffnung	112
IV Aus ideologischen Irrwegen zur Konvergenz in die global offene wirtschaftliche Entwicklung – Vorgeschichte und Erfolge der Öffnung aus Asien.....	115-134
Indien mit der Unabhängigkeit in autarkistischer Wirtschaftsplanung und Entwicklung, aber auch westlicher Entwicklungshilfe	116
Revolutionäre Gesellschaftsumwandlung und autarkistische Wirtschaftspolitik in zentralistischer Planung nach der Gründung der Volksrepublik China	120
Chinas Wende zur “Sozialistischen Marktwirtschaft” und der “Öffnung”	123
Chinas Öffnung als Anstoß in Asien	126
Indiens Reform als Beispiel und Gegenbeispiel	128
Andere Ansätze der Globalisierung Asiens und Regionalismus	133
V Asien in der Welt	135-145
Das „Asiatische Wirtschaftswunder“	136
Der konjunkturelle Abschwung in die „Asienkrise“	138
Das zukünftige Asien der Weltmächte und der Westen ohne konfrontäre Konflikte	141

VI Asien und der Westen..... 147-163

Wie westlich wurde Asien, eine zwiespältige Antwort 147

Der Westen und Asien in der Welt 155

VII Globalismus und Mythos: Die Peking-Olympiade 165-176

Nachtrag:

Der Zug des Westens nach Osten in der Welt und zu Asien;

Rückblick und Ausblick 177-184

Anhang

Autobiographische Notizen zu Asien

Bibliographische Bemerkungen und Hinweise zu Asien

ALS EINFÜHRUNG: ASIEN FÜR SICH, FÜR UNS UND DIE WELT

Asien aus dem Westen

Was vermittelt uns Asien heute? Wir kennen Indien als Land, Staat und Subkontinent und seine Kultur und Gesellschaft in ihrer Vielgestaltigkeit, ebenso das zwar ethnisch und kulturell homogenere aber schon wegen des sich über alle Klimazonen unserer Erde geologisch hinziehende, vielgestaltige, unübersehbare China – daneben das benachbarte zwar verwandte aber doch so andere Japan. Zwar weniger herausragend als diese drei „Großen“, aber jedes für sich eigene Vorstellungen erweckend: Das einstige Siam – heute Thailand – der Tempel und Könige, der Weltstadt Bangkok und weltbekannter Badestrände; das benachbarte und doch so andere Malaysia des Islam und der Sultane, der höchsten Zwillingstürme Asiens und der Welt im modernen Kuala Lumpur und der Brücke über den River Kwai; das Indonesien Balis, Borobodurs und Prampanans, einer zahllosen unübersehbaren Inselwelt, der Haupt- und Vielmillionenstadt Djakarta – als das frühere Batavia unvergessen; das Burma Rangoons mit dem Goldenen und vielen anderen Tempeln, heute das Myanmar mit Yangon der Generale; Korea und Vietnam als mit dem Westen durch Blut und Emotionen verbundene Kriegsschauplätze; die Philippinen im äußersten Südosten als Inselwelt im Pazifik, Pakistan im Nordwesten kulturell fast schon „Mittlerer Osten“¹. Und blickt man in die Vergangenheit oft vieltausendjähriger Geschichte der einzelnen asiatischen Länder und Regionen zurück, so werden Verschiedenheiten, Eigenheiten und Besonderheiten noch deutlicher als sie heute unter der Tünche der Modernisierung erscheinen. Es gibt keine „asiatische Geschichte“, so wie es keine „asiatische Zivilisation“ und keine „asiatische Kultur“ gab und auch nicht gibt, während es sich durchaus von einer auch zurückreichenden „westlichen“ und davor noch von einer „europäischen Zivilisation“ bzw. „Kultur“ sprechen lässt, auch wenn eine eigentliche „europäische Geschichte“ erst sehr jungen Datums ist. Als man im griechischen Altertum einen ersten Begriff von der Existenz des Kontinents bekam und ihm einen Namen gab, von dem das heutige „Asien“ bzw. „Asia“ abgeleitet ist, kennzeichnete dieser eine vage Ferne und trifft heute noch, jedenfalls für seine Gesamtheit, zu².

¹ Von dem hier und im Folgenden als einem „anderen“ Asien abgesehen wird.

² Im Römischen Reich hat es einmal eine im Jahre 133 v.Ch. konstituierte, aber nicht dauerhafte Provinz mit Namen „Asia“ gegeben.

Immerhin wird heute, in dem Maße, wie Asien global einbezogen wurde und viele seiner Länder als Wirtschaftspartner immer interessanter wurden, bei uns Asien nicht mehr nur als abstrakter geographisch zusammengefasster Begriff gesehen und verwendet, sondern auch für die Werbung „entdeckt“ und im allgemeinen Sprachgebrauch verwendet. Handels- und Dienstleistungsfirmen, Wirtschaftsverbände und Fachmedien nannten sich so. Wissenschaftliche Institute haben ihre länderbezogenen Forschungen unter einen „asiatischen Hut“ gebracht, wie dies auch schon früher vereinzelt der Fall war, so die ehrwürdige „Asiatic Society“ in London schon früher in Kalkutta, die Ostasiatischen Vereine in Hamburg und Bremen (die das „Ost“ beibehalten haben, auch wenn sich ihre Aktivitäten schon lange nicht mehr darauf beschränken); das 1958 entstandene wissenschaftlich renommierte Institut für Asienkunde in Hamburg. Aber selbst danach blieb und bleibt „Asien“ ein mehr oder weniger abstrakter, geografischer und selbst dabei nicht eindeutiger, sowohl zu Afrika wie zu Europa ziemlich willkürlich abgegrenzter Begriff. Wie chinesische oder indische Freundschaftsgesellschaften oder solche aus anderen asiatischen Ländern mit westlichen Ländern, lässt sich keine asiatisch/westliche Freundschaftsgesellschaft, oder lassen sich keine – wie „Old China Hands“ oder „India Wallahs“ – „Old Asia Hands“ vorstellen. Inder, Chinesen, Japaner und andere „Asiaten“ identifizieren sich nicht als solche und mögen dies, wenn sie so bezeichnet werden, sogar als derogativ empfinden, während wir uns als „Europäer“ bekennen, und dies auch unabhängig von der Idee eines vereinigten Europas aus den gemeinsamen hellenistisch/römischen kulturellen Wurzeln. In den asiatischen Ländern richtet sich die Pflege und Förderung des historischen kulturellen Bewusstseins ganz auf das nationale Erbe. Kaum ein Staat in Asien hat nicht sein Land im Rückblick auf seine nationale Geschichte und Kultur umgetauft: Ceylon wurde Sri Lanka, Burma Myanmar, Ostbengalen Bangladesh, Kambodscha Kampuchea, Peking Beijing, Bombay Mumbai usw. Dagegen ist kein Versuch bekannt, „Asien“ seinerseits zu „asiatisieren“. Asien unterscheidet sich insofern nicht nur von Europa sondern auch von den anderen Erdteilen: In Nordamerika heißt der größte Staat nach dem Erdteil, in Australien sind Staat und Kontinent identisch, und Afrika nennen wir immerhin den „Schwarzen Kontinent“. Abgesehen von ihren gemeinsamen europäischen Wurzeln historischer und kontinentaler Gemeinsamkeiten – für Amerika die Gestalt des Kolumbus, die Mayflower und die späteren Einwanderungswellen aus Europa, für Südamerika die Konquistadoren und die Befreiung von ihnen, für Australien die Pionierleistungen der ersten aus ihrer britischen Heimat strafverbannten und späterer Einwanderer. In Asien gibt es nichts Entsprechendes: Auch der Freiheitskampf gegen den Kolonialismus spielte sich

national und jeweils sehr verschieden ab. Will man Asien irgendwie insgesamt charakterisieren, so geht dies höchstens auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner, etwa „Asien sei anders“ oder besonders „uneinheitlich“, auch in sich „sehr verschieden“.

Das konturlose Bild Asiens hat eine westliche Tradition, die es über die objektive Wirklichkeit subjektiv noch mehr verschwimmen lässt: „Sein Asien“ ist für England Indien, für Frankreich war es zuletzt Indochina, nachdem auf dem vorderindischen Subkontinent nach Ende der napoleonischen Kriege nur vereinzelte französische Reste übrig geblieben waren. Die Holländer fühlen sich noch immer mit dem heutigen Indonesien als dem ehemaligen „holländisch-Hinterindien“, ungeachtet mangelnder Gegenliebe, nostalgisch verbunden. Den chinesischen Kuchen hatte sich der Westen gemeinsam aufgeteilt; auch deswegen wird China vielleicht noch am ehesten von uns als asiatisch identifiziert. Auf der anderen Seite scheint uns Japan so sehr einen eigenen Weg verfolgt zu haben, dass wir es schon fast westlich sehen, obwohl es eigentlich das dem Westen fremdeste Land in Asien ist.

Nicht nur China, auch anderwärts wurde Asien mehr Objekt als Subjekt – ein Feld westlicher Interessen, die sich überschneiden, mit denen man sich „interwestlich“ auseinandersetzte und ausglich. Asien spielte dabei eine Nebenrolle: England gegen Frankreich in Indien, England und Russland in Zentralasien und Tibet mit Blick auf Indien, Holland gegen Portugal in Ceylon und im östlichen Hinterindien. Als sich nach dem zweiten Weltkrieg die kolonialen Herrschaften ab-, bzw. auflösten, wirkte sehr bald – ideologisch und/oder opportunistisch motiviert – die politisch/ideologische Konfrontation zwischen dem Westen und der Sowjetunion hinein, die beide ihre Interessen in Asien zu fördern suchten.

Dazwischen, im und zum zweiten Weltkrieg, scheiterte der erste und soweit einzige Versuch, eine asiatische Identität durch die von Japan initiierte und propagierte Co-Prosperity-Idee zu wecken – und sich ihrer zu bedienen. Die Erinnerung wirkt sich heute eher gegenteilig aus: Das Projekt starb nicht nur wegen Japans Niederlage sondern war durch seine Durchsichtigkeit als japanisches Machtinstrument – außer mehr oder weniger zwangsweise vorübergehend in den von Japan besetzten Teilen Asiens – wirkungslos.

Es gibt im heutigen Asien keine gemeinsame „asiatische Idee“ wie die der europäischen Einigung, und die Ansätze interasiatischer Zusammenarbeit,

auf die im Einzelnen zurückgekommen wird³, sind funktional und regional begrenzt. Es gibt auch nichts der Institutionalisierung und Verwirklichung der Idee einer Sicherheitszusammenarbeit in der NATO Vergleichbares. Der Freundschafts- (und Schutz-) Vertrag der USA mit Japan und die Sicherheitszusammenarbeit mit Taiwan spaltet in Asien statt zu einigen; auch das einmal so willkommene Schutzschild Amerikas für Korea hat heute auch gegenteilige Auswirkungen. Betrachtet man Asien heute, nach Ende der Ost/West Konfrontation mit ihrem Höhepunkt in Asien, dem Vietnam-Konflikt, so lässt sich zwischen Abu Sayid auf den Philippinen, dem Konflikt um Osttimor, dem Problem der beiden Chinas und der Tibetfrage nicht auch nur entfernt eine verbindende „asiatische Idee“ erkennen. Gewiss, es gibt jetzt Gemeinsamkeiten im Anti-Terrorismus; aber diese gehen über Asien hinaus. Er ist mit dem Westen ein globales Phänomen.

Im Verständnis aus dem Westen war es ein radikaler Bruch mit den bisherigen Vorstellungen, als in den achtziger Jahren vor der 2000-Wende das „asiatische Wirtschaftswunder“ entdeckt wurde. Und es tat jedenfalls dem „asiatischen“ darin keinen Abbruch, als die „Asienkrise“ folgte. Im Gegenteil wurde die asiatische Identität noch erhärtet, als in Asien als Reaktion und Konfrontation zum Westen und der ihm zugeschriebenen „Globalisierung“ die „asiatischen Werte“ erfunden wurden. Es bedurfte dafür auch keines besonderen intellektuellen Anstoßes wie seinerzeit die Neuerkenntnis des Verhältnisses Westeuropas zu Nordamerika durch Servan- Schreibers „The American Challenge“ oder des japanischen Verhältnisses zum seinerzeitigen Sieger USA mit „Man kann auch NEIN sagen“ als Zeichen eines psychologischen Wandels.

Wie meist schwingt bei solchen Neuerkenntnissen in unserer Zeit der Mediatisierung das Pendel weiter aus als realistisch gerechtfertigt. Weder stimmt es absolut, dass es früher keine interasiatischen Zusammenhänge gab, noch dass jetzt Asien im Begriff ist, eine einheitliche Wirtschaftsmacht zu werden oder dies bereits sein soll. Eine „europäische Integration“ lässt sich in Asien nicht wiederholen oder auch nur vorstellen. Abgesehen von den kulturellen Eigenheiten, die sich zwar oberflächlich abschleifen mögen, andererseits aber ausdrücklich und bewusst gepflegt und gefördert werden, sind Größen- und Machtverhältnisse mit zumindest einer wenn nicht zwei potentiellen Supermächten und mindesten drei Nuklearmächten zu stark, und sind Wohlstands- und Entwicklungszustand zu verschieden. Auch ist die neue asiatische Wirtschaftsdynamik weniger nach innen, viel-

³ Hier wirkte sich unerwartet aber sehr augenfällig ein neues Phänomen aus, jedoch begrenzt und konzentriert auf die Wirtschaftsentwicklung.

mehr und vor allem nach außen, über Asien hinaus gerichtet, mit der „Öffnung“ als Anstoß und der Globalisierung als Rahmen.

Auf der anderen Seite hat es geschichtlich und bis in die Gegenwart interasiatische Zusammenhänge gegeben: Das Vordringen indischer Kultur und des Buddhismus nach Osten und die Verbreitung der Ideen des Konfuzianismus nach Ost- und Südostasien hatte man vielleicht nicht so wahrgenommen, weil es sich im Gegensatz zum Islam und in manchen Phasen des Christentums durchweg gewaltlos vollzog. Neueren Datums und von unmittelbarer Bedeutung für die asiatische „Renaissance“ im Wirtschaftswunder sind die interasiatischen (aber auch darüber hinaus reichenden) „Netzwerke“ der Übersee-Chinesen und Auslands-Indier. Zählt man die Hongkong-Chinesen zu ersteren hinzu, so kam und kommt mehr als die Hälfte des Auslandskapitals in China von chinesischen Unternehmern und nationalgesinnten philanthropischen Mäzenen im Ausland. Die indische Regierung ist gezielt bemüht, durch Präferenzbedingungen die oft milliardenreichen Auslands-Indier für Anlagen in Indien zu gewinnen, mit dem sie häufig nicht nur ethnisch sondern auch kulturell und emotional als ihrer alten Heimat verbunden geblieben sind. Gerade dies, und noch mehr als bei den Auslandsindern, bei den eng an ihre kulturellen Eigenheiten festhalten den Übersee-Chinesen, erschwert die Integration in den jeweiligen neuen Heimaten; dessen ungeachtet schlagen sich die Netzwerke des Übersee-Chinesen und Auslands-Inders, in ihren alten und neuen Heimaten sowieso, auch gesamtasiatisch nieder.

Für den Westen war das „Erwachen“ Asiens unter der Idee des wirtschaftlichen Fortschritts eine Desillusionierung: Von Asien erwartete man nicht materielles Wohl sondern Seelenheil – mit dem Höhepunkt der Theosophie-Bewegung um die vorletzte Jahrhundertwende. Dieses Sammelsurium von Elementen aller aber besonders der asiatischen Religionen ist heute vergessen, auch wenn die gefühlsmäßige Anziehung einer gewissen Mystik in westlichen Jugendkreisen noch nachwirken mag. Seither ist Asien durch das Fegefeuer des Marxismus bis Leninismus und Maoismus gegangen, das als entschlackten Kern die Idee des wirtschaftlichen Fortschritts übrig gelassen hat. Seine Erfolge bestimmen heute das Bild aus dem Westen, als augenfälligstes Symptom die großen Metropolen von Bombay bis Shanghai, Hongkong und Singapur, Tokio und Seoul, als Substanz BSP-Wachstums-Prozente und als Schauplatz der Begegnung der Rahmen der Globalisierung.

Der Westen und Asien

3000 Jahre der Ferne, 300 Jahre kontroverser Begegnungen, 30 Jahre sich öffnender Globalisierung – so lassen sich die Beziehungen und ihr Ergebnis auf eine kurze Formel gebracht zusammenfassen. Globalisierung ist in unserer Gegenwart – erklärend, beschuldigend, hoffend – zum zentralen Begriff gesellschaftlicher Struktur und ihrer Entwicklung geworden. Ihre Wurzeln reichen jedoch mehrere hundert Jahre zurück, und ihre Bedeutung lässt sich uns erst vor einer mehrtausendjährigen Vergangenheit vergegenwärtigen.

Seit vor Beginn unserer Zeitrechnung bis in die Moderne und mit ihren Nachwirkungen sogar in die Gegenwart war die Welt in zwei große nur in sich wenn überhaupt schon kommunizierende Kulturkreise getrennt: Einmal Südwest-Europa, Vorderasien und das Nil-Delta, also der östliche Mittelmeerraum mit dem jeweiligen wechselnden Macht- und geistigen Zentren wie Athen, Rom, Alexandria, Jerusalem, Konstantinopel, zum anderen der indische Subkontinent und das chinesische Großreich zentrierend in den Indus/Ganges-Ebenen bzw. den Hoangho- und Jangtse-Einzugsgebieten. In Europa gelangten die Hunnen- und Türken-Invasionen nicht über die Ränder hinaus. In Indien blieben die Alexanderzüge eine mythische Erinnerung; die Einfälle aus Mittelasien in die Indus- und Ganges-Ebenen wurden unter der Moghul-Herrschaft ebenso kulturell- und auch politisch absorbiert wie in China die Einfälle aus Innerasien und Nordasien. Für die Beziehung zwischen „dem Westen“, der zunehmend auch Nordwest- bis West-Mitteleuropa und schließlich Nordamerika einbezog, und dem Asien von Indien an ostwärts blieb dies irrelevant. Dass die Mongolenstürme gleichermaßen Asien wie das östliche Europa berührten, hat sicher nicht zur Verbindung beigetragen, eher noch zusätzlich getrennt. Die beiden Kulturkreise waren so voneinander isoliert, dass in ihnen die großen zivilisatorischen Fortschritte, so die Erfindung des Buchdrucks, des Schreibpapiers und nicht zuletzt des Schießpulvers, jeweils neu und um ein Jahrhundert verschoben vollzogen wurden. Dies galt auch für viele handwerkliche Fähigkeiten. Dass sich dies im achtzehnten Jahrhundert zu ändern begann, vollzog sich in einem wirtschaftlichen/militärischen Prozess, der die industrielle Revolution in England, von dort nach Westeuropa übergreifend, als Basis und Auslöser hatte. „Globalisierung“ verstehen und erleben wir heute nicht so eindeutig und nicht so einseitig sondern vielseitig; sie ergibt sich „multilateral“ und dabei anonym. Aber die geschichtlichen Wurzeln dessen, was wir heute als Globalisierung begreifen und bezeichnen, lassen sich bis dahin – rund 200 bis 300 Jahre – zurückverfolgen und -datieren.

Damals begannen die „Getrennten Welten“ zu „Einer Welt“ zu werden, wobei auch die marginalen Regionen aller Kontinente in den Prozess einbezogen wurden. Die Berührungen des Westens – damals Europas – mit dem was man heute „Dritte Welt“ nennt, reichen länger zurück, und dies gilt für Asien weit mehr noch als etwa für Afrika südlich der Sahara, die beiden Amerikas oder gar Australien. Dann aber blieben sie in Asien marginaler und der westliche Einfluss punktueller. Man vergleiche das lusitanische Brasilien mit den portugiesischen Enklaven in Asien, wie Makao, Goa oder Timor, das spanische Lateinamerika mit dem spanisch kolonialisierten Philippinen als einziger Ausnahme in Asien (die nicht direkt sondern auf dem Wege über Lateinamerika zustande kam und wo heute der US-amerikanisch-westliche Einfluss vorherrschend ist), Nordamerika, das heute mehr „der Westen“ ist als das „alte“ Europa, mit Indien, obwohl dort die westliche insbesondere britische Präsenz länger zurückreicht als in den heutigen USA. Die ersten Kontakte aus Europa in Asien – Forschungs- und Abenteuerreisen – stimulierten zwar das Interesse in Europa bis zur Nachahmung in der bildenden und nicht zuletzt der Gebrauchskunst und lösten eine exotische Asiensehnsucht aus. Aber umgekehrt blieben sie in Asien ohne Wirkung. Die ersten Vertreter des Westens galten in Asien wenn nicht als Störer so als Kuriosum. Als neben Abenteuer- und Entdeckerlust schließlich materielle Motive in den Vordergrund rückten, richteten sich diese einseitig auf den möglichst billigen Rohstoff- und Genussmittelbezug. Dass die Austauschrelationen zu den industriellen Gegenlieferungen aus dem Westen künstlich niedrig gehalten wurden, wird dem Westen bis heute vorgeworfen, auch wenn die Zeit der Außenhandelsmonopole vorbei ist. Immerhin hat der Wirtschaftsverkehr, und nicht zuletzt die bis sich heute an ihm entzündenden Kontroversen zu einer „Verwestlichung“ mehr beigetragen als kulturelle Begegnungen. Abgesehen von dem „Anschauungsmaterial“ der Vertreter des Westens als nicht immer nachahmenswerte Beispiele, beschränkte sich diese lange auf die Missionstätigkeit der christlichen Kirchen. In den hoch entwickelten Kulturen Asiens erreichte diese jedoch, von Ausnahmen in den rückständigeren Randgebieten abgesehen, nicht entfernt Ergebnisse und Wirkung wie in Lateinamerika.

Die wirtschaftlichen Interessen führten zwar an asiatischen Küsten zu ständigen Niederlassungen aus dem Westen. Diese blieben aber in den einheimischen Herrschaftsbereichen weitgehend abgeschottet. Ihre eigenen militärischen Befestigungen waren mehr nach außen, gegen westliche Konkurrenz gerichtet, während sie nach innen mit diplomatischen Mitteln ein möglichst freundschaftliches Verhältnis zum Schutze und zur Förderung ihrer Interessen zu pflegen suchten. In der Regel bedingte dies einen Status

unterlegener Abhängigkeit – als bekanntestes Beispiel die saisonal und funktional eng begrenzten und kontrollierten Faktoreien der britischen East-India Company im Perlflossdelta bei Kanton, Kalkutta in seiner vom Nabob von Bengalen zeitweise bis zur Selbstaufgabe existentiell abhängigen Gründungsphase, und das mit dem jeweils entscheidenden diplomatischen Rückhalt des Nizam von Haiderabad zwischen Frankreich und England umkämpfte Madras in Indien, in Japan örtlich auf Nagasaki erst für Portugiesen, später für Holländer eng begrenzte reine Handelskontakte. Wie wir wissen, hat sich dann doch in Asien eine westliche, vornehmlich britische, Vorherrschaft entwickelt. Ermöglicht und schließlich auch bedingt war dies durch den technologischen Sprung, der in Europa von England aus die „industrielle Revolution“ einleitete und trug. Die maschinelle Produktion drängte auf neue Märkte, die zu erschließen eine mechanisierte, überlegene Kriegführung vor allem zur See wesentlich, wenn nicht entscheidend beitrug. Drei herausragende Ereignisse kennzeichnen das Umschlagen des westlichen Vordringens nach Asien von der Quantität in die Qualität: In Indien 1757 der Sieg Clives über den Nawab von Bengalen bei Plassy; seinerzeit nur als wenig bedeutendes Scharmützel betrachtet, öffnete er in der Folge für Großbritannien von Bengalen aus den Weg nach Delhi und zur Oberherrschaft in Indien. In China brach die Ära zunehmenden westlichen Semi-Kolonialismus nach dem Vordringen britischer Flotteneinheiten Jangtse-aufwärts bis Nanking, der „südlichen Hauptstadt“, 1847 mit erzwungenen Öffnungen von zunächst fünf Küstenstädten durch den „Vertrag von Nanking“, dem ersten der „ungleichen Verträge“ (eigentlich Diktate) an. Für Japan gilt – ähnlich – eine westliche Flotteneinheit als Symbol für die Wende – so z.B. die „schwarzen Schiffe“ des US-amerikanischen Admiral Parry vor dem Hafen Shimoda südöstlich des heutigen Tokyo, wenn auch der Prozess, der schließlich zur Öffnung führte, sehr viel komplexer, vor allem auch innenpolitisch als „Restauration“ zu werten war: Die Entmachtung des Shogunats und Wiederherstellung der Vormacht der Kaiser-Dynastie.

In Japan löste die Erkenntnis der Überlegenheit des Westens einen starken politischen Willen aus, zwar gespeist aus Fremdenhass, aber zu der Einsicht führend, die Öffnung im eigenen Interesse zu nutzen, um sich die überlegene westliche Technologie anzueignen, als Voraussetzung, die nationale Unabhängigkeit zu wahren und erfolgreich zu sichern. Indien und China gelang dies nicht. Sie gingen durch lange schmerzliche Phasen verschiedener Schattierungen und Grade von Kolonialismus. Erst im 20. Jahrhundert setzten sie, begünstigt durch die weltpolitische Entwicklung, ihre volle staatliche Souveränität durch. Heute sind alle drei die größten souve-

ränen Staaten Asiens westlichen, wenn auch sehr verschiedenen, Musters auf dem Wege zu westlichem Wohlstands- und Entwicklungsniveau, oder haben dies bereits erricht.

Brennpunkte beim Durchbruch aus der Ära punktueller Berührungen mit bestenfalls enger, kontrollierter Kanalisierung der westlichen Handelsinteressen zur breiten gegenseitigen Begegnung bis hin zur Durchdringung Asiens durch den Westen waren für Indien Kalkutta mit Bengalen, für China und in China die Jangtsemündung mit Shanghai. Von dort aus wurden die zernierten, eng privilegierten Zugänge wie an der Westküste und im Süden Indiens, in China im Perlflossdelta bis Kanton durch militärische Gewalt gesprengt.

Kalkutta und Shanghai wurden die beiden nach der Zahl ihrer Einwohner größten Städte in den beiden bevölkerungsreichsten Staaten Asiens (und der Welt). Ihre geschichtliche Rolle wurde für beide Staaten herausragend wenn nicht einzigartig. Kalkutta wurde und war jahrzehntelang die Hauptstadt Indiens. Shanghai entwickelte sich zum Wirtschaftszentrum Chinas und – zwischen den Weltkriegen – Asiens. Beide assoziieren wir heute sehr verschieden. Aus historischer Perspektive weisen sie hinsichtlich der westlichen Einwirkung bemerkenswerte Parallelen auf.

Sicher, es gibt auch andere Beispiele. Singapur und Hongkong wurden zwar unter westlichen Einfluss und Prägung in der Weltwirtschaft integriert, aber sind staatlich und kulturell regional isoliert geblieben. Auf ein unmittelbares staatliches Umfeld konnten sie sich, wie Kalkutta in Indien oder Shanghai in China, nicht auswirken. Für Hongkong ist dies auch nach der Wiedervereinigung mit China ausdrücklich institutionalisiert. In Japan hat sich die Rezeption des Westens kontrolliert vollzogen. Selbst nach der erzwungenen Übernahme demokratischer Institutionen westlichen Musters ist das überkommene Gesellschaftssystem und das kulturelle und nationale Selbstverständnis stärker als anderwärts in Asien erhalten geblieben. Japan hat seinerseits als Kolonialmacht, so besonders in Korea aber auch in China – etwa während der fünfzigjährigen Besetzung Formosas – seine Lebensweise und seine Werte verbreitet; es stand im zweiten Weltkrieg an der Wiege eines unabhängigen Indonesien, das unter der früheren Kolonialmacht Holland auf einem niedrigen Entwicklungsniveau als Rohstofflieferant unter indirekter Verwaltung und beibehaltenen Strukturen ohne Ansätze westlich-demokratischer Institutionen gehalten worden war. Indonesiens Unabhängigkeit setzte so viel stärker am Nullpunkt an, als in Indien und China. Es kämpft – in den von der Kolonialmacht übernommenen

staatlichen Grenzen – immer noch um seine nationale Identität, ein Problem das sich selbst in dem eher noch heterogeneren Indien dank seiner „westlichen“ Vergangenheit bei weitem nicht in gleicher Weise stellt. Im Rückblick sind Kalkutta und Shanghai als Ausgangspunkte einer Betrachtung des westlichen Einflusses in Asien zu nehmen, weniger willkürlich, als es heute scheinen mag. Gleiches gilt für die hier vorgenommenen Eingrenzungen „Asiens“ auf den Raum östlich des Khybers bis Japan und die koreanische Halbinsel. Tatsächlich ist die Abgrenzung Europas von (Klein-) Asien zumindest geographisch eher willkürlicher. Und es bedarf hier keines Rückblicks: Zu Beginn unseres dritten Jahrtausends hebt sich der Raum zwischen Israel/Palästina und Afghanistan nicht nur von unserem Westen, sondern auch von Südasien über Südostasien bis Ostasien besonders prägnant ab. Aber auch früher und historisch weit zurück galten für den Mittleren Osten – Wiege und Schlachtfeld der Menschheit und Schnittpunkte von Rassen und Religionen – eigene Gesetze.

Der Westen in Asien

Aus unserem Geschichtsverständnis erinnern wir uns als Anfang der Beziehungen zu einem fernen Asien an die Alexanderzüge. Sie sind nicht nur uns als ein historischer sagemumwobener Markstein gegenwärtig, sondern leben in der indischen Geschichte und Mythologie bis heute fort. Danach hat es fast zweitausend Jahre nichts Vergleichbares gegeben. Die späteren Berührungen waren mit Ausnahme der Kreuzzüge gegenläufig. Hunnen, Mongolen, Araber und Türken wurden, mit wenigen Ausnahmen auf dem Balkan und in Spanien, im Vorfeld des Westens oder an seinen Rändern, die westlichen Kreuzzüge in Kleinasien abgewehrt. Die Bögen reichten lange nicht so weit und tief wie die Alexanderzüge mit ihren in Indien sogar die Römerzeit im Westen überdauernden Folgen. Es hat auch danach sporadische Kontakte und Verbindungen gegeben mit einer verschwommenen meist weniger realistischen Kenntnis Süd- und Ostasiens. Erst in der Neuzeit, punktuell beginnend im 17. und danach sich verstärkend breiter und tiefer werdend, im 18., 19. und 20. Jahrhundert sind die Berührungen in die Durchdringung bis zur Symbiose umgeschlagen.

Eine vollständige Auflistung aller geschichtlichen Berührungen des „Westens“, als der hier Westeuropa, das soweit abendländische Mitteleuropa und, im 20. Jahrhundert Übergewichtig, Nordamerika verstanden sei, mit dem Asien vom indischen Subkontinent bis in den „Fernen Osten“ ist hier nicht beabsichtigt. Sie würde zum Verständnis des gegenwärtigen Verhältnisses wohl auch wenig beigetragen. Aber die Folgen in ihrer Gesamtheit,

besonders aus der langen kolonialen Beherrschung mit ihrer so engen unmittelbaren Berührung, sind auch für die Gegenwart relevant. Sie wirken bis heute sozial, kulturell und auch politisch erkennbar nach. Aktuelle Probleme unter gegenwärtigen Verhältnissen lassen sich aus der Geschichte der Beziehungen besser, wenn überhaupt nur, verstehen und der Frage nachgehen, wie weit der den Westen wie Asien ergriffene Prozess der Globalisierung über die gegenseitige Kenntnis und Information und auch äußerliche Lebensweisen hinaus auch das Werte-Gefühl und -Verständnis und beide Seiten einander näher gebracht hat – oder aber ob umgekehrt, durch das Näherrücken deutlicher werdende Unterschiede und Eigenheiten die Gegensätze sich bis zu potentiellen sogar virtuellen Konflikten verschärfen könnten?

China und Indien sind nicht nur die größten, sondern auch, lässt man die Einflüsse von außen aus Vorderasien beiseite, die den Erdteil am stärksten prägenden Staaten Asiens. Ihre Wege von ihrer Kolonialzeit – bzw. wie dies für China in China gesehen wird, „Semi-Kolonialzeit“ – über die Nehru- und Mao-Zeit bis heute divergierten. Aber für beide war die Einwirkung aus dem Westen militärisch/politisch aber auch Werte- und Systembildend von entscheidender und nachhaltig prägender Bedeutung. Statt „von oben“, den Zentren des politischen Willens und politischer Entscheidungen, die für Asien mit Beginn der Neuzeit zunehmend außerhalb lagen, setzt dieser Versuch „von unten“, den beiden größten Städten und schließlich Metropolen ihrer Länder und zu Asien, an, weitet sich dann über die Regionen zu den Ländern und ihrem Vergleich und ihrem Verhältnis zueinander, ihren kulturellen Wirkungen in Asien, und schließlich bis auf das ganze Asien jenseits des Khyber-Passes, d.h. auf Südasien, Südostasien und Ostasien, aus. Den Verfasser hat sein Berufs- und Lebensweg in beide Städte und ihre Länder sowie weitere Zentren und Länder Asiens geführt. Aber dieser Hintergrund und die persönliche Motivation hat nicht zu einer künstlichen Brücke geführt, sondern, wie sich zeigen sollte, die Zusammenhänge und Unterschiede verdeutlicht, die durch den späteren historischen Verlauf verdeckt gewesen sein mögen, ohne dadurch aber für die Gegenwart irrelevant geworden zu sein.

In beiden Städten ist der Einfluss des Westens auch heute augenfällig. Aber die öffentlichen Meinungen in Ost und West gehen weit auseinander, wie die „westliche Vergangenheit“ gesehen wird und zu bewerten ist. Kalkuttas über 200 Jahre der Berührung, des Einflusses und der Herrschaft Englands sind zwar nicht nur in der Erinnerung der Engländer sondern auch der Inder nostalgisch verbrämt. Aber sowohl öffentliche Meinungen

wie offizielle historische Sichten stehen sich im Grunde noch immer polar gegenüber. Im Falle Shanghai ist sich der Westen trotz persönlicher Nostalgien rückblickend auf das alte Shanghai ziemlich darüber im Klaren, dass dieses für den Westen kein Ruhmesblatt war. Im heutigen China gibt es ebenso wenig wie früher Nostalgien nach dem alten Shanghai. Aber man erkennt an, dass in der modernen Entwicklung Chinas Shanghai als Modell wie durch seine historische soziale und kulturelle Wirkung nicht wegzudenken ist. Für Indien hat sich durch Kalkutta, trotz seiner Glanzzeit als Hauptstadt des britisch-indischen Kaiserreiches, eine solche Dynamik nicht ergeben.

Indien und China rechtfertigen für sich, im Verhältnis zueinander und zum Westen und in ihrer Rolle in der Welt zunehmendes Interesse. Für uns schienen zunächst beide, und deutlicher noch Kalkutta und Shanghai, in verschiedenen Welten zu liegen; die Gegenüberstellung mag noch die Eigenheiten kontrastieren. Aber der Vergleich lässt auch die Zusammenhänge und Gemeinsamkeiten gerade in der Sicht und in Bezug auf die Beziehungen zum Westen erkennen. Die Schicksale der beiden asiatischen Metropolen und ihrer Regionen mit ihrer Wirkung in ihre Länder sind als erster Teil der Ausgangspunkt. Es folgt die Darstellung des historischen Verhältnisses der beiden Länder, ihrer Ausstrahlung in Asien bis zu den heutigen Ansätzen der interasiatischen Zusammenarbeit (II). Daran schließt in Teil III der lange Weg Asiens mit dem Westen aus dem Kolonialismus in den Globalisierungsprozess an mit dem Kernproblem der Harmonisierung der Werte-Systeme. In dem Hauptteil IV folgen Vorgeschichte und Geschichte aus ideologischen Irrwegen in die „Öffnung“ mit der Konvergenz Asiens mit dem Westen in die globale wirtschaftliche Wachstums-Entwicklung. Teil V zeigt das neue Asien nach „Wunder“ und „Krise“ der zukünftigen Weltmächte. Teil VI lässt nach Beschäftigung mit ihr die Frage offen, „wie westlich Asien geworden ist“, betont jedoch nachdrücklich die gemeinsame Aufgabe des Westens und Asiens in der Welt: In unserer technologisch und demographisch enger werdenden Welt ist zu Beginn des zweiten Jahrtausend das zum Westen gleichwertig und gleichgewichtig werdende Asien (von Süd- über Südost- bis Ostasien) mit dem Westen (Nordamerika, West-, Süd- und Mitteleuropa) zur Stabilisierungsbrücke für eine nachhaltige globale Friedensordnung in unserer Welt unverzichtbar.

Uns geläufiger als diese sich abzeichnende, noch mehr potentielle weltpolitische Rolle Asiens mit dem Westen ist sein wirtschaftlicher Aufstieg – erst ist Japan nach und trotz des Ausgangs des zweiten Weltkrieges in die Reihe der führenden Wirtschaftsnationen zur zweitgrößten Wirtschafts-

macht nach den USA aufgestiegen, nachgefolgt von anderen Teilen Ost und Südost-Asiens im „Asiatischen Wirtschaftswunder“, oder den im Begriff stehenden nachfolgenden, wie, und vielleicht noch nicht so deutlich, auch Südasien. Südasien über Südostasien bis Ostasien haben (ungeachtet anhaltender Malaise Japans, die ohnehin aus westlicher Sicht überschätzt wird) die Potenz, die „Lokomotive“ der Weltwirtschaft zu werden, wie es einmal für Deutschland im Verhältnis zu Europa hieß. Dieses Asien bedient sich ohne Hemmungen der Instrumente und Möglichkeiten der Globalisierung, während im Westen die Widerstände wachsen. Die „Asiatische Wirtschaftskrise“ war im Rückblick ein Normalisierungs- und Reinigungsvorgang und nicht das Ende der als „Wunder“ apostrophierten Wirtschaftsdynamik; auch in Asien wird trotz allem mit Wasser gekocht, und mit Begriffen wie „Wunder“ sollte man nicht so schnell bei der Hand sein. Asien von Süd- bis Ostasien ist nicht konfliktfrei – auch nicht im Verhältnis zum Westen: Ratschläge aus dem Westen in der Asienkrise mit dem Druck konditionierter Hilfezusagen, auch wenn jetzt durch multilaterale Kanäle ausgeübt, erinnern an den Paternalismus der Kolonialzeit. Im Westen wiederum wiedererweckt der wirtschaftliche Aufstieg alte Schablonen wirtschaftlicher und sozialer Konkurrenz im neuen Gewande der Globalisierung. Die ideologische Konfrontation ist zwar in den Hintergrund getreten, spielt aber immer noch eine Rolle zur gesellschaftlichen Disziplinierung. Amerika hält dem die Idee des Containment entgegen, die in Brennpunkten wie gegen „Nordkorea“ oder für „Taiwan“ auch virtuell wirksam ist; gegenüber China werden Menschenrechtsideen und demokratische Partizipation weltweit bis zur „Verurteilung“ instrumentalisiert. Aber vor der Jahrtausendwende lassen sich doch eine Konfliktabschwächung bis –Bereinigung, wenn auch noch keine grundsätzlichen Lösungen erkennen. Die Ausnahmefälle haben sich selbst bei brisanten Anlässen auf dem Verhandlungswege beilegen lassen. Die Möglichkeiten des Dialogs und der Überzeugung werden zunehmend ausgeschöpft. Dies hebt sich nicht nur von einer gar nicht fernen Vergangenheit sondern auch im Vergleich zu anderen Weltregionen ab. Neben und hinter „harten“ Problemen gewinnen zunehmend – und nicht zuletzt im gegenseitigen Verhältnis von Westen und Asien – „weiche“ Probleme an Gewicht: Sympathien und Antipathien für und gegen „westliche“ Lebensweise in Asien, Reiz und Abneigung für bzw. gegen asiatische Gewohnheiten und Verhältnis, unterschiedliche Wertvorstellungen, die zu unterschiedlicher bis gegensätzlicher Behandlung der Menschenrechte und der im ethnischen und kulturellen Mosaik Asiens politisch zentralen Minderheitenprobleme führen. Die Globalisierung hat auch diesen Bereich ergriffen und Unterschiede sind nicht mehr nur eine Frage nationaler Emoti-

onen sondern überschreiten in einer sich verfestigenden internationalen Rechtsordnung auch die Grenzen staatlicher Souveränitäten – der Dialog des Westens mit China als Beispiel dafür, dass auch bei den „weichen“ Problemen Fortschritte möglich und schon erreicht sind.

Diese Arbeit ist eine Bestandsaufnahme. Westliche oder asiatische Werte werden nicht zu Axiomen erhoben, wenn auch versucht wird, die gegenseitigen Sichten, Vorstellungen und Einsichten verständlich zu machen. Dies war die berufliche Aufgabe des Verfassers und ist sein persönliches Anliegen unter Verwertung seiner Eindrücke und Erfahrungen aus seinem Leben und seiner Arbeit in Asien und mit Blick auf Asien. Dies hat auch den Aufbau und die geographische Eingrenzung – in Asien zwischen dem indischen Subkontinent und China und Japan, im Westen zwischen der deutschen Heimat über Westeuropa nach Nordamerika – dieser Arbeit bestimmt. Es bleibt dabei ein reines Sachbuch. Das persönliche Erleben, das immerhin den Anstoß gegeben und zu den Erfahrungen, Kenntnissen und Erkenntnissen geführt hat, wird im Anhang getrennt angeboten.

I SCHICKSALSZENTREN DER BEGEGNUNG AUF DEM WEGE ZU METROPOLEN IHRER LÄNDER: KALKUTTA UND SHANGHAI

Kalkutta und Shanghai sind die bevölkerungsreichsten Städte der bevölkerungsreichsten Staaten der Erde. Aber wir assoziieren sie nicht nur als in verschiedenen Ländern liegend sondern in verschiedenen Welten – im Rückblick auf ihre Geschichte und eher noch mehr im Eindruck heute: Shanghai immer noch und wieder gestärkt und anerkannt: Haupttor Chinas, Kalkutta nach seiner viktorianischen Glanzzeit durch die Teilung Indiens zur Hintertür des Landes herabgesunken. Die wirtschaftliche Dynamik Shanghais lässt sich in Indien wenn überhaupt mit Bombay (Mumbai) oder vielleicht noch besser mit dem aufkommenden Süden, mit Bangalore als modernem wirtschaftlichem Zentrum vergleichen. Aber in historischer Perspektive, ihrer Entstehung und in der Rolle, die sie für ihre Länder gespielt haben, lassen sich durchaus Parallelen feststellen, die sich sogar noch in ihrem heutigen Städtebild erkennen lassen. Selbst wenn heute die Unterschiede größer erscheinen als etwaige Gemeinsamkeiten, ist die Gegenüberstellung lehrreich und lässt uns beide plastischer als ein Ergebnis westlichen Einflusses und der historischen Anfänge einer zunächst ganz einseitigen Globalisierung und ihrer Widerstände erkennen.

Periphere Zentren westlicher Vergangenheit: Parallelen, Gemeinsamkeiten und Besonderheiten

Wenn auch mit Zeitverschiebung von etwa einem Jahrhundert haben beide Städte gemeinsam, dass sie von der Peripherie her ihre Länder „öffneten“ – von außen, vom Westen aus gesehen und verstanden für den Fortschritt, von innen, von Asien aus zunehmend als koloniale Beherrschung bis Ausbeutung. Beide Städte entstanden im Mündungsdelta der größten Flüsse ihrer Länder, Kalkutta am Hooghli, einem Mündungsarm des Ganges, Shanghai am Huangpu, kurz vor dessen Mündung in den Jangtse und dessen Mündung in das Meer. In beiden Fällen bedurfte es einiger Anläufe, bis ihre Existenz gesichert und ihr Status legalisiert war. Kalkutta wurde vom Nabob von Bengalen besetzt und die Niederlassungen zerstört, die Engländer vertrieben oder in der „Black Hole“ gefangen gesetzt. Auch die Geschichte westlicher Interessen im Raum Shanghai fängt nicht erst 1842 mit dem Vertrag von Nanking an. Auch der gescheiterte Versuch der East

India Company, mit einer Delegation an Bord der SMS Amherst 1832 Handelsbeziehungen über Shanghai (und anderen Küstenplätzen) aufzunehmen, war nicht der Anfang, obwohl sie die ersten detaillierten Beschreibungen dieses Platzes in der Region mitbrachte. Frühere Interessen europäischer Kaufleute richteten sich besonders auf die südlich Shanghai vorgelagerte Zhusan-Inselgruppe, die schon Ende des 18. Jahrhunderts die rückwärtige Basis der McCartney-Mission war, die 1793 am Kaiserhof in Peking, als Tribut-Delegation missverstanden, mit ihrem Anliegen, gleichberechtigte Handelsbeziehungen herzustellen scheiterte. Ausgangspunkt des schließlichen militärischen Eingreifens waren bekanntlich Beschränkungen und Übergriffe in Kanton, dem vorher einzigen Platz, an dem erlaubt war, mit dem Westen Handel zu treiben und dessen Geschichte ebenso weit zurückreicht wie die der East India Company in Kalkutta. Parallel wie das südliche Madras in Indien das Sprungbrett nach Kalkutta war, war dies in China das südliche Kanton für Shanghai, das Hintergrund und Anlass für seine Öffnung durch den 1842 an Bord des britischen Kriegsschiffs Cornwallis unterzeichneten „Vertrag von Nanking“ war. Dieser Hintergrund als militärisch erzwungener „ungleicher Vertrag“ wirkt bis weit in die Gegenwart politisch und im Nationalempfinden bis heute in China nach.

Im Westen des 19. Jahrhunderts und besonders im viktorianischen Großbritannien galt dieses Vorgehen nach Osten als politisch-militärisches Ruhmesblatt – obwohl auch damals schon von kritischen Stimmen begleitet. Der Schutz des Handels von Tee gegen Opium und die Öffnung Chinas zum Opiumabsatz ist nach heutigen Maßstäben das verwerflichste, was sich vorstellen lässt. Basis dieses Geschäfts wie auch der militärischen Interventionen war Kalkutta. Das Monopol der Ostindien-Gesellschaft bereicherte dabei nicht nur diese bzw. ihre Gesellschafter in London sondern auch das Königshaus, das sich das Privileg teuer bezahlen ließ, und die Regierung. Außerdem ließ sie eine hemmungslose Selbstbedienung ihrer Angestellten in Indien zu. Sowohl in Kalkutta wie in Shanghai wurden die „Eingeborenen“ diskriminiert, was man damals als Selbstverständlichkeit und nicht als politisches Problem empfand. Dies galt lange nicht nur für eine irgendwie geartete kommunalpolitische Mitwirkung sondern auch für die Gerichtsbarkeit. In einem ungezügelter Liberalismus mit großem Reichtum aber auch großer Armut beruhigte karikative Wohltätigkeit das christliche Gewissen. Aber die Wertmaßstäbe waren damals eben andere und nicht zuletzt auch die Lebensverhältnisse, zumal in den ersten Jahren nicht nur wegen der gesundheitlichen Risiken mit verkürzter Lebenserwartung sondern physische Gewaltbedrohung, in Kalkutta während der ersten

Jahrzehnte durch die Herrscher von Bengalen, in Shanghai durch die bis an seine Grenzen brandenden Folgen der Taiping-Rebellion, die zum Einsatz einer Schutztruppe aus weißen Söldnern und Freiwilligen zwangen. Aber nach den Geburtswehen setzte schließlich für beide Städte eine Zeit der Blüte ein. Um die vorletzte Jahrhundertwende bis weit in die erste Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts waren Kalkutta und Shanghai nicht nur die glanzvollsten Metropolen Asiens, sondern stellten selbst die großen urbanen Zentren in Europa und Amerika in den Schatten. Aus damaliger westlicher Sicht als Kehrseite aber aus ihrer eigenen heutigen Sicht Höhepunkt nationaler Geschichte entwickelten sich beide Städte aus der engen Begegnung mit dem Westen, dem Vergleich und dem Zustand und zunehmend empfundenen Gefühle der Abhängigkeit zu Keimzellen der Unabhängigkeitsbewegung ihrer Länder. Dabei nutzten sie als revolutionäres Mittel die westlichen Ideen des Marxismus – in China die marxistisch/leninistische Variante, in Indien die marxistisch/fabianistische, die es zu einer Demokratie englischen Musters und, den Verhältnissen dieses Vielvölker-Subkontinents angepasst, föderativem Aufbau gestaltete. So herrschen in seinem Unionsstaat Westbengalen in der Hauptstadt Kalkutta jetzt seit Jahrzehnten, wie seit der kommunistischen Machtübernahme in China in Shanghai, kommunistische Unionsstaats-Regierungen, allerdings mit dem gravierenden Unterschied, dass letztere in ein gesamtstaatliches System eingebettet ist. Die Reformen in China ab 1978 mit dem Ergebnis einer „Sozialistischen Marktwirtschaft“ haben die Systeme einander angenähert, in China in mancher Beziehung Indien „marktwirtschaftlich überholend“ sogar darüber hinaus, da die indische Regierung mit liberalen Reformen nur zögernd folgte.

Der indische Unionsstaat Westbengalen⁴ wurde nach längeren innenpolitischen Wirren, die zu den verfassungsmäßig vorgesehenen und gestalteten Eingriffen der Zentralregierung „Presidents Rule“ führten (was im chinesischen System ohnehin formlos und intern erfolgen würde ...) etwa um diese Zeit nach einer mit Zweidrittel gewonnenen Landtagswahl 1977 (etwa ebenso in späteren Wahlen) der regionalen kommunistischen Splitterpartei KPI(M) („kommunistisch(marxistisch)“) mit einer „Linke-Front“-Regierung unter einem nicht nur in seinem Staat anerkannten pragmatischen „Chiefminister“, jetzt auch unter einem Nachfolger anhaltend bis heute innenpolitisch stabil. Abgesehen davon, dass sich diese Regierung besonders volksnahe gibt und progressiv verhält änderte sich im Grundsatz weder

⁴ Die Einzelheiten der innenpolitischen Entwicklung im Unionsstaat Westbengalen seit der Unabhängigkeit Indiens hat der Verfasser systematisch in „Regionalismus und Zentralismus in Indien“ Seiten 49-51 dargestellt. Institut für Asienkunde Hamburg, 1982.

durch ein Vorbild von außen noch durch den Wechsel innen im Vergleich zu den anderen indischen Unionsstaaten nichts wesentliches. Die Regierung in Kalkutta beklagte zwar ihren mangelnden Spielraum, nutzte ihn aber auch zu der entschuldigenden Ausrede, dass die der Ideologie immanenten Segnungen nur gesamtstaatlich zu realisieren und einzelstaatlich nicht durchzusetzen seien. Heute bedarf es einer solchen Entschuldigung schon länger nicht mehr.

Beide Städte weisen Besonderheiten auf, die sich weniger decken. Abgesehen von ihrem verschiedenem internationalen Umfeld und dessen Auswirkungen vor und im zweiten Weltkrieg sind die Unterschiede mehr institutionell als substantiell. So etwa blieb Shanghai ungeachtet der von 1843 bis 1944 zugestandenen „Konzessionen“ völkerrechtlich chinesisch, ohne dass dies die uneingeschränkte Selbstverwaltung und die Rechte der örtlich durch ihre Konsuln vertretenen Vertragsmächte de facto einengte. Dagegen nahm in Indien von Kalkutta aus Großbritannien nach der Schlacht von Plassey den Newabs von Bengalen nach und nach alle Souveränitätsrechte ab und setzte dies anschließend bis zum Sitz des Großmoguls in Delhi fort, sofern sich die indischen Fürsten nicht freiwillig der britischen Oberherrschaft unterstellten und sich ihre Stellung mit einigen Privilegien bestätigen ließen. Kalkutta wird schließlich nach Übernahme der Souveränitätsrechte der East India Company durch die britische Krone unter der Königin Victoria von England und Kaiserin von Indien, Hauptstadt des Kaiserreichs Indien mit dem Sitz eines britischen Vizekönigs. Shanghais Status war sehr viel bescheidener, protokollarisch ohnehin, aber auch administrativ als – wenn auch vertraglich abgesicherte – „Konzession“ eines chinesischen Kaisers in einer zunächst ziemlich marginalen Provinz seines Reiches. Aber durch seine kosmopolitische Ausstrahlung in alle wichtigen Teile und Länder der damaligen und späteren Welt wirkte es viel zentraler, zumal die Welt damals noch nicht bis in den letzten Winkel medial vernetzt aber der Westen in Shanghai auch mit seinen Medien wie auch gefühlsmäßig „zu Hause“ war. Und die Ereignisse sorgten tatsächlich für ein anhaltendes und darüber hinaus immer wieder hoch aufflackerndes Interesse, was sich in einer ungewöhnlichen Fülle von Roman- und Sachliteratur sogar in die Gegenwart fortgesetzt hat. Dabei sind tatsächlich die westlichen Konzessionen Shanghais als Schauplatz von Kriegereignissen immer ausgespart geblieben und die baulichen Zeugnisse seiner Vergangenheit sind, jedenfalls als Erinnerungsstücke, erhalten geblieben. Die Konzessionen waren jeweils nur Tribüne. Dies war schon so, als zu Zeiten der Taipings 1850-64 die Bande der „Kleinen Schwerter“ 1852 aus der Chinesenstadt Shanghai bedrohten. Gleiches galt, als 80 Jahre später Japan sich nicht mehr auf die

Mandschurei beschränkte, deren Besetzung ab 1931 das ohnehin besonders seit dem Friedensvertrag von Versailles gespannte Verhältnis weiter belastet hatte und 1932 eine „Strafexpedition“ in den Raum Shanghai wegen eines Boykotts japanischer Waren und Ausschreitungen gegen Japaner unternahm. Japan war schon seit vor der Jahrhundertwende Vertragsmacht der Konzessionen, und Japaner stellten in ihnen das größte Kontingent; die Vorgänge hatten nicht zuletzt ihren Ursprung in sozialen Spannungen in japanischen Industriebetrieben. Von im Shanghaier Hafen ankernden Kriegsschiffen landeten japanische Truppen. Aber auch hier blieben, abgesehen von gezielten Strafmaßnahmen in nördlichen Stadtbezirken, die westlichen, d.h. die internationale und die französische Konzession unberührt. Gleiches galt selbst dann 1937 für die „Schlacht von Shanghai“⁵, von wo die japanische Aggression nach Mittelchina ihren Ausgang nahm, und China seine Armeen mit den besten Eliteeinheiten, bewusst vor den Augen der Weltöffentlichkeit, entgegenstellte und in erbitterten Kämpfen die Japaner wochenlang aufhielt. Sicher, die politischen Auseinandersetzungen innerhalb Chinas reichten auch in die Konzessionen hinein. Die Gründung der chinesischen kommunistischen Partei in der französischen Konzession hatte zwar weder Auswirkungen noch ihre Gründe dort und machte nur von dem Schutz, der sich den Teilnehmern zu bieten schien, Gebrauch. Die blutige Kommunistenverfolgung Jiang Jings Kaisheks griff da schon nachhaltiger in die Konzessionen ein, aber auch dies geschah außer- oder richtiger unterhalb ihrer Rechtsordnung, da sich Jiang nicht etwa chinesischer Truppen sondern der Shanghaier Unterwelt, der Triaden, bediente. Überhaupt erschien mit Demonstrationen und Streiks das politische Leben zwar in den Konzessionen bewegter als in China, aber weil es in der liberalen Ordnung offener und transparenter sein konnte, als dies in China selbst möglich war.

Die Sicherheit unter latenter Bedrohung von außen, aber auch von innen durch Kriminalität und mit ihr verflochtene Korruption, nicht immer legaler Reichtum und eine sich bis zur Selbstaufgabe anbietende Armut, die ein Vergnügungsleben aller Schattierungen von Luxus“kabarets“ (wie dies damals hieß) bis hinab zur Straßenprostitution am Hafen (nicht nur dort) alimentierte, sich auch ein florierendes Wirtschaftsleben als Drehscheibe für den ganzen Fernen Osten und zunehmend auch als eigenes Industriezen-

⁵ Während der Kriegshandlungen am Rande der Konzessionen kam es auch zu einem Bombenabwurf in das Zentrum der internationalen Konzession mit Zerstörungen und Menschenopfern, was damals die ganze Welt bewegte, und von Vicky Baum in ihrem Bestseller „Shanghai Hotel“ auch der Nachwelt in Erinnerung gehalten ist. Vermutlich handelt es sich um einen versehentlichen Irrtum der verteidigenden chinesischen Luftwaffe.

trum gaben Shanghai den Flair, der sich bis heute in der Phantasie der Weltöffentlichkeit gehalten hat, geblieben ist davon nichts mehr. Selbst die damals im Weltvergleich so prunkvollen Baulichkeiten, die im Unterschied zu anderen Teilen der Welt erhalten geblieben sind, sind funktional wie optisch durch die modernen Hochbauten mit bis zu 40 Stockwerken unterdrückt, die mit den gewaltigen Hochbrücken über den Huangpu die Skyline des modernen Shanghai beherrscht: Aber ein „Paris des Ostens“ oder ein „New York des Westens“ (damals aus Amerika gesehen) wird Shanghai nie mehr werden oder werden wollen. Es als „Sodom“ zu apostrophieren, hätte damals eher getroffen.

Das alte Shanghai endete, als im Dezember 1941 Japan mit dem Überfall auf Pearl Harbour in den Zweiten Weltkrieg eintrat und einen Tag danach am 8. Dezember 1941 die Konzessionen besetzte, die Einwohner aus den westlichen Ländern mit Ausnahme derer aus den mit Japan verbündeten Achsenmächten Deutschland und Italien sowie die sich zur Vichy-Regierung bekennenden Franzosen internierte und die Verwaltung mit der mehr formalen Ausnahme der französischen Konzession, die sich nominell Vichy unterstellte, übernahm. Während des Krieges verzichteten die westlichen Vertragsmächte für Shanghai und den anderen Vertragshäfen in China auf ihre Vorrechte zugunsten der damaligen chinesischen Regierung unter Jiang Kaishek, die 1949 nach Formosa/Taiwan vertrieben wurde. Im Mai 1949 zogen die Truppen der vierten „roten“ Armee friedlich und diszipliniert in Shanghai ein, und am ersten Oktober 1949 wurde in Peking die Volksrepublik China ausgerufen.

In Indien verliefen im zweiten Weltkrieg die Fronten und lagen die Interessen anders. In Bengalen und Kalkutta wären die Japaner von den meisten Indern als Befreier empfangen worden. Aber sie gelangten durch Burma nicht über die Grenzen des indischen Assam hinaus. Aber auf ihrer Seite kämpfte eine indische Legion, und Subhas Chandra Bose, der aus Kalkutta über Russland in das Deutsche Reich geflohen war und seine Dienste zur Befreiung Indiens angeboten hatte, hatte sich von dort mit Hilfe der deutschen Kriegsmarine auf dem Weg nach Asien zu den Japaner gemacht. Anders als das heutige China entstand das heutige Indien nicht aus einem gewaltsamen Umbruch, wie ihn sich Bose mit ausländischer Hilfe vorstellte und zu betreiben suchte, sondern unter dem Einfluss Gandhis und der Führung Nehrus, evolutionär und nicht revolutionär, wenn auch die Geburtswehen der Teilung nicht weniger gewaltsam, schmerzlich und grausam waren als der Umbruch der Gesellschaftsordnung durch die Kommunisten in China. In Shanghai, wo die Westmächte schon während des Krieges auf

ihre Vorrechte offiziell verzichtet hatten, vollzog sich die Revolution durch den disziplinierten Einmarsch der Roten Armee. Auch in Kalkutta blieben die gefürchteten Ausschreitungen als Folge der Teilung im Gegensatz zu den blutigen Vorkommnissen im Westen Indiens, dort besonders in Punjab, weitgehend aus. Mit der Abtrennung Ostbengalens, des heutigen Bangladesch, waren allerdings die mittelbaren Folgen zumindest ebenso schwer wie im geteilten Punjab.

Geistige Zentren westöstlicher Symbiose in Indien und China

In ihrer Eigenschaft als kulturelle und intellektuelle Zentren spielten dagegen Schanghai und Kalkutta ähnliche Rollen. Etwas gewagt aber nicht ganz abseitig lassen sich Rabindranath Tagore in Bengalen als „indischer Goethe“, Lu Xun in Schanghai als „chinesischer Schiller“ apostrophieren. Tagore, in Kalkutta unter wohlhabenden Verhältnissen geboren und dort auch verstorben aber weltweit verehrt und mit Indiens erstem Nobelpreis (für Literatur) ausgezeichnet macht Indiens Dichtung und Geistesleben international bekannt und anerkannt und auch im Westen salonfähig. Lu Xun geißelte von Schanghai aus die Verhältnisse in China und kämpfte mit spitzer Feder für eine Erneuerung und die Unabhängigkeit von allen semikolonialistischen Rudimenten. Lu Xun ist zwar im Westen weniger bekannt als Tagore, aber er wird gerade in Schanghai mit Museum, Denkmal und umschließenden Park so geehrt wie außer dem Gründer der Republik Sun Yetsen niemand außerhalb der kommunistischen Partei-Führung. Eine ihnen gemeinsame geschichtliche Rolle beider Städte ist ihre Wirkung im Freiheitskampf und in der Revolution ihrer Länder in beiden Fällen nicht durch physische Gewalt sondern durch geistige Wirksamkeit und kulturellen Einfluss. In Indien ist das intellektuelle Niveau der Bengalen anerkannt, wenn ihnen auch nachgesehen wird, dass Gespräch, Diskussion und geistige, auch geistvolle, Auseinandersetzungen auf Kosten von Tatkraft und Entscheidungsfähigkeit gehen mögen. In Kalkutta wurde und wird dies bis zu einem gewissen Grade in Handel und Industrie durch die Marwaris wettgemacht aus dem Westen Indiens, vornehmlich Rajastan, eingewandert sind sie heute in Kalkutta die führenden und reichsten Unternehmer. Politisch führend und wirksam waren und sind jedoch die Bengalen mit ihrem hohen Bildungsniveau und Verwaltungserfahrungen von der Kolonialzeit an. Allerdings liegt wahrscheinlich in der Summe aller dieser Eigenschaften der Grund, warum die Bengalen in ihrem politischen Engagement in Indien auf Nebengleise geraten sind. In der Unabhängigkeitsbewegung haben sich gegenüber der evolutionären Ghandi/Nehru-Linie die mehr revolutionären, fundamentalistischen Ideen von Subhas Chandra Bose von Kal-

kutta aus nicht durchsetzten lassen, und heute regiert in Kalkutta unter einer majoritären kommunistischen Partei eine Linke Front-Regierung, in der eine Splitterpartei übrigens die Tradition von Subhas Chandra Bose aufrecht hält. Auch wenn die Linke Front eine maoistisch-kommunistische Splitterpartei und deren außerparlamentarische terroristischen Gewaltmethoden entschieden bekämpfte, ist eine gewisse Verwandtschaft und sogar Affinität zum kommunistischen China nicht zu verkennen. Hierauf sei später noch detaillierter eingegangen.

Shanghais kulturelle Rolle und Bedeutung hat seine Wurzeln in der Tradition enger West/Ost-Begegnung und der geschützten freien geistigen Entfaltung während der 100 Jahre der Westkonzessionen. Nach der Unterbrechung im zweiten Weltkrieg wird dies seit Reformbeginn 1978 in China zunehmend anerkannt und genutzt. Mit der Öffnung, die man sich in Schanghai besonders weit auswirken lässt, knüpft man bewusst daran an, – ein Paradebeispiel dafür, dass sich die Globalisierung nicht aufhalten lässt und ihre Wurzeln weit vor die Entwicklung der modernen Kommunikation zurückreichen, auf die sie meist einseitig und simplifizierend zurückgeführt wird. Die wichtigsten unter den in Schanghai lehrenden und forschenden Hochschulen und entsprechenden Institute sind durch die Initiative, Gründer oder Sponsoren aus dem Westen entstanden, so die Fudan-Universität, die heute mit der Beida (Peking-Universität) und der „Nanda“ (Nanking-Universität) eine der drei renommiertesten Allgemein-Hochschulen Chinas ist. Und nicht zuletzt gilt dies für die kurz nach der Jahrhundertwende von einem Shanghaier deutschen Arzt zunächst als medizinische Hochschule gegründete, heute umfassende und landesweit führende Technische Tongji-Universität und die ebenso renommierte Jiatong Technische Universität ebenfalls in Shanghai, aus der u.a. Jiang Zemin, später Staatspräsident hervorgegangen ist. Auch andere Institute mögen westliche Wurzeln haben, auch wenn dies in einer Geschichte der Isolierung und Unterdrückung westlicher Rudimente vor Reform und Öffnung untergegangen sein mag. Auch für Kalkutta reicht die Tradition westlichen kulturellen Einflusses als Zentrum für Indien weit in die Kolonialzeit zurück. Die 1857 nach europäischen Mustern gegründete Kalkutta-Universität ist zusammen mit den im gleichen Jahr gegründeten Bombay-Universität und Madras-Universität eine der ältesten in Indien. Wichtige Institutionen aus und vor der Hauptstadt-Ära sind bis heute in Kalkutta verblieben, so das schon 1814 gegründete Indian Museum, die indische Nationalbibliothek, der geographische Dienst und der botanische Dienst („Geographical“ resp. „Botanical Survey“) mit ihren Instituten und dem über Indien hinaus renommierten „Botanical Garden“. Die Wurzeln sind ähnlich; aber später im unabhängigen

Indien führte die Entwicklung zu einem heute anderen Ergebnis zumindest auf dem Gebiet der in unserer Zeit so im Vordergrund stehenden technologischen Forschung. Die modernen großen Vorhaben, so in der Nuklearphysik im Raum Bombay, die Raumfahrt-Entwicklung in Bangalore, die Computer-Entwicklung ebendort in Süden Indiens, werden mit Schwerpunkt anderwärts im Lande betrieben. Die Kalkutta-Universität mit über 200 Colleges, über 15 000 Studenten (sowie weiteren über 200000 Studenten in einem großen Kreis angeschlossener („affiliated“) Institute ist zwar nach wie vor die größte in Indien; aber schon vor- und verstärkt nach der Unabhängigkeit hat jede etwas bedeutendere Stadt ihre Universität bekommen und die Kalkutta-Universität ragt nicht, etwa im Vergleich zu der vom Ausland gesehen bekanntesten heute, der Delhi-Universität hervor. Etwa Anfang der achtziger Jahre ließen Eifer und Disziplin der Studenten ziemlich zu wünschen übrig; es gab fallweise immer wieder Studentenstreiks und Gerhaos, eine spezifisch indische Methode, bei der man sich um den bestreikten Lehrer, Direktor oder wen auch immer versammelt und niederlässt und ihn gewaltlos am Fortgehen hindert. Aber wenn man dies unter indischen Verhältnissen nicht überbewerten sollte und aus dem Westen sogar als Symptom des Demokratie-Verständnisses sehen könnte, erscheint vom Standpunkt akademischer Effizienz der Unterschied besonders zu Shanghai Hochschulen erheblich – wobei man aber wohl auch dazu sagen muss, dass Indien China in der Forschung, insbesondere in der Spitzentechnologie, auf das ganze Land gesehen nicht nachsteht. Zwar nicht in Kalkutta selbst aber doch in Westbengalen, in Kharagpur, befindet sich eine der fünf modernen Elite- Technischen Hochschulen („ITIs“ – Indian Technical Institutes). Auch in Kalkutta selbst gibt es eine Anzahl moderner Fachinstitute und auf einigen Fachgebieten z.B. in der Medizin, Biologie und anderen ist es führend. Aber im Ganzen hat gerade in der angewandten und praxisrelevanten Forschung der Westen und Süden des Landes hinzugewonnen. Der Zusammenhang mit einer ähnlichen Verschiebung der wirtschaftlichen Gewichte im modernen Indien liegt auf der Hand. In Literatur, Musik und Bildender Kunst mag Kalkutta seinen Rang eher gewahrt haben. Aber die indischen Filmindustrien in Bombay und in Madras haben Kalkutta wohl den ersten Rang abgelaufen, und Salman Rushdie, wenn auch hauptsächlich dank Verfolgung und Morddrohung Indiens bekanntester Schriftsteller, kommt aus dem Westen und lebte vor seiner Emigration in Bombay: Die Hauptschauplätze seiner Romane liegen im westlichen Nachbarland Pakistan und im westlichen Indien. Das Bengali ist sicher ein für Dichtung und Schauspiel besonders geeignetes, hoch entwickeltes Idiom, aber als eine Regionalsprache begrenzt es auch die Ausstrahlung. Tagore hat erst in den englischen Übersetzungen seine literarische Bedeutung

gewonnen, die in Bengalen heute besonders durch die moderne humanistische Viswa Barathi Universität in Shantineketan hochgehalten und gewahrt und gepflegt wird. Ein anderes Symbol spezifisch bengalischen Geistes mit weltweiter Ausstrahlung ist die Ramakrishna-Mission in Kalkutta, die durch eine ökumenische Symbiose hinduistischer Tradition und westlicher Werte eine geistig-kulturelle Erneuerung erstrebt. Ramakrishna war Bengale, und sein Schüler Vivekananda gründete 1936 am 100. Geburtstag des Meisters, die Mission, die außer in der Verbreitung seiner Ideen auch in der geisteswissenschaftlichen Forschung tätig ist und einen weltweiten Namen hat. Auch in anderen Regionen Indiens haben religiöse Leiherr Gläubige um sich versammelt, ohne die Bedeutung und Ausstrahlung wie die Ramakrishna-Bewegung entfernt zu erreichen, von denen sie sich außerdem durch ihre Weltzugewandtheit und Mystikferne unterscheidet. Auch in China hat es theosophische und philosophische Schulen und Bewegungen gegeben. Aber sieht man einmal von der Sinisierung des Marxismus zum Maoismus bis jetzt zur sozialistischer Marktwirtschaft und dem wirren Mischmasch christlicher und traditioneller Ideen der Taipings ab, so gibt es keinen klassischen Versuch geistiger Symbiose mit westlichen Ideen. Zum andern war und wäre auch Schanghai nicht der Boden dafür, so sehr hier auch heute über den Westen geforscht und „vom Westen lernen“ zu wollen betont wird. In China, und für Schanghai betont typisch ist eine Koexistenz, in der der Gegensatz ohne sittliche Überhöhung mit der Idee des „gegenseitigen Nutzens“ überbrückt wird.

Der Westen in der wirtschaftlichen Rolle Shanghais und Kalkuttas

Geowirtschaftlich lässt schon ein Blick auf die Landkarte Entsprechungen und Parallelen erkennen. Beide Städte im Mündungsdelta der größten Ströme ihrer Länder, des Ganges und des Jangtse, mit ihren fruchtbaren Ebenen und weit darüber hinausgehenden Einzugsgebieten. Die dicht besiedelten Ebenen der beiden Flüsse waren und sind die Kerngebiete Indiens wie Chinas. In Indien hat zwar die Teilung einen Teil das Delta des Ganges und sein anderes Ufer am Unterlauf abgetrennt, ein Problem, das sich für Shanghai nicht gestellt hat. Aber die Gegenseiten beider Flussmündungen waren und sind für die wirtschaftliche Entwicklung, sieht man vom landwirtschaftlichen Potential ab, von vergleichsweise geringem Gewicht. Nord-Jiangsu war lange chronisches Überschwemmungsgebiet und ist dies trotz extensiver Wasserbauvorhaben sporadisch auch heute noch; das gleiche gilt für Bangladesh, das ehemalige Ostbengalen, und danach vorübergehend Ost-Pakistan, in dem sich mit dem Gangesdelta der andere gewaltige Strom, der Bramaputra, aus dem Ostern vereint. Ob neu erschlossene

Erdgas-Vorkommen Gewicht und Rolle Bangladeshs verschieben, ist noch eine Zukunftsfrage. Für Kalkutta als Verarbeitungs- und Marktzentrum für die landwirtschaftliche Erzeugung des damaligen Ost-Bengalen bedingte die Teilung Umstrukturierungen und für Westbengalen ein langwieriges Flüchtlingsproblem. Aber auch für Shanghai stellten sich im Zuge seiner Modernisierung tief greifende Strukturprobleme. Ebenso wie sich Shanghai als Kopf des „Jangtse-Drachens“ in einer aus der chinesischen Mythologie abgeleiteten Allegorie mit besonders positiver Assoziation sieht, lässt sich dies auch für Kalkutta mit dem Ganges-Hinterland vorstellen; das wirtschaftliche Potential Kalkuttas liegt gangesaufwärts außer im Handel und in Verarbeitung der landwirtschaftlichen Produktion der Ebenen in der Erschließung und Nutzung reicher Rohstoff-Vorkommen an ihren Rändern. Wiederum für beide Städte gleichermaßen trifft zu, dass sie ihre Entstehung und spätere Entwicklung zu Weltstädten ihren Häfen verdanken. Dass die Häfen Kalkuttas wie Shanghais nicht an den Hauptströmen und schon gar nicht an der Meeresküste sondern an Nebenarmen ausgesucht und angelegt wurden, erklärt sich aus dem Stand des Schiffbaus in ihrer Gründungszeit: Kalkutta am Mündungsarm Hooghli, Shanghai im Nebenfluss des Jangtse kurz vor dessen Mündung in das Meer, dem Hoangho. Mit der weiteren Entwicklung von Schiffbau und Schifffahrt ergaben sich jedoch für die Zufahrten aus den Hauptströmen in die Zufahrten Hoangho wie Hooghli Probleme durch unzureichende Wassertiefe und Versandung, die sich durch Ausbaggerung der Fahrtrinnen nicht mehr vollständig lösen ließen. Schon länger mussten Schiffe mit größerem Tiefgang am Ufer des Jangtse in ein dort festliegendes 100000 BRT Schiff vor der Einfahrt in den Hoangho geleichtert werden. In neuerer Zeit begann man dann mit dem Bau von Außenhäfen sowohl am Jangtse als Werkshafen für den Stahlwerkskomplex Baoshan wie ebenso für den Petrochemischen Komplex Shanghai an der Meeresküste. Als letzter Schritt wurde im Entwicklungsprojekt Pudong ein Tiefwasserhafen am Meer mit modernen Verkehrsverbindungen nach Shanghai gebaut. Schließlich war schon früher etwas weiter südlich am Eingang zur Hangzhou-Bucht ein Tiefwasser-Umschlaghafen für Massengüter, vor allem Erze und Kohlen, nach Shanghai geschaffen worden. Auch Westbengalen grenzt an das Meer, das dort auch seinen Namen „Golf von Bengalen“ trägt. Aber an den sandigen oder sumpfigen flachen Küsten lassen sich Häfen kaum vorstellen. Indiens Seehäfen an seiner Ostküste liegen viel weiter im Süden. Selbst das Hafenbauprojekt Paradip im südlichen Nachbarstaat Orissa ist nicht vorangekommen. So blieb bisher nur als Alternative für den Hafen Kalkutta der Ausbau des Außenhafens Haldia hooghliabwärts im Rahmen einer industriellen Entwicklungszone dort. Aber im ganzen waren die natürlichen Voraussetzungen

für den Hafen Kalkutta , und sind dies heute noch mehr, ungünstiger als für Shanghai, wobei noch hinzukommt, dass Shanghai in der Mitte der chinesischen Küste, Kalkutta aber am Ende der indischen sozusagen „im letzten Winkel“ liegt; schon zu Kolonialzeiten begann es auf dem indischen Kontinent von dem Zugang aus dem Westen, Bombay, überholt zu werden. Während Kalkutta sich immerhin noch als größter Endhafen („Terminal Port“) Indiens bezeichnet, ist Shanghai überhaupt der größte und führende Hafen Chinas und einer der bedeutendsten Welthäfen. Kalkutta andererseits hat den Vorteil bedeutender Rohstoff-Vorkommen in seinem Hinterland. Nach der politischen begann der junge Staat die wirtschaftliche Unabhängigkeit zu planen und dies im Fünfjahresrhythmus umzusetzen. Im zweiten Fünfjahresplan 1956 und 1961 wurde der Entwicklung einer Schwerindustrie hohe Priorität gegeben. Für die Standortwahl waren die Erz- und Kohle-Vorkommen im Nordosten, in den Nachbar-Unionsstaaten Westbengalens Bihar und Orissa sowie auch in Westbengalen selbst der entscheidende Faktor. Es entstanden die Stahlwerke Durgapur in Westbengalen, Rourkela in Orissa, Bokaro in Bihar und Bhilai in Madhya Pradesh. Im Grenzdreieck der ersten drei der genannten Provinzen mit Schwerpunkt in Bihar und der Stadt Dhanbad wurde die Kohleförderung ausgebaut und forciert. In Bihar und Westbengalen wurde das Damodar Valley-Mehrzweck-Projekt zur Stromgewinnung und Wasserregulierung eingeleitet und durchgeführt. Für alle diese Vorhaben wurde Kalkutta zur Nachschub-Drehscheibe und – an seine administrative und Dienstleistungstradition anknüpfend – zum „Schreibtisch“ dieser teilweise in unerschlossener Wildnis gelegenen Projekte; für die zahlreichen ausländischen Experten bot Kalkutta eine zivilisierte Zwischenstation. An den meisten Vorhaben war ausländische Expertise und Finanzhilfe beteiligt, so aus Deutschland für Rourkela, das bis heute das größte einzelne deutsche Entwicklungshilfe-Projekt geblieben ist. Kalkutta geriet damals in das Zentrum des Interesses aus dem Westen, nicht zuletzt galt dies für uns in der Bundesrepublik.

Es war dies gerade die Zeit als Shanghai sich in China auf einem Tiefpunkt befand und noch weiter geriet. Abgesehen von ideologischen Überlegungen der „Entseuchung“ dieser als westliche Basis in China „infizierten“ Stadt richtete sich eine autarkistische Wirtschaftspolitik, gerade umgekehrt wie in Indien zugunsten Kalkuttas, gegen Shanghai. Anders als im Osten Indiens gibt es im Hinterland Shanghais, auch nicht jangtseaufwärts und auch nicht weiter im Süden weder Erze noch Kohle, deren abbauwürdigen Fundstätten weit im Westen und Norden liegen. Dort setzte die damalige chinesische Entwicklungspolitik mit Priorität an. Allerdings hat das Shanghai weniger geschadet als zu erwarten. Es blieb wichtigster Industriestand-

ort in China. Seine günstigste Verkehrslage, vorhandene Anlagen und Infrastruktur und nicht zuletzt der Standard seines „Human Capital“ glichen die Entfernung von den Rohstoff-Standorten mehr als aus und widerstanden auch allen wirtschaftspolitischen Verlagerungsversuchen.

Wie schon erwähnt haben Reformen und Öffnung für Shanghai eine völlig neue Situation geschaffen. Paradoxerweise ist danach die, wenn auch nur relative, Bedeutung Shanghais als Industriestandort in China zurückgegangen, als sich die Reform-Dynamik auf das ganze Land ausbreitete; vor allem im Süden entstand nicht nur wegen der geographischen sondern auch der finanziellen und besonders unternehmerischen Nähe Hongkongs ein sich schnell ausbreitendes Verarbeitungszentrum, konzentriert auf Leichtindustrien. Aber auch nachdem Hongkong in die chinesische Souveränität zurückgekehrt ist, ist nicht zu erwarten, dass im Verhältnis Shanghai zu Hongkong in China eine ähnliche Situation wie in Indien im Verhältnis Kalkutta zu Bombay entsteht. Eher wird die Bedeutung beider Industriestandorte durch rohstoffnähere und jangtseaufwärts gelegene Industrien relativiert. Shanghai hat durch eine Strukturreform vorgebeugt, die seine Bedeutung als Wirtschaftszentrum noch stärken soll. Vorgesehen und schon mehr als ein Jahrzehnt nachweisbar ist eine nicht nur absolute sondern auch deutlich relative Zunahme der Dienstleistungen. Dazu konzentriert sich Shanghais Industrie auf die wissensintensiven Zweige und fördert die Verlagerung einfacher Industrien – auch zur Entlastung seiner überbeanspruchten Infrastruktur – in die Nachbarprovinzen.

Dennoch hat Shanghai auch seine industrielle Produktion absolut deutlich gesteigert. Mit dem modernen Stahlwerk Baoshan und den z.T. modernisierten älteren Stahlwerken 1 bis 5 ist Shanghai heute die wichtigste schwerindustrielle Basis in China. Zwar hat sich die Hoffnung auf Off-Shore Erdölvorkommen nicht erfüllt: aber vom Dreischluchten-Projekt am Jangtse soll Shanghai mit einer neuen Hochspannungsleitung versorgt werden. Seit längeren sind Untersuchungen im Gange, Kohle, statt diese in Schiffen zu transportieren, durch Rohrleitungen vom Norden nach Shanghai zu schwimmen. Schließlich ist immer wieder von einem Atomkraftwerks-Projekt im benachbarten Nord-Jiangsu die Rede.

Kalkutta ist zu den indischen Rohstoff-Vorkommen günstig gelegen. Es hat auch nicht das Problem, den Stadtbezirk von einer übergewichtigen Industrie zu entlasten, und es war immer schon in erster Linie Dienstleistungszentrum, wenn auch hauptsächlich durch seine Handelsfunktionen. Kalkutta war nicht durch die Grenzen einer „Konzession“ eingegengt gewe-

sen, es waren schon zur Kolonialzeit Industrie-Ansätze außerhalb angesiedelt als Beispiel die „Tata-Stadt“ Jamshedpur mit Schwer- und Maschinenindustrie oder auch die südlich von Kalkutta in der „Bata-Stadt“ Batanagar gelegene Schuh-Industrie, jeweils mit Büros und Verwaltung in Kalkutta. In Deutschland läge ein Vergleich mit Düsseldorf nahe, wenn nicht das Bild ihrer Städte von einem solchen Vergleich zurückschrecken lässt. Auch wirtschaftlich hätte dies aber höchstens während des Investitionsbooms der „Rourkela-Zeit“ eine gewisse Berechtigung gehabt. Aber die damalige Glanzzeit verblasste bald, was sich nicht auf einen einzigen Grund zurückführen lässt. Vielfach werden die politischen Unruhen, die schließlich zur heutigen Linke Front-Regierung führten, vordergründig verantwortlich gemacht. Aber gerade diese hat seit nunmehr fast dreißig Jahren in Westbengalen und Kalkutta stabile Regierungs- und allgemeine politische Verhältnisse herbeigeführt und gesichert. Auf lange Sicht wichtiger war und ist aber wohl, wie in China in Bezug auf Shanghai, ein Aufholprozess anderer Landesteile. Dies gilt vor allem für den Süden. Bombay im Westen mit den Staaten Gujarat und Maharadscha war immer schon ein gleichwertiges Gegengewicht zu Kalkutta und Westbengalen. Hinzu mag gekommen sein, dass die dem indischen Westen gegenüberliegende Küste, Arabien und der Mittlere Osten, mit der wachsenden Bedeutung des Erdöls an weltwirtschaftlichem Gewicht erheblich gewann und dies auch auf Indiens Westküste ausstrahlte. Unmittelbar relevanter war aber die erfolgreiche Erschließung der soweit bedeutendsten eigenen Erdölvorkommen Indiens vor der Küste. „Bombay-High“ fördert heute ein Vielfaches des schon zu englischen Zeiten von der Burma-Oil und jetzt von Oil-India ausgebeuteten Erdölvorkommens in Assam. Es ist zwar immer wieder die Rede von neuen Fundstätten im Osten und sowjetrussische Untersuchungen hätten sogar ergeben, dass Kalkutta auf einem Erdöl-See stände. Nichts wirtschaftlich Relevantes hat sich jedoch bisher daraus ergeben. Am konkretesten scheint noch ein Anschluss an in Bangladesh gefundene Erdgasvorkommen.

Andere natürliche Vorraussetzungen bedingten und bedingen Besonderheiten. Aber wirtschaftliches Schicksal und Entwicklung haben sich doch ähnlich gestaltet und sind ähnlich verlaufen. Verursachung und Beeinflussung aus dem Westen waren den beiden gemeinsame, wenn auch verschiedenen wirksame Faktoren:

- 1) Im Kolonialzeitalter zwar einseitig auf den Vorteil des Westens abgestellt dennoch aber, zunehmend mit dem Kampf um die Unabhängigkeit gegen den Westen einhergehend, ein Entwicklungsanstoß.

- 2) Im unabhängigen Indien und einem nachrevolutionären China zunächst gleichermaßen Autarkiepolitik und Hauptgewicht in der Schwerindustrie, um den Machtrückstand selbst auf Kosten wirtschaftlicher Effizienz aufzuholen,
- 3) schließlich die Umsetzung der Erkenntnis, dass sich dies durch kontrollierte Öffnung zwischen gleichberechtigten Partnern und Freigabe der Marktkräfte besser und mit steigendem sozialem Wohlstand erreichen lässt.

Während der ersten Phase waren Kalkutta und Shanghai die zentralen Ansatzpunkte aus dem Westen in ihren Ländern und darüber hinaus in Asien, in der zweiten Phase war dies mehr Kalkutta als Shanghai, in der dritten wurde es mehr Shanghai als Kalkutta. Aber schon damals, und heute ohnehin, wurde die Position einzelner Städte wie Kalkutta und Shanghai trotz ihrer Größe mit zunehmender unfassender Breite der Beziehungen nicht nur in ihren beiden Ländern sondern in Asien über diese hinaus als Globalisierung eingeebnet, Aber die herausragende historische Rolle der beiden Städte auf dem Wege des Westens nach Asien lässt sich nicht leugnen.

Stadtbilder als Symbiose von Vergangenheit und Modernisierung

Augenfällig und eindrucksvoll spiegelt die aus der Zeit um und nach der Jahrhundertwende bewahrte Bausubstanz noch heute Gemeinsamkeiten beider Städte wider. Symbolische – aber nicht darauf beschränkte – Beispiele sind in Shanghai der berühmte „Bund“ („Bund“ ist ein Hindi-Wort, die gegenseitige Nähe in jenen Zeiten unterstreichend), die Uferstrasse am Huangpu, in Kalkutta die Chauringhee am Rande des „Maidan“, der weiten parkähnlichen Grünfläche, die sich zum Hooghli hinzieht. Beides waren Prachtstrassen westlichen Stils und Zuschnitts, um die sie seinerzeit, auch europäische Groß- und Hauptstädte beneiden konnten. Nach dem zweiten Weltkrieg und den Wirren der Teilung in Indien und langen politischen Unruhen in Westbengalen und der revolutionären Umwälzung in China wirkten beide abgeschabt und ungepflegt, erleben aber jetzt eine stilbewusste und -wahrende Renaissance. Der nach dem Staatsgründer Sun Yat-sen in Zhongshan Lu umbenannte Bund ist den modernen Verkehrserfordernissen angepasst und an der Flussseite parkähnlich verschönert worden. Die Chauringhee ist durch eine unter ihr entlang führende U-Bahn verkehrsmäßig entlastet und wirkt gepflegt und hat ohnehin den Vorteil einer Parkseite.

Moderne U-Bahnprojekte sind eine andere Parallele. An die Vergangenheit knüpfen sie insofern an, als die schnelle Entwicklung zu überbesiedelten Mega-Großstädten mit mehr als 10 Millionen Einwohnern die Infrastruktur vor allem im Verkehr überholte, so dass die Verlegung unter die Erde der einzige Ausweg war, Kalkutta war mit seinem U-Bahnprojekt einige Jahre voraus, aber Shanghai überholt es mit einem schnellen Ausbau seines Netzes. Aber die Wahrzeichen der modernen Entwicklung sind in den beiden Flussufer-Städten ihre Brückenbauten. In Shanghai überragen die in den neunziger Jahren in Rekordzeit fertiggestellten Nan(Süd)-pu- und Yan (Nord)-pu-Brücken nicht nur die Uferpartie sondern das Stadtbild überhaupt und sind heute mehr als der Bund Wahrzeichen der Stadt und Ihrer „Verdoppelung“ auf dem anderen Ufer durch das Pudong-Projekt. In Kalkutta hat die frühere Willingdon Bridge (heute Vivekananda Bridge) zwar nicht mehr wie in Shanghai den Reiz von Neuheit und moderner Technik und Gestaltung; sie wurde 1892 eingeweiht. Aber Kalkutta war damit Shanghai 100 Jahre voraus und die auch heute noch gewaltig wirkende Brücke erfüllt auf verschiedenen Etagen für Bahn – wie Straßenbahn, Autos und Fußgänger ihren Zweck als wichtigste Verkehrsader der Stadt; Sie ist darüber hinaus auch ein technisch-architektonisch-historisches Bau- denkmals. Aber durchaus vergleichbar mit den modernen Brückenbauten in Shanghai wurde in den neunziger Jahren auch eine moderne Hochbrücke über den Hooghli fertiggestellt, wenn diese auch wegen des dazwischen liegenden Maidan und des alten Fort William nicht so das Stadtbild beherrscht wie die Brücken in Shanghai. Aber in ihren Funktionen lassen sich die Brücken durchaus vergleichen. Alle vier überbrücken fast gleich breite Ströme und Häfen bzw. ihre Zugänge. Die jenseitigen Ufer sind weitgehend integriert; so liegt Kalkuttas Hauptbahnhof auf der anderen, der Howrah-Seite. In Shanghai ist auf dem jenseitigen Ufer das neue Pudong entstanden. Diese Parallelen haben keine externen Motive oder geschichtlichen Wurzeln, außer dass beide Städte von ihren Gründern aus dem Westen wegen ihrer ähnlichen natürlichen Bedingungen ausgewählt worden waren. Übrigens war tatsächlich auch in Shanghai der Bau einer Brücke ein altes Projekt, das aber in den dreißiger Jahren in der sparsamen demokratischen Selbstverwaltung Shanghais nicht über die Planung hinauskam. Im kolonial-autoritären Indien vor der Jahrhundertwende war dies, zumal für die damalige Hauptstadt, kein besonderes Problem; kein Aufwand wurde gescheut um die Willingdon Bridge als ein damaliges Wunderwerk der Technik zu bauen. Umgekehrt wurden jetzt in China im Rahmen des nationalen Prestige-Projekts Pudong die beiden Hochbrücken in der Rekordzeit von nur je fünf Jahren fertiggestellt. Dass die neue zweite Brücke über den Hooghli in Kalkutta jetzt 20 Jahre bis zur Inbetriebnahme gebraucht hat,

lässt sich allerdings nicht ohne weiteres auf die föderale Demokratie Indiens im Umkehrschluss zurückführen, sondern hatte mit unerwarteten Problemen des Untergrunds zu tun (um die zu beheben auch ein deutsches Consulting-Büro hinzugezogen wurde).

Die modernen Brückenbauten wie auch andere moderne technische Hochleistungen, lassen sich sicher nicht mehr dem „Westen in Asien“ zurechnen (worum es hier geht), auch nicht weil etwa ausländischen Finanzhilfe wesentlich zu den Brückenbauten beigetragen hat, die aber sonst in Planung, Design und Ausführung nationale Schöpfungen sind. Was jedoch relevant bleibt, ist, dass die natürlichen Bedingungen beider Plätze auf Entscheidungen und Durchsetzungen aus dem Westen zurückgehen. Beide Länder hatten vorher und haben jetzt aus nationalen Gründen im Landesinneren ihrer Staaten ihre Zentren. Die ursprünglich frappierenden geographischen geopolitischen Ähnlichkeiten und Entsprechungen haben sich für die weitere Entwicklung der Städte auf Grund von Verschiedenheiten ihres politischen Schicksals verändert. Kalkutta ist vom Gangesdelta, das auch noch aus dem Osten den Bramaputra aufnimmt, abgeschnitten, während sich Shanghai bis an den Jangtse ausdehnen und voraussichtlich in absehbare Zeit Chongming im Jangtse, größte Insel Chinas nach Formosa und Hainan, einbezieht, was es noch mehr als bisher zu einer Stadt der Großbrücken machen würde. Das ginge über die phantasievollsten Visionen aus der Zeit des „westlichen“ Shanghai weit, weit hinaus. Bei seiner Gründung ging es darum, im Delta des Jangtse einen möglichst ruhigen geschützten Platz zu finden! Aber dies hat den Anstoß in eine Zukunft gegeben, die sich so sonst nicht eröffnet hätte und noch weiter entwickelt, wie in den kühnsten Visionen nicht vorherzusehen war.

Kalkutta scheint nach seiner Shanghai übertreffenden Glanzzeit in eine Sackgasse geraten zu sein. Aber es ist auch heute eine pulsierende, geistig und wirtschaftlich rege Großstadt und über seine Zukunft ist noch nicht das letzte Wort gesprochen, wenn vielleicht die abgeschnittenen, wirtschaftlich stagnierenden und politisch laborierenden Nachbarn im Osten – Bangladesch über Burma bis Kambodscha und Laos, so wie schon Thailand dazwischen und Vietnam und dahinter China – als Kalkuttas natürliches Hinterland von der globalen Dynamik erfasst und ihre Ressourcen voll einsetzen. Verschieden im Bilde beider Städte sind auch die Spuren, die die in Indien mehr evolutionäre, in China radikal-revolutionäre politische Entwicklung nach der Unabhängigkeit bzw. dem politischen Umbruch hinterlassen hatte und z.T. noch hat. In Kalkutta wurde zwar dem Freiheitskämpfer gegen die Kolonialmacht – und bis zu seiner Gefangensetzung durch die Engländer

Bürgermeister der Stadt und Parteiführer auf Unionsebene – Subhas Chandra Bose ein herausragendes Denkmal errichtet, vor dem er bis heute jedes Jahr gefeiert wird ebenso wie der Geburtstag von Mahatma Ghandi an einer anderen Gedenkstätte auch in Kalkutta. Aber die typischen Erinnerungen an die britische Herrschaft, die Pferderennbahn mit eleganten Tribünen und einem Poloplatz sind ebenso wie die beiden Golfplätze und ohnehin der unveränderte Maidan mit dem Fort William nicht nur erhalten geblieben, sondern werden genutzt und gepflegt. Das gleiche gilt für den gewaltigen Kuppelbau zu Ehren der britischen Königin und Kaiserin von Indien Victoria dem „Victoria Memorial“, das nicht nur von nostalgischen Engländern sondern auch von geschichtsbewussten Indern besucht wird. Dagegen wurde in Shanghai mit als erstes der für den vorherrschenden englischen Einfluss so typische Race-Course, seit den Anfängen der internationalen Konzession Zentrum des gesellschaftlichen Lebens, je zur Hälfte in einen Volkspark und einen Aufmarschplatz umfunktioniert. An den kapitalistischen Bankpalästen am Bund hat man zwar nicht gerührt, aber dies außer aus funktionalen Zweckmäßigkeitsgründen deswegen, weil die Nutzung des größten und schönsten unter ihnen, das Gebäude der Shanghai-Hongkong Bank, durch die Parteiführung und die Volksregierung der Stadt, ein durchaus erwünschtes revolutionäres Symbol war – jedenfalls nachdem man die beiden den Eingang flankierenden gusseisernen Löwen, des britischen Wappentiers, entfernt hatte; sie sind auch nach der Reform nicht wieder aufgetaucht, obwohl jetzt die alten Bauten ehemaligen Eigentümer und sonstigen Interessenten zur Miete angeboten werden; Stadtregierung und Partei haben mittlerweile ein neues funktionales Rathaus am Volksplatz (dem ehemaligen Recourse!) bezogen. Befreit von ideologischen Fesseln mit fortschreitender Reform zeigt sich auch der als Volksplatz für Aufmärsche und Massenversammlungen unfunktionierte Teil des ehemaligen Racecourse, der in eine Grünanlage verwandelt wurde. Dem Rathaus gegenüber jenseits der Grün- und Blumenanlagen auf dem Volksplatz fand in einem architektonisch und ausstattungsmäßig sehr gelungenen modernen Bau das weltbekannte Shanghaier Museum mit seinen einmaligen Schätzen Aufnahme. Unter dem Platz befindet sich nicht nur die zentrale Shanghaier U-Bahnstation, sondern eine elegante Ladenstrasse, in deren Boutiquen alle großen Marken der westlichen Modewelt vertreten sind.

Kalkutta kann sich in seinen repräsentativen Bauten stärken auf seine Vergangenheit insbesondere seine Hauptstadtzeit stützen. Der weitläufige Palast mit großem Park aus viktorianischer Zeit, in dem die britischen Vize-Könige residierten, ist heute Amtssitz des Gouverneurs, der protokollari-

schen Spitze im Unionsstaat Westbengalen (einer Position, die bei uns einem „Präsidenten“, oberhalb einer Landesregierung – wenn es so etwas geben würde – entsprechen würde; er vertritt im Unionsstaat die zentrale Unionsregierung in Delhi). Die westbengalische Regierung verfügt über das historische „Writers Building“ aus der Zeit der britischen East India Company mit dem Grün des Maidan auf der anderen Straßenseite. mit dem sich der „Chief Minister“ (Unseren Länder-Regierungschefs entsprechend) unter Verzicht auf aufwendige neue Verwaltungsbauten begnügt. Außer der überlebensgroßen Statue der als Freiheitshelden verehrten Subhas Chandra Bose etwas weiter weg auf dem Maidan steht unmittelbar gegenüber dem Writers Building die nicht ganz so aufwendige Statue eines früheren westbengalischen Chiefministers. Sicher wird auch den Amtsinhaber Yioty Basu, erst Anwalt in London, dann radikal-kommunistischer Revolutionär und über 20 Jahre lang Chef einer von der kommunistischen Partei geführten Einheitsfront-Regierung, ein solches Denkmal ehren. Dies leitet zu einer Gegenüberstellung der politischen Verhältnisse gestern und heute in Kalkutta einerseits und Shanghai andererseits über.

Die Wege trennen sich:

Das westliche Erbe in den nationalen Identitäten

Nachdem sie den Spielraum bekamen oder sich beschafften, ihr Schicksal souverän zu gestalten, sind China und Indien mit ihrem westlichen Erbe sehr verschieden umgegangen. Zwar glich sich ihr nationaler Status erst jetzt nach Indiens Unabhängigkeit an, als Indien und China völkerrechtlich und protokollarisch auf gleicher Ebene gelangten. Aber tatsächlich war China im neunzehnten und bis Mitte des zwanzigsten Jahrhundert durch fremde Einflusssphären innerhalb seiner Grenzen, Verlust von regionalen und funktionalen Souveränitätsrechten und seines dynastischen Stammlandes, der Mandschurei, und vorher dem vorübergehenden Zerfall in sich bekämpfende Machtbereiche national weniger gefestigt als das kolonialisierte Kaiserreich Indien. Gerade aus der Sicht des Westens ähnelten sie sich damals mehr, als bis sie in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts gerade vom Westen aus gesehen verschiedene bis sogar entgegengesetzte Wege gingen. Im Ost/West-Konflikt wurde dies zu einem den Westen unmittelbar berührenden Weltproblem.

Während Chinas politisches System und Ideologie 1949 vom Stande Null seiner Gesellschaft bis hinab zum Menschen ausging, setzte Indien nicht nur seine auch weit vor die Kolonialzeit zurückreichende Gesellschaftsordnung fort, sondern übernahm auch aus dieser wesentliche staatsformende

politische und administrative Elemente im neuen Verfassungsrahmen der Union, vor allem die grundsätzlichen Ideen der westlichen Demokratie, aus westlicher und auch anerkannt aus eigener Sicht, als wesentlichste Hinterlassenschaft. Wenn sich auch in der Republik Indien eine Partei hervorgehoben hat, so dies de facto, und nicht wie in China de lege als Herrschaftspartei, aus dem Verdienst und der Tradition, Indien in die Unabhängigkeit geführt zu haben: Die Kongresspartei. Aber Regierungswechsel auf Unions- wie einzelstaatlichen Ebenen haben von Anbeginn an eine durchaus westliche Verfassungswirklichkeit bestätigt. Selbst die vorübergehende Ausschaltung des parlamentarischen Mechanismus unter der Vorsitzenden der Kongresspartei Indira Gandhi war formal verfassungsmäßig abgesichert. Eine weite Parteilandschaft in den Ländern der Union und in ihren Regierungen war ein anderes Merkmal.

Dass in einigen Unionsstaaten vorübergehend (Kerala) oder anhaltend (in Westbengalen) eine kommunistische Partei regierte, was im Westen in den Jahren des „Kalten Krieges“ ebenso irritierte wie eine außenpolitische limitierte – mit dem Satelliten-Dasein osteuropäischer Staaten nicht entfernt zu vergleichen – Anlehnung an die seinerzeitige Sowjetunion, war mit der Verfassung und der demokratischen Ordnung voll legitimiert, deren demokratischer Spielraum ideologischer Liberalität und Festlegung auf die Laizität schon während der britischen Kolonialzeit in den Prinzipien vorformuliert worden war. Die kommunistische Partei in Westbengalen mit Sitz in Kalkutta in einer Einheitsfront mit einer Anzahl kleinerer und nationaler regional begrenzter Parteien ist über 25 Jahre lang in demokratischen Wahlen bestätigt und noch bekräftigt worden, und eine kommunistische Regierung in Kerala, im Süden Indiens, war demokratisch abgewählt worden. Die Regierung in Kalkutta weist eine vergleichsweise ordentliche Verwaltung, von Anfang ihrer Regierungszeit an (und nicht erst durch die „Öffnungswelle“ aus China in Asien ausgelöst) rationale pragmatische Wirtschaftspolitik in taktischer Kooperation mit einer jeweils anderen, wechselnden Unionsregierung in Delhi (wobei sie je nach politischer Konstellation im Zentrum auch eine gewisse Hebelwirkung ausüben konnte) auf. „Nach unten“ ist sie vergleichsweise demokratisch offen, was in Westbengalen ohnehin natürlicher und selbstverständlicher ist als in den sozialen Traditionen stärker verkrusteten nachbarstaatlichen Provinzen. All dies ist letztendlich auch eine Nachwirkung aus der Vergangenheit, der britischen Herrschaft, die die Bengalen bevorzugt außer für untere auch für mittlere und gehobene Verwaltungsaufgaben heranzog und mit einem entsprechenden Bildungsumfeld besonders in Kalkutta erzog. Die damalige regionale Differenzierung wirkt bis heute in den jeweiligen Regierungskonstellatio-

nen fort. Zwar gibt es auch in Bihar eine kommunistische Partei; aber sie ist klein geblieben, obwohl der soziale Boden in diesem ärmsten Unionsstaat günstig sein sollte. Und selbst die kommunistische Partei in Bihar ist eine andere als in Westbengalen; zum Bruch zwischen beiden ist es offiziell wegen der Moskau-Hörigkeit der früheren KPI gekommen, auch wenn dabei personelle Fragen eine wichtige Rolle spielten. Die Regierungspartei in Kalkutta führt seither den Zusatz „marxistisch“, also „KPI(M)“. Nicht nur dass sie nach innen kein ideologisches Programm durchzusetzen versucht, sie zeigt auch keine außenpolitische Affinitäten. Eine seinerzeitige außerparlamentarische, einen gewaltsamen Umsturz anstrebende Splittergruppe mit Peking-Orientierung, als Mao in der Welt noch modern war, mit dem weiteren Zusatz „leninistisch“ als „KPI (ML)“ nach ihrem seinerzeitigen Hauptstützpunkt Nalaxi im Norden Westbengalens auch „Naxaliten“ genannt, wurde von ihr auch antiterroristisch bekämpft. Selbst diese heute einzige kommunistische Einzelstaatsregierung in Indien weist außer einer gewissen ideologischen Verwandtschaft keine Parallelen oder auch nur Nähe zu der gesellschaftlichen Entwicklung in der Volksrepublik China oder anderen Volksrepubliken in Asien auf. Dass sich einzelstaatlich die von der Partei vertretene ideologische Doktrin nicht durchsetzen ließe, sondern nur im Rahmen der Union, bleibt für die KPI (M) eine willkommene, gegenüber ihren Anhängern entschuldigende, Erklärung. Auch andere Parteien in Indien gerieren sich als „sozialistisch“, so auch die Kongresspartei, die, nachdem sie Indien in die Unabhängigkeit geführt hat, am längsten die Unionsregierung in Delhi und in der Summe die meisten und längsten Regierungen in Unionsstaaten gestellt hat. Die Realisierungsversuche im Sozialismus ließen sich nicht entfernt mit den gesellschaftspolitischen Experimenten in der Volksrepublik China vergleichen. Im Laufe der Zeit sind in Indien ohnehin die Gesellschafts- und schließlich auch die Wirtschaftsideologie des marxistischen Sozialismus gegenüber der nationalen Identifikation in den Hintergrund getreten bis schließlich zu einer politischen Renaissance der alten weltanschaulich-religiösen Wurzeln des Hinduismus, ohne dass dies trotz radikaler Auswüchse den laizistischen Geist und Text der indischen Verfassung berührt hätte. In der Volksrepublik China wäre ein solcher Spielraum politisch weltanschaulicher Entwicklung nicht vorstellbar; religiöse Bewegungen mit politischen Ansprüchen hätten keine Chance, sich durchzusetzen. Aber dieser Gegensatz hat auch nicht gehindert, dass gerade die damalige Regierungspartei der Union, die BJI⁶, den Normalisierungspro-

⁶ Baratiya Janata Party, (Hinduistische Volkspartei) in „Der Fischer Weltalmanach 2000“ auch als „Nationalistische Hindi Partei“ apostrophiert.

zess mit China forciert hat. Und die indische Demokratie hat auch reibungslos die Rückentwicklung zur traditionellen Regierung der Kongresspartei zugelassen, die aber mittlerweile ihre soziale Komponente mit liberaler Öffnungspolitik flankiert. Ministerpräsident wurde sogar der Finanzminister einer früheren Kongressregierung, der als „Vater“ der „indischen Öffnung“ gilt, sich aber in Statur und Ansehen in seinem Lande ebenso wenig wie diese selbst mit Deng Xiaoping und Chinas Öffnung vergleichen lässt. China war erst im neunzehnten Jahrhundert durch die Begegnung mit dem Westen in eine gewisse Schicksals-Parallelität mit Indien geraten⁷, deren auffälligstes Symptom die Entstehung der Städte Kalkutta und Shanghai als Zentren dieser Begegnung waren, China war und ist nach Geschichte und natürlichen Gegebenheiten eine zu 90% einheitliche Staatsbevölkerung und durch seine großen Flüsse als natürliche Verkehrswege bis weit ins innere zugänglich mit weiten nach Norden offenen und eine starke zentrale Verteidigung erfordernden Grenzen – ein Einheitsstaat, der nur in Zeiten der Schwäche der Zentralgewalt Zerfallserscheinungen zeigte. Die Revolution Maos führte zu einem radikalen Bruch mit allen vorherigen, nicht zuletzt mit allen Rudimenten des westlichen Erbes. Die als ideologisches Vorbild dienende leninistische radikale und zentralistische Form des Marxismus wurde über irrationale Experimente chinesischen Verhältnissen in einer sich verändernden internationalen Welt anzupassen versucht. Chinas Begegnung mit dem Westen nach der Öffnung ab 1978 geschah nach den 30 Jahren „hinter dem Bambus-Vorhang“, nicht wie hundert Jahre vorher des Westens mit China. China hatte die Initiative und bestimmte die Regeln und ihre Grenzen und kontrollierte sie, bis es sich gleichgewichtig und gleichberechtigt in das internationale globale Regelwerk einfügen konnte, mit dem Beitritt zur Welthandelsorganisation als Markstein und die selbst gestaltete „Sozialistische Marktwirtschaft“ in einer parteigelenkten und -kontrollierten Gesellschaft als soweit einmalige spezifische politische Ordnungsform. Auch „Demokratie“ jenseits der Volksdemokratie, Recht jenseits der Volksjustiz und selbst die alten Konzessions-Küstenstädte, ganz besonders Shanghai, als sichtbare Denkmäler der Konzessionszeit, wurden in der „Selbstbegegnung“ mit dem Westen jetzt „neu erfunden“ und nicht zuletzt neu gestaltet. Ideologische Hemmungen spielen keine Rolle mehr, wie dies nach dem Sieg der Revolution 1949 bis Jahrzehnte später, so gegenüber Shanghai, der Fall war. Auf die Kontrolle durch die Partei und das mehrstufige Wahlsystem als gesellschaftliche Lenkungs- und Kontrollinstrumente glaubt man nicht verzichten zu können; aber dies hänge auch vom Entwicklungsstand und nicht

⁷ Später wird aufgezeigt, dass sich während der Mongolenstürme im 13. Jahrhundert eine ähnliche Parallelität ergeben hatte; Seiten ...

zuletzt vom Bildungsniveau und einem durch eine qualitativ geeignete Medienlandschaft transparent gemachten Sachverstand ab. Sieht man von kleinsten Schritten wie der von Alternativ-Kandidaten bei allen personellen Wahlvorgängen ab, zeichnen sich derartige demokratische Fortschritte noch nicht ab. Aber dass darüber in China gesprochen und geschrieben wird, ist schon ein solcher.

Deutlicher konvergieren bereits Verständnis und Form im Rechtssystem, – auch und gerade dies in Indien als westliches Erbe fortgeführt, in China dagegen in der Begegnung neu angestoßen: China hat mit umfassender Rechtskodifizierung begonnen, die auch universalen Menschenrechts-Forderungen Rechnung trägt⁸ und als Grundsatz auch in die Verfassung übernommen hat. Indien hält am englischen System der Einzelfall-Präzedenz fest. Soweit man sich am Grundsatz der Unabhängigkeit der Justiz, insbesondere der Trennung von und zur Exekutive gebunden fühlt, ist die Konvergenz zwischen beiden wie auch zu den westlichen Wertvorstellungen gewahrt. Mängel mögen sich in der Rechtsanwendung ergeben, aber dies nicht nur in der VR China, auf die sich das Interesse der Weltöffentlichkeit immer wieder konzentriert, sondern, weniger publik, auch in Indien, und ohnehin in vielen anderen Ländern selbst des Westens. In Indien ein direktes Erbe aus dem Westen, und wohl das nachhältigste, über das man trotz nationaler Identifikation und trotz Bemühens, das. englische durch die zumindest ebenso hoch entwickelten nationalen Idiome zu ersetzen oder es in eine zweitrangige Rolle zurückzudrängen, nicht hinweggekommen ist, ist die Sprache. Englisch ist immer noch, wenn auch nur eine, der landesweiten offiziellen Sprachen Indiens. Dies hat weite Auswirkungen auch für den Bildungsbereich, die auch an der alten Tradition festhalten lässt und sie noch fördert, dass Eltern, die es sich leisten können, frühzeitig ihre Kinder auf Schulen und in Institute im westlichen Ausland senden. Außerdem ist Indien und sind Inder auch aus ihrer Heimat leichter und direkter mit der internationalen Wissenschaft verknüpft, abgesehen davon dass es auch im Wirtschaftsverkehr, aber auch in der sozialen Begegnung eine wesentlich erleichternde Rolle spielt. Wie weit die Verknüpfung gehen kann, mag das Beispiel des westbengalischen über 20 Jahre und noch heute angesehenen Regierungschefs in Kalkutta zeigen, der in London bis zu seiner politischen Laufbahn in Indien an englischen Gerichten als zugelassener Rechtsanwalt tätig und ausgebildet worden war.

⁸ In Teil III, Seiten 85ff „Der Menschenrechtsdialog mit China als Fallbeispiel“ wird dieser Aspekt für die Globalisierung der Weltvorstellung näher behandelt.

In der Volksrepublik China ist nach der Öffnung der Rückstand und sein Nachteil in der sprachlichen Kommunikation erkannt worden, und das gilt fast noch mehr für die Bildung. Das Auslandsstudium wurde und wird weiter gefördert, wenn es auch nicht so normal und natürlich erscheint wie von Indien aus und auch auf schulischer Ebene nicht üblich und wohl auch nicht möglich ist. Wie weit aber auch in China die Globalisierung im Bildungswesen gehen kann, mag der Fall eines in Deutschland ausgebildeten und berufstätigen chinesischen Wissenschaftlers zeigen, der bevorzugt zum Rektor einer führenden chinesischen Universität berufen wurde, nachdem seine Vorgängerin zwar auch im Ausland studiert hatte, aber aus der Pekinger Regierungsverwaltung dazu berufen worden war. Generell basiert aber die chinesische Bildungs- und Sprachpolitik nicht auf traditionellem emotionsgestütztem Erbe sondern auf einer mit der Öffnung bewusst vollzogenen und geförderten Globalisierung, auch wenn sie sich ohne nationale Hemmungen Ansatzpunkten aus der früheren semikolonialistischen Geschichte wie besonders Shanghais überkommenen Bildungsstruktur und seines gebildeteren „Human Capital“ bedient. Im Vergleich dazu nochmals Indien: Die englische Sprache ist gewachsen und war lange die einzige landesweite verbindende Sprache, aber heute die Bildungstendenz in Indien eher umgekehrt wie in China. Jedenfalls gilt es im Hindi-Sprachgürtel des indischen Nordens als Makel und Anstoß, dass es politisch bislang nicht möglich war, im Süden das Hindi als einzige Amtssprache durchzusetzen und das Englische zu verdrängen. Wie in China für seine Innenpolitik so in Indien in seiner Kulturpolitik motivieren die Westbeziehungen der Vergangenheit eher als Gegenpart.

In beiden Ländern war in ihrer modernen Geschichte bis in die Gegenwart die Reform der landwirtschaftlichen Eigentums- und Abhängigkeitsverhältnisse das zentrale sozialwirtschaftliche Problem und Aufgabe mit weit über das eigentumsrechtliche und selbst soziale hinausgehenden kulturellen Auswirkungen. In Indien hatte dies auch die Kolonialmacht durchaus schon erkannt. Ernsthaft in Angriff genommen wurde sie jedoch erst ab der Unabhängigkeit und auch dann regional unterschiedlich. Die Kongresspartei hatte diese schon während der Unabhängigkeitsbewegung wie später in der Unionsregierung auf ihre Fahne geschrieben, ohne dass überall gleichermaßen Abhängigkeiten und Ungleichheiten beseitigt wären. In der nordindischen landwirtschaftsreichen und bevölkerungsreichsten Gangesebene von der Mündung in den Golf von Bengalen aufwärts ist sie wohl am konsequentesten im kommunistisch regierten Westbengalen durchgesetzt worden. Die Gangesebene aufwärts, in Bihar und Uttar Pradesh, sind Tradition und Fortschritt stärker unberührt nebeneinander geblieben. Das

Kastensystem ist noch weitgehend erhalten, wobei die Hindus, und zwar nicht nur der höheren Kasten, auf die kastenlosen Moslems und auf die Stammesbevölkerung herabblicken, die auf diese Weise in das Kastensystem eingeschlossen werden. Die fortschrittlichen industriellen Zentren sind Inseln geblieben, wie dies besonders anschaulich die Musterstadt der Tatas, Jamshedpur, vor Augen führt. Manchmal sind Traditionalismus und Fortschritte eine Art „Wilde Ehe“ eingegangen, so etwa im Kohlegebiet von Dhanbad, wo sich die Gewerkschaften des Kastendenkens zur Solidarisierung bedienen. Das gesellschaftliche Leben ist von Familie und Kaste bestimmt, die Vorstellungswelt durch eine noch sehr lebendige Mythologie und die Hoffnung auf ein besseres Jenseits in einem späteren Leben. Im südlichen Bihar und dem noch weiter südlich angrenzenden, außer seiner schmalen Küstenebene schon im Bergland des Dekkon gelegenen Orissa sind religiöse Vorstellung und Gebräuche noch tiefer verwurzelt und lebendig; ähnliches aber vielleicht noch diversifizierterer wegen des noch höheren Anteils von Stammesbevölkerungen gilt für das zentralindische Bergland. Schlagartig wurde dies durch ein für westliche Denken unvorstellbaren und nur durch die lokale Presse in Kalkutta bekannt gewordenen Vorgang erhellt, als sich in einem Ort im Unionsstaat Bihar die Bevölkerung hinter die Polizei stellte, die als Selbstjustiz einem Duzend Festgenommener die Augen ausgestochen hatte, ein Verfahren, das, wie dabei bekannt wurde, nicht unüblich schien.⁹ China hatte radikal mit der Vergangenheit gebrochen und sich tief „entwurzelt“. Wenn es in den letzten Jahrzehnten seine vorkommunistische aber vor allem die ältere Geschichte zunehmend wieder entdeckt und ihre Relikte und Monumente pflegt, so dient dies der nationalen Identifikation und ihrem Bewussthalten in der Bevölkerung. Auch in China gibt es ein buntes Völkergemisch mit sehr verschiedenen kulturellen und gesellschaftlichen Eigenheiten, wenn diese auch beschränkt auf seine Ränder zerstreut sind und insgesamt nur weniger als 10% der Gesamtbevölkerung Chinas ausmachen. Zwar anerkannte „nationale Minderheiten“ mit Autonomierechten, sind sie doch in das nationale politische System einbezogen, und Chinas Landreform – wie alle späteren Reformen – wurde – und musste – einheitlich durchgeführt werden. In Indien war dies nicht der Fall. Auch wenn China sich wieder seiner Vergangenheit bewusst geworden ist, sie anführt und sich darauf beruft, haben in Indien aus der Vergangenheit die regionale Eigenheiten ungeachtet, unberührt von der zweihundertjährigen Kolonialgeschichte, viel tiefere Wurzeln. In Indien war die Berührung mit dem Westen, im wesentlichen

⁹ Nach „Regionalismus und Zentralismus in Indien, Wirtschaft und Politik ostwärts Delhi“, Werner Handke, Institut für Asienkunde Hamburg 1982.

beschränkt auf und repräsentiert durch die Kolonialmacht England, oberflächlich und punktuell geblieben. Es gab keinen tiefen gesellschaftlichen Umbruch oder Erschütterungen von außen. Die mehrhundertjährige Kolonialherrschaft schirmte nach außen und die Ordnung nach innen ab und begnügte sich mit einer weitmaschigen direkten und sonst indirekten Verwaltung. Dass sich noch heute Westbengalen und besonders Kalkutta von seinem Hinterland unterscheidet, hat seinen Grund nicht nur darin, dass hier die Kolonialmacht konzentriert war, sondern dass diese sich den Bengalen bei mittleren und unteren Verwaltungsaufgaben bedienten und für ihre Bildung Sorge trug. An sich lagen in den Nachbarprovinzen und in Bengalen selbst die zivilisatorisch hoch stehende Machtzentren der indischen Geschichte bis unmittelbar vor der Kolonialherrschaft. Pataliputram, das heutige Patna, Hauptstadt Bihars, war die Hauptstadt eines Königreichs, dessen Dynastie sich bis auf den Alexanderzug zurückdatierte. In Lucknow, heute Sitz der Provinzregierung von Uttar Pradesh, war Hauptstadt des Königreichs Oudh, von dessen Pracht noch heute die Ruinen zeugen. Das gleiche gilt für Murshidarbad, die alte Hauptstadt und Residenz des Nabob von Bengalen. So wie die Mauryas von Pataliputra aus ein frühes indisches Großreich schufen, gab es auch einmal für Orissa, das alte Kalinga, eine solche Hochzeit unmittelbar nach der ersten Jahrtausendwende; die neue Hauptstadt Bhubaneswar ist auf den Ruinen der alten Hauptstadt in Orissa entstanden. Bis in die englische Kolonialzeit hatte ein indisches Fürstentum in Orissa souveräne Rechte. Nichts lässt aber die nicht nur machtmäßige sondern besonders geistig-kulturelle Bedeutung dieser Region so sehr erkennen, wie das hier, im heutigen Bihar, die Wiege einer hoch stehenden Weltreligion, des Buddhismus, stand und dass Orissa bis heute der hinduistische Jaganath-Kult gefeiert und geehrt wird. Es war sicher auch die kulturelle Verwurzelung in einer langen prägenden Geschichte, die tiefere Auswirkung der westlichen Kolonialherrschaft, die ja gleichzeitig Begegnungsmöglichkeiten mit dem Westen einschränkte, auf eine breitere Bevölkerungsschicht und die Verhaltensweisen verhinderte.

Anders als der Vielvölker-„Kontinent“ Indien hatte das weitgehend homogene China immer und auch vom Zeitpunkt seiner ernsthaften politischen und militärischen Auseinandersetzung mit dem Westen, an eine wenn auch nicht immer gleich starke so doch eindeutige Zentralgewalt. Nur der Druck auf diese war Ansatzpunkt für die Sicherung von „Einflusssphären“ und darüber hinausgehender territorialer Konzessionen. Indien dagegen bröselte von außen in der Auseinandersetzung mit regionalen Gewalten – Bengalen im Osten, Bombay im Westen, Madras im Süden – auseinander. Zwar hat England auch in Indien seine ersten Privilegien – damals noch in Kon-

kurrenz zu den Portugiesen und gegen diese am Hof des Großmoghuls legalisieren lassen (1615-1615 Mission von Thomas Roe), aber schon damals war dies nur noch die förmliche Anerkennung eines de facto-Zustands und war dann später zunehmend eine Formsache. Für Bengalen und die Ostregion spielte dies ohnehin keine Rolle. 1818 übernahm dann Großbritannien unmittelbar die Zentralgewalt.

Das Hinterland von Shanghai hat jangtseaufwärts eine ebenso lange Geschichte wie die Gangesebene als Hinterland von Kalkutta. Aber mit den ehemaligen Reichshauptstädten Nanking in der Nachbarprovinz Jiangsu und Hangzhou in der Nachbarprovinz Zhejiang war dieses Hinterland seit Jahrhunderten in die Zentralgeschichte eingeschmolzen. Außerdem blieb China nicht wie das abgeschirmte Indien von Aggressionen von außen verschont, die mit dazu beitrugen, den landesweiten Umbruch auszulösen und zu ermöglichen, und China mit Shanghai und seinen regionalen Nachbarn politisch einzuebnen was auch vorher ohnehin nicht als Problem zu erkennen war. Die politische Situation in Shanghai zu und in seinen Nachbarn ist nur im gesamtstaatlichen Rahmen zu sehen und zu verstehen. Ungeachtet oder gerade wegen der nur oberflächlichen Berührung schon früher gewachsenen Traditionen und gesellschaftlichen Strukturen sind dann aus der Kolonialzeit wesentliche Elemente seiner modernen Staatswerdung übernommen worden: Seine staatliche Einheit mit ihren Grenzen nach außen, eine auf Selbst- und Mitbestimmung basierende individuell freiheitliche demokratische Ordnung und eine kulturelle Weltläufigkeit, wie weiter vorn dargestellt und als positiv, zumal aus westlicher Sicht, hervorgehoben worden war. Aber ein solcher humanerer Übergang als in China kann auch auf längere Sicht Erblasten mit sich bringen. Von seiner radikaleren Ausgangsbasis ist China heute deutlich erfolgreicher als Indien, ungeachtet auch dessen im Weltvergleich überdurchschnittlichen anerkannten Wirtschaftsleistung, wie später noch eingehender aufgezeigt und in seinen Ursachen untersucht wird.

Aber abgesehen von seinerzeitigen Auswirkungen der Kolonialherrschaft wie wirtschaftliche Benachteiligung bis Ausbeutung hatten im Nachhinein auch positive Hinterlassenschaften ihre Schattenseiten, so die Herausbildung einer in weiten Teilen opportunistischen Politiker, „kaste“ mit der Neigung zu schnellen Front- bis Parteiwechseln; und selbst der für diese Demokratie unerlässliche „aus dem britischen „Civil Service“ hervor gegangene, dessen Tradition hochhaltende höhere Verwaltungsdienst ist zwar nach wie vor mehr ihr Rückgrat als die demokratisch in die Regierungen gewählten Berufspolitiker. Aber hier liegt auch eine Wurzel für die aus der

Wirtschaft kritisierte übermäßige Bürokratisierung. Und auch die Inanspruchnahme des wohl vergleichsweise am stärksten westlich erhaltenen Rechtssystems im indischen Alltagsleben; das so ausgeübt ist, dass Prozessieren fast zum Volkssport geworden ist. All dies ist letztlich der Preis, der für ein freies demokratisches System hinzunehmen ist, dass auf eine direkte Menschenführung und -kontrolle verzichtet. Im Vergleich selbst zum heutigen China mit seinem Bemühen, durch den Aufbau und Ausbau eines unabhängigen Rechtssystems, mehr Offenheit und Transparenz nach innen seine Einparteien-Herrschaft sowie mehr Demokratie in dieser zu flankieren, ist dies angesichts grundsätzlicher Einschränkung der Meinungs- und sonstiger individueller Freiheiten und Symptomen wie Korruptionsfällen und Amtsmissbrauch ein geringer Preis, von einem Vergleich in China vor der Öffnung gar nicht zu sprechen.

Die nationale Identifikation hat das Schicksal einzelner Regionen, so auch Kalkuttas und Shanghais, die als wichtigste Ansatzpunkte des Westens in Asien unser Ausgangspunkt waren, in den Hintergrund gedrängt. Aus dem Westen gesehen, fühlt man sich geradezu gehemmt, sie nebeneinander zu stellen und in einem Atemzug zu nennen. Aber Kalkutta ist auch heute eine pulsierende Mega-Großstadt und Industrie-Dienstleistungs- und Bildungszentrum, wenn es auch der Westen vor allem als Betätigungsfeld Mutter Therasas und aus dem antithetisch betitelten Bustee¹⁰-Roman „Stadt der Freude“ sieht;¹¹ Kalkutta hat auch seit langem aus sozial-fiskalischen Gründen seine Selbstverwaltung mit seinem Bürgermeister verloren und wird von der westbengalischen Regierung durch einen besonderen Minister „mitverwaltet“. Shanghai ist, anders als die Unionsstaats-Hauptstadt Kalkutta, wie Peking (auch Berlin oder Washington) eine provinzfreie und auch, wenn auch in den Grenzen des Systems, selbst verwaltete Stadt mit seinem Bürgermeister mit einer Anzahl Stellvertreter als „Ministerium“ allerdings neben und nach innen – wie auch sonst auf vielen Ebenen – nach einem „ersten Parteisekretär“ mit seinem Parteisekretariat, auch wenn beides meist eng miteinander personell verflochten ist.

Mit und nach dem Auslaufen des sich lange hinziehenden Unabhängigkeitsprozesses und mit seinen Nachwirkungen hat im Verhältnis des Westens zu Asien ein neues weltgeschichtliches Kapitel begonnen, das durch das Umschlagen von Einseitigkeit zu Gegenseitigkeit gekennzeichnet ist. Der zweite Weltkrieg, in den Asien ohne eigenes Zutun aus dem Westen hineingezogen wurde, der aber aus dem Westen beendet wurde, hat

¹⁰ Bustee = sich selbst organisierendes Squatter-Eienviertel

¹¹ Dominique Lapierre „Stadt der Freude“, Goldmann 1955

den Vorgang beschleunigt, wenn auch nicht immer die Beziehungen des Westens zu Asien und umgekehrt positiv beeinflussend. Auf dieses neue Kapitel, das Asien mit dem Westen im Globalisierungsprozess zeigen soll, wird später ausführlich eingegangen. Um aber nicht den einseitigen und falschen Eindruck entstehen zu lassen, Asien ließe sich nur aus den Beziehungen zum Westen erklären, folgt vorab eine Darstellung der Rolle der innerasiatischen Beziehungen, insbesondere zwischen ihren beiden Polen Indien und China aber auch mit ihrem asiatischen Zwischen- und Umfeld, von ihren ersten historisch bekannten Wurzeln über die Migration im späten Mittelalter und der früheren Neuzeit bis schließlich dem heutigen Ansätzen asiatischer Identifikation in institutioneller Integration.

II ASIEN IN ASIEN: NATIONALE IDENTITÄTEN UND AUSSTRAHLUNGEN

Greift man aus der bis in den Zweiten Weltkrieg durch den wirtschaftlichen Aufstieg und die militärische Machtentfaltung in und aus Asien geprägte Neuzeit zurück, und versucht, den Raum zwischen Khyber und Korea im kulturgeschichtlichen Zusammenhang zu sehen und zu begreifen, so liegt dies um die beiden Pole, indischer Subkontinent einerseits und chinesisches Reich andererseits, nahe (deren Gewicht und Rolle auf beiden Seiten in unserer Gegenwart ebenfalls wieder im Wachsen begriffen ist). In der frühen und späteren Geschichte haben ihre Ausstrahlungen nicht nur ihre unmittelbaren Nachbarschaften, sondern zwischen ihnen das ganze heutige Südost-Asien geprägt und dies im Allgemeinen nicht aggressiv, sondern in friedlicher Durchdringung. Selbst der Islam hat sich kriegerisch nur bis zum damaligen Königreich Sindh im Osten des heutigen Pakistan durchgesetzt, danach aber über Indien in das spätere Hinterindien in im ganzen friedlicher Begegnung auf Handels- und Wissenschaftswegen und in missionarischer Überzeugung verbreitet.¹² Die gewaltsamen Eroberungszüge in Asien sowohl nach Indien wie nach China waren nicht religiös fundamentalistisch, sondern machtmotiviert. Sie wurden dort aber mehr assimiliert, als dass sie ihrerseits ihre Länder prägten, wie dies Indien und China über ihre Grenzen hinaus taten. Auf die „Japanische Phase“ des innerasiatischen Einflusses in der Neuzeit wird im Zusammenhang mit den Konsequenzen für den asiatischen Regionalismus der Gegenwart später noch näher eingegangen.¹³

China und Indien zueinander und gegeneinander von Buddha über Freundschaftseuphorie bis zum Himalaya-Krieg und danach

So wie aus dem Mittelmeer-Raum Religion, Philosophie, Mathematik und Kunst- und Lebensverständnis nach Nordwest- und Mitteleuropa kamen, so ähnlich, wenn auch wohl nicht in gleicher Intensität, wurde aus Indien die chinesische Kultur, insbesondere das spirituelle Fühlen und Denken, beeinflusst und geweckt. Klassisches, bekanntes Beispiel ist der Weg des Buddhismus von seiner Wiege im heutigen Bihar in Nordost-Indien bis,

¹² Näheres: „Der Islam zwischen Diaspora bis Staatsreligion im Asien jenseits des Khyber“, Seiten 111 ff

¹³ Ab Seite 65 ff

vorübergehend, zur Staatsreligion in China und einer bis heute lebendigen Religionsgemeinschaft und darüber hinausgehenden Traditionen. Der Einfluss des Buddhismus aus Indien ist nur eines von vielen Beispielen. Die bekannten chinesischen Märchensagen, so etwa die um die Gestalt des Affenkönigs, lassen indische Wurzeln erkennen. Man glaubt, die Südsehnsucht der Deutschen zu spüren, die sich hier wie dort nicht nur auf die Klimafaktoren von Wärme und Sonne richtete. Eine der ersten historisch belegten Persönlichkeiten aus China in Indien war der Mönch Fa-Hien (Faxian), der sich von 405 n.C. 20 Jahre in Indien aufgehalten hat und sich von Tamralipa, dem heutigen Außenhafen von Kalkutta Haldia, nach Ceylon eingeschifft hatte. Faxians Aufenthalt in Indien (401-410) gilt sowohl in China wie in Indien als geschichtliches, dokumentiertes Ereignis. Nach seiner Rückkehr hat er das buddhistische Standardwerk Mahasanghala Vinaya in das chinesische übersetzt und in China ein enthusiastisch positives Bild von dem damals auf seinem Höhepunkt stehenden, fast ganz Indien umfassenden Gupta-Reich vermittelt. Faxian war nicht der einzige chinesische Pilger nach Indien. Als Buddhismusforscher und – Übersetzer nach Indienreisen wurden Hiuen Tsang und I-tsing bekannt. Die buddhistische Universität Nalanda, deren über ein weites Areal erstreckenden, auch heute noch eindrucksvollen Ruinen sich im indischen Bundesstaat Biha besichtigen lassen, haben Studierende und Lehrer aus ganz Süd- und Ostasien, nicht zuletzt aus China, angezogen. Die Pilgerreise an den Geburtsort Buddhas Bodh Gaya könnte nach dem Abklingen des offiziellen Atheismus in China sogar wieder interessant werden. Die Kontakte mehrten sich auf andere Art und mit anderen Motiven durch den zunehmenden Verkehr auf den großen Karawanenstrassen aus und nach China ins innere, westliche und südwestliche Asien, an deren Knotenpunkten sich indische Händler niederließen. Über diese kommerziellen Kontakte gelangten auf Umwegen kulturelle Errungenschaften aus Indien nach China, wie Kenntnisse der Astronomie und der Mathematik¹⁴). Unter der Song-Dynastie traten China und Indien, wenn auch nur fallweise, in direkte Beziehung, als China „Botschaften in die Länder des Südens“ entsandte, die im Cola-Reich in Südinien auf positive Resonanz stießen, das seinerseits 1015 und 1033 Gesandtschaften an den chinesischen Kaiserhof entsandte, die dort als Vertre-

¹⁴ Zur kulturellen Begegnung Indiens mit China in dieser Zeit: „The Cultural Heritage of India“ Institute of Culture, The Ramakrishna Mission, Kalkutta. Dort in Band V Seite 730 „China“ im Abschnitt 47 „China, Korea and Japan“ Dass der Westen in Begegnung und Durchdringung in der Geschichte Asiens nicht am Anfang stand, wie dies bei uns egozentrisch meist gesehen wird, hebt Tilemann Grimm besonders hervor. (The Meaning of History in Modern Southern Asia“ in „Southeast Asia in the Modern World“ Ed. Bernhard Grossmann, Institut für Asienkunde, Hamburg.)

ter einer „Tributärmacht“, wie dies damals von China gesehen wurde, anerkannt und ausgezeichnet wurden.

Weniger höflich und gar nicht friedlich waren die Beziehungen, die sich aus den Stürmen der Völker Innerasiens sowohl gegen China wie gegen Indien entwickelten. Die Mongolen unter Dschingis Khan drangen bis vor Delhi und über die Grenzen Chinas vor, das unter den Nachfolgern als der Yuan-Dynastie ganz unter mongolische wenn auch schnell zunehmend sinisierte Herrschaft (1271 bis 1338) geriet. Bei einem weiteren Ansturm aus Innerasien legten die Truppen Timur Lenks (=Tamerlans) 1338 Delhi in Schutt und Asche. Einer seiner Urenkel, Baber, wurde der erste der Mogul-Kaiser, die, wenn auch mehr und mehr geschwächt, bis zur Absetzung durch die Engländer, den Norden Indiens beherrschten. Ob die zeitweilige beiderseitige Zugehörigkeit zu diesen Großreichen nomadischer Herkunft unter den damaligen Kommunikationsverhältnissen die direkte Beziehung förderte, mag zweifelhaft sein. Immerhin hatten beide damals, und China auch später, nachhaltige dauerhafte Fremdherrschaften schon vor der Berührung mit dem Westen, auch wenn die innere kulturelle Kraft diese jeweils so sehr absorbierte, dass sie kaum, anders als dann der Westen, als fremd empfunden wurde. Ähnliche Schicksale durch gleiche Verursacher mögen Indien für China und umgekehrt China für Indien weniger außerhalb gegenseitiger Welt-Begrifflichkeit hatten erscheinen lassen. Unter der Fremdherrschaft der mongolischen Yuan-Dynastie hat sich China nach außen und auch über See nach Süden mehr geöffnet. Wissbegier bis aus Westeuropa – Marco Polo –, die Islamisierungswelle aus Westasien bis nach Südostasiens und an die Ränder Chinas und der Beginn des Fernhandels, vor allem der Araber aber auch von Chinesen, kamen dem entgegen. Tributbeziehungen reichten bis Sumatra und Java. Ober chinesisch-indische Kontakte ist aus jener Zeit wenig bekannt, aber sicher sind damals die gegenseitigen Vorstellungen konkretisiert und vertieft worden. Auch wenn Chinas Dschunken über den Küstenverkehr hinaus aus den asiatischen Gewässern nicht ganz verschwunden sind, begann schon gegen Ende der nur knapp 100 Jahre dauernden und sich dabei zunehmend assimilierenden Mongolenherrschaft in Ansätzen die Phase der Selbst-Isolierung Chinas. In der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts unter Kaiser Yonglo der Ming-Dynastie wurden zwar mehrere Flotten-Expeditionen bis an die Ostküste Afrikas und auch an die indische Küste unternommen, die jedoch Prestige-Vorhaben des Kaisers waren und ohne wirtschaftliche und nachwirkende politische Folgen blieben. Dann gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts konzentrierte sich China auf die Sicherung und Ausdehnung der Landgrenzen im Westen. Der Kaiserhof erließ, auch wenn dies kaum

ganz durchzusetzen gewesen war, ein allgemeines Seeschiffahrts-Verbot. China geriet in seine mittelalterlich verharrende, fortschritthemmende, selbstherrliche, selbstverherrlichende Phase, in der sich die Außenbeziehungen in dem Empfang von „Tribut“-Leistungen erschöpften, die aber tatsächlich nichts anderes waren als Kauf-„Geschenke“ für die wenigen, mehr und mehr eingeengten Handelskonzessionen. Das technologisch wie wirtschaftlich schnell fortschreitende Europa, mit der industriellen Revolution in England an der Spitze, wurde zur gewaltsamen Öffnung geradezu aufgefordert, nachdem gegenüber dem irrealistisch überheblichen China der Ching auf dem Verhandlungswege nichts zu erreichen war. Dies wurde mit dem Freihandels-Postulat gerechtfertigt, unter das in heute kaum vorstellbarer moralischer Überheblichkeit auch der Drogen-Export aus Indien nach China subsumiert wurde. Vorher hatten Inder wie andere Ausländer nur in Tribut-Gesandtschaften hoffen können, nach China einzureisen, aber begannen nun bald, auch ihrerseits die westlichen ausländischen Konzessionen in China zu nutzen. Indische Familiendynastien wie die Sassons in Schanghai und – bis in die Gegenwart – die Ruttonjees in Hongkong stiegen in gesellschaftlich wie politisch einflussreiche Ränge auf. Die Kolonialmacht England bediente sich außerdem der indischen Sikhs in Schanghai als Polizeitruppe und der nepalesischen Gurkhas in Hongkong als „Fremdenlegionäre“, die erst 1998 mit der Rückgabe Hongkongs an China vor dort abgezogen wurden.

Im zweiten Weltkrieg waren China und Großbritannien mit Britisch-Indien Alliierte. Aber die Interessenlagen Indiens und Chinas waren sehr verschieden und sogar in Teilen der indischen Bevölkerung bis in das Gegenteil umgekehrt. Die Anhänger von Subhas Chandra Bose, vorübergehend Bürgermeister von Kalkutta und Aspirant für die Führung der Kongresspartei, von der er und seine Anhänger sich abspalteten, erwarteten die Japaner als Befreier; mit den Japanern kämpfte an der Burma-Front eine indische Legion gegen indische Truppen unter englischer Führung. Wenn die von Nehru und Jinnah und der Symbolfigur Ghandis geführte Mehrheit während des Krieges zur Kolonialmacht England loyal blieb, so weil man sich als Anerkennung einen gewaltlosen Übergang in die Unabhängigkeit versprach. Außerdem hatte das britische Vorbild Geist und Institution der westlichen Demokratie in Indien so verwurzeln lassen, dass die Bevölkerung ganz überwiegend in den faschistischen Achsenmächten und dem militaristisch-autoritären Japan keine Alternative sah. Auch Bose und seine Anhänger nahmen das Bündnis mit den Achsenmächten nicht aus Überzeugung sondern als kleineres Übel und erhofften Abkürzung auf dem Wege in die Unabhängigkeit in Kauf.

Im Laufe der Kriegshandlungen ergab sich eine direkte „Brücke“ von Indien nach China, zunächst der Nachschubweg für Tschiang Kaichek auf der „Burmastrasse“ und, als die Japaner Burma besetzten, eine Luftbrücke „over the hub“ vom indischen Assam in das chinesische Yünnan. In China wurde dies damals aber kaum als indische, eher als englische, mehr noch als amerikanische Unterstützung der Kriegsanstrengungen empfunden. Die Linie wurde von amerikanischen Piloten mit amerikanischen Maschinen befliegen, deren Stabsquartier als freiwillige Legionärstruppe „Flying Tigers“ sie sich am schönen Dianchu-See unweit der Provinzhauptstadt Künming an einem Platz eingerichtet hatten, der als „Riviera“ Yunnans gilt. Außer Nachschub flogen sie auch Kampfeinsätze gegen die Japaner und im Bürgerkrieg für die Kuomintang auch gegen die Kommunisten; sie waren in China sehr viel mehr präsent als das indische Bodenpersonal am Ausgangspunkt der Luftbrücke in Assam. Außer der Erkenntnis, dass der Himalaya für die moderne Technik kein Hindernis zu sein braucht, hatte die Kriegszeit keine weiteren Auswirkungen für das indisch/chinesische Verhältnis.

Nach dem Kriege, der Unabhängigkeit Indiens ab 15. August 1947 und der Machtübernahme der chinesischen Kommunisten am 30. Oktober 1949 trafen sich Indien und China in einer ersten Phase postkolonialer souveräner Euphorie im gemeinsamen Bekenntnis zur Bündnisfreiheit im latenten Ost/West-Konflikt, der Solidarität in der „Dritten Welt“ der „Entwicklungsländer“ und persönlicher Freundschaft der beiden angesehensten Staatsmänner jener Zeit nicht nur ihrer Länder sondern Asiens, Nehru und Chou Enlai, die gegen die „Hegemonialmächte“ auf der Bandung-Konferenz 1955 die „Fünf Grundsätze“, die „Panch Sila“, auf die internationale Ebene hoben, die bis heute die unbedingte nationalstaatliche Souveränität in Asien verteidigen. Es war damals der bisherige Höhepunkt indisch/chinesischen Einverständnisses mit positiven Auswirkungen auf ganz Asien, während sich das Verhältnis des Westens zu Asien in der Konfrontation mit China und den Korea- und Vietnam-Kriegen festlief.

Die unklaren Verhältnisse an der indisch/chinesischen Himalaya-Grenze, die Unzugänglichkeit des Grenzgebiets, in dem Grenzverletzungen erst nach Jahren, wenn sie sich verfestigt hatten, bekannt wurden (Chinas Straßenbau durch das kaschmirisch/indische Ladakh) und eine in dem jungen indischen Staat gegen Souveränitätsübergriffe besonders sensibilisierte Öffentlichkeit führten zum indisch/chinesischen Grenzkrieg 1962. Diese eigentlich erste direkte Berührung der beiden Länder führte zum Abbruch

der Beziehungen und Kontakte, ein Zustand, der trotz formaler Normalisierung nur langsam ganz überwunden wird.

Impressionen aus den chinesisch-indischen Beziehungen in Krisenzeiten und -umständen

Kalkutta und Schanghai, in ihren Ländern die größten Städte mit internationalen Flughäfen – der von Kalkutta ist der China am nächstliegende – in Indien haben nicht nur keine direkte Flugverbindung miteinander, sondern auch nicht mit einem anderen Flughafen im anderen Land. Als der Verfasser im Oktober 1982 dienstlich etwas Hals über Kopf von Kalkutta nach Peking beordert wurde, existierten zwischen beiden Ländern keine direkten Verbindungen und schon gar nicht mit den jeweiligen nationalen Linien. Selbst später verkehrte Air India nach Hongkong nur gerade einmal in der Woche. Sicher, damals lag in China noch nicht lange die Zeit zurück, dass man zur Ein- bzw. Ausreise an der Grenze von Hongkong nach China über die Brücke in Lowu mit dem Koffer in der Hand laufen musste, um dann wieder den chinesischen bzw. Hongkonger Zug zu besteigen. Als einzige Flugverbindung aus dem Westen nach China gab es schließlich einmal in der Woche einen Flug von Rangoon in Burma nach Kunming in der südwest-chinesischen Provinz Yünnan, ca. 5000 km von Schanghai und 7000 km von Peking entfernt, und dies galt damals als bedeutender Fortschritt. Heute ist dies natürlich anders. Chinesische Fluggesellschaften fliegen internationale Ziele unmittelbar unter anderem auch von Schanghai aus an, und China Eastern Airlines hat ihren Hauptsitz in Schanghai, das außerdem mit Schanghai Airlines über eine eigene regionale Fluggesellschaft verfügt. Aber obwohl der chinesische „National Carrier“, heute Air China und davor Jahrzehnte lang CAAC (China Aviation Administration Corporation) alle wichtigen Plätze in Europa und in den USA schon lange New York, San Franzisko und Anchorage sowie in Kanada Vancouver anfliegt, war Indien im chinesischen internationalen Luftnetz nicht vertreten – die erste direkte Verbindung der chinesischen nationalen Fluggesellschaft von Peking nach Delhi wurde erst bei einem für März 2002¹⁵ anlässlich eines Besuches des chinesischen Ministerpräsidenten Chu Rongji in Indien „angekündigt“ – und dies obwohl Karachi, nicht zu sprechen von den arabischen und vorderasiatischen Plätzen lange darin enthalten ist. Ebenso bezeichnend für die Konflikt-Nachwirkungen, aber vielleicht auch für ein latentes

¹⁵ Dass seit 1998 mit der Rückkehr Hongkongs mit seinen alten Flugverbindungen mit Indien auch mit Air India, in die chinesische Souveränität schon eine direkte Flugverbindung bestand, sah damals selbst die chinesische Seite wegen der wirtschaftlichen Selbstständigkeit Hongkongs nicht so.

Konkurrenzverhältnis der beiden größten asiatischen Mächte ist, dass Schanghai – und wohl keine andere chinesische Stadt – kein Partnerschaftsverhältnis mit irgendeiner indischen Stadt hat, die in China einst zum Unterlaufen der langen Phase der früheren internationalen Nichtanerkennung entstanden aber auch heute in China, unter anderem Vorzeichen – der internationalen Kontaktforderung – eine Rolle spielen. Sicher, Indien schien lange für China wirtschaftlich nicht reizvoll und beginnt erst im neuen Jahrtausend als Wirtschaftspartner zögernd „entdeckt“ zu werden. Aber unter den heute zwei Dutzend Partnerstädten Schanghais sind nicht nur Hamburg, Rotterdam, San Franzisko, Marseille, Mailand oder Osaka sondern auch Manila, Casablanca und – sic – Karachi! Auch von der Gegenseite ist das Interesse nicht so sehr groß, sonst hätte nicht nur aus historischen, sondern auch aus politischen Gründen eine Partnerschaft Schanghais mit der Hauptstadt des – wenn auch nur unvollkommen praktizierenden – kommunistischen Unionsstaat Westbengalen, Kalkutta, nahe gelegen; schließlich hatte Schanghai auch eine solche Partnerschaft mit dem sowjetischen Leningrad, heute russischen Petersburg. Tatsächlich bestanden und bestehen wohl auch noch auf Parteiebene Kontakte. In Schanghai habe ich in den achtziger Jahren festgestellt, dass sich der Chefinminister von Westbengalen Jyoti Basu, führende Persönlichkeit der westbengalischen (marxistischen) Kommunisten, bedeutendste der verschiedenen kommunistischen Splitterparteien Indiens, in Schanghai aufgehalten hatte. Sonst und allgemein erwiesen sich die kommunistischen Ideologien im indischen/chinesischen Verhältnis eher als Belastung. Dies galt selbst vom kommunistischen Westbengalen aus, in dessen Nordostecke am Fuße des Himalaya vor der schmalen Landverbindung nach Nordost-Indien zwischen Nepal und Bangladesh die „Naxaliten“ die Fahne Maos noch hoch- und an ihren gewaltsamen Umsturzmethoden festhielten, als in China diese Phase lange vorüber war. Die endemischen Turbulenzen in den Unionsstaaten Nordost: Indiens wie Assam, Nagaland, Manipur und Megalaya wurden – wenn auch weit gehend spekulativ – von der indischen Presse mit chinesischer Unterstützung durch Waffen und Ausbildung in Verbindung gebracht, obwohl es sich in der Regel um rein ethnische Konflikte handelte.

Trotz der gegenseitigen Anziehung zweier hoch stehender Zivilisationen und Berührungen ihrer Kulturen, Chinas alte wie neue Süd-Sehnsucht sowie einer Art Schicksalsgemeinschaft im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert gegen den Ansturm des Westens sind auch jenseits aktueller Konflikte und ideologisch-politischer Divergenzen, die in China und Indien gegeneinander gerichtete Assoziationen nicht immer freundlich. Als ein

Mitarbeiter in unserem Generalkonsulat sich mit einer Chinesin anfreundete, sie heiratete und, wie dies im Dienst wegen potentieller Interessenkonflikte üblich, in ein anderes Land, und zwar nach Delhi, versetzt wurde, war seine neue Ehefrau tief verängstigt. Aus den Erzählungen ihrer Eltern war ihr ein Bild der Sikhs, der gefürchteten Polizeitruppe im internationalen Schanghai, überkommen, wie man bei uns die Kinder mit dem „Schwarzen Mann“ schreckt. Wieder umgekehrt von Indien aus wurde mir anlässlich meiner Versetzung von Kalkutta nach Schanghai bei einem Abschiedsessen von dem bengalischen Chief-Sekretär scherzweise bedeutet, ich werde „shanghai“t“, auch dies in der internationalen Seemannssprache eine nicht gerade positive Assoziation.

Diese Beispiele belegen aber auch, wie sehr im neunzehnten und bis in das zwanzigste Jahrhundert die „Pax Britannica“ Asien prägte und bis heute nachwirkt, auch wenn man sich von ihrer einstigen Umfassendheit und Tiefe wohl keinen rechten Begriff mehr macht. Noch 1953, als der Autor erstmals nach Asien ausreiste, war nicht nur, wie noch heute, englisch die lingua franca, sondern auch das britische Pfund die allein herrschende Währung. Heute kaum vorstellbar wurde der Greenback, der amerikanische Dollar, bis hinunter zu den Straßenhändlern misstrauisch zurückgewiesen, von anderen, auch europäischen Währungen gar nicht zu sprechen. Das hat sich allerdings etwas später nachhaltig geändert, als die amerikanischen GIs aus Vietnam zu ihren Erholungsurlauben noch Hongkong verschifft wurden, für Hongkong in gewissen Bereichen (für die Schanghai wenige Jahrzehnte früher bekannt und berüchtigt war) ein besonders dynamischer Wirtschaftsfaktor. Danach begann sich dann auch sonst das durch die militärischen Rudimente aus der Kolonialzeit von Aden über Singapur bis Hongkong gestützte britische Ambiente (dessen Ursprünge auf die East India Company und nicht zuletzt auf Englands indische – und de facto: asiatische – Hauptstadt Kalkutta zurückgehen) mehr und mehr durch die heutige mehr amerikanisierte Lebensweise zu lockern.

Vom Himalaya-Krieg zu den Anfängen der Normalisierung

Der Tiefpunkt der chinesisch-indischen Beziehungen, der sie bis in die Gegenwart belastet, aber dessen Wurzeln bis in die Zeit des westlichen Vordringens während der Kolonialzeit zurückreichen, aber mit zunehmender Globalisierung virulent geworden sind, war der chinesisch/indische Grenzkrieg 1962. Für Indien war der Himalaya ebenso wie seine Meeresküsten eine natürliche Grenze. Eine kartographische legalisierende Grenzziehung hatte sich erst durch das Vordringen der Kolonialmacht England ergeben,

ein Versuch aber, der wenn nicht gescheitert so doch völkerrechtlich, jedenfalls nach chinesischer Ansicht, nicht zu Ende geführt und offen geblieben war. Indiens Grenze zu China hat eine Ost- und eine Westhälfte; dazwischen trennt über fast 1000 km das auch während der Kolonialzeit unabhängige Nepal die beiden Staaten, an das sich im Osten noch Sikkim (heute indisch) und Buthan anschließen. Der Konflikt entzündete sich im Westteil der chinesisch/indischen Himalaya-Grenze, eskalierte aber dann 2.000 km weiter im Ostteil. Unter den demo- und geographischen Bedingungen in diesen weitgehend unbewohnten unwegsamen Regionen hatte China jahrelang unbemerkt eine verkehrstechnisch nahe liegende, wichtige Verbindungsstraße aus seiner Westprovinz Sinkiang nach Tibet durch einen Zipfel des indischen Teils der Provinz Kashmir gebaut. Der Zipfel – Aksai Chin – war unbestritten kashmirisch und nach indischem Verständnis indisch und jedenfalls – auch objektiv – nicht chinesisch. Als dies in Delhi schließlich doch bekannt wurde, rief dies nachhaltige nationalistische Emotionen mit scharfer innerpolitischer Kritik an der damaligen Nehru-Regierung hervor, die mit China bis dahin ein solidarisches, auch gegen den Westen gerichtetes Verhältnis aufrecht erhalten hatte, das auch durch eine persönliche Freundschaft der beiden Ministerpräsidenten – Nehru und Chou Enlais – gestützt schien. Die Grenzfrage eskalierte zwischen beiden Ländern in ganzer Breite, als Indien die „Vorwärtsverteidigung“ anordnete, wodurch nunmehr im Osten die umstrittene 1914 in britisch/tibetanisch/chinesischen Verhandlungen erarbeitet, aber chinesischerseits nie anerkannte und ratifizierte McMahon-Linie zum eigentlichen Krisenherd wurde. Starke chinesische Verbände zerschlugen die indische „Vorwärtsverteidigung“ und rückten in wenigen Tagen durch den Himalaya bis an den Rand der Assam-Bramaputra Ebene vor, um sich dann, nachdem der Zweck erreicht schien, wieder auf ihre Ausgangsstellung zurückzuziehen.

Bis heute ist die Grenzfrage grundsätzlich ungeklärt geblieben und belastet die beiderseitigen Beziehungen, obwohl für den unvoreingenommenen Beobachter in Kenntnis der Verhältnisse, ganz anders als in Kaschmir zu Pakistan, eine Lösung nahe zu liegen scheint, die den Chinesen ihre Straße in Aksai China und den Indern die McMahon-Linie lässt. Aber Indien hat lange die Normalisierung von einer formalen Regelung der Grenzfrage abhängig gemacht und dies bis Ende der achtziger Jahre chinesischen Initiativen atmosphärischen Lockerung und gegenseitiger Wirtschaftsförderung als erste Schritte entgegengehalten. Ein der Bedeutung beider Länder, entsprechender Wirtschaftsverkehr einschließlich engerer Verkehrsverhältnisse deutet sich erst im neuen Jahrtausend an. Auch wenn in den bilateralen Beziehungen bestenfalls von einer „Normalisierung“ die Rede sein kann, hat

jedoch etwas Wichtiges die Krise überdauert, nämlich das gemeinsame Bekenntnis zum Non-Alignment“ der „Blockfreiheit“, das nicht zuletzt aus ähnlicher Geschichte, vornehmlich gegen den Westen gerichtet war. Das Ende des Kalten Krieges hat zwar dem Konzept von seiner Bedeutung genommen, aber seine Grundsätze, die erstmals in dem chinesischen indischen Freundschaftsvertrag 1954 Ausdruck fanden und dann bei der Bandung-Konferenz 1955 international eingeführt und weitgehend akzeptiert wurden, die Panch Silha („fünf Grundsätze“), haben auch heute für beide Staaten gegen universale souveränitätseinschränkende Versuche volle Geltung.¹⁶ Im Abschnitt „Asien mit dem Westen im Globalisierungsprozess“, dort unter „Von der politischen Weltanschauungskonfrontation zum universalen Menschenrechtsdialog“ (Seiten 154ff), sei darauf noch näher eingegangen. Es ist dies eines der Probleme, bei denen die Affinität zwischen den asiatischen Ländern und auch, ungeachtet der ungelösten Grenzfragen, zwischen Indien und China größer ist, als in ihrem Verhältnis zum Westen. Auch sonst hat die Konstellation in der Welt die chinesisch-indischen Interessen angenähert, wenn auch mehr perspektivisch als schon mit realen Auswirkungen. Das zentral gewordene Problem des Terrorismus, das jenseits der gemeinsamen Grenze der beiden Länder in Zentralasien Herde hat, sehen sie zunehmend ähnlich.¹⁷

Beide Länder lehnen gleichermaßen Hegemonieansprüche ab, wie sie dies schon früher nicht nur gegenüber dem Westen sondern auch gegenüber dem Osten getan haben. China wie Indien haben als die bevölkerungsreichsten, aber relativ energierohstoffärmsten Länder parallele Interessen. Beide Länder sind mit- und zueinander offen, wenn sie auch nach außen im Konkurrenzverhältnis stehen mögen. In der Realität mag sich dies (noch?) nicht sehr auswirken. Perspektivisch wird jedoch Ostasien über Südostasien bis einschließlich Südasien – von China bis Indien – über einen engen Regionalismus hinaus auch innerhalb Asiens immer „globaler“. Zu Regionalismus in Asien und den über Asien hinaus gehenden Ansätzen der Glo-

¹⁶ Der Gegensatz zwischen universalen Menschenrechtsanspruch aus dem Westen und der These absoluter Geltung staatlicher Souveränität, ist mit zunehmender Globalisierung zu einem Konflikt des Westens nicht nur aber vor allem in Asien geworden. Indien hat sich mit seinem Demokratie-Anspruch aus der Kontroverse weitgehend heraushalten können, stimmt aber im Grundsatz mit China überein. Im Verhältnis des Westens zu China hat sich ein „Menschenrechts-Dialog“ zu einem Lehrstück für die Gegensätze in der Menschenrechtsfrage nicht nur gegenüber Asien, sondern global entwickelt, nicht weil China mehr als andere Länder gegen Menschenrechte verstößt, sondern weil es auf politisch/wirtschaftlichen Druck und aus Eigeninteresse in einen sachlichen und konstruktiven Dialog eingetreten ist.

¹⁷ So zeigt Indiens Interesse an der auch über den Anti-Terrorismus hinaus gerichteten chinesisch-russischen Zusammenarbeit in Zentralasien in der SCO „Shanghai Cooperation Organisation“ (s. S.72/73.)

balisierung wird in den Schlussteilen dieses Abschnitts „Regionalismus und Globalismus in Asien“ und „Institutionelle regionale Kooperation in Asien heute“ eingegangen.

Indien und China im asiatischen Umfeld: Von den ersten kulturellen Ausstrahlungen bis zur Rolle der Auslandsinder und Überseechinesen für Asien als auch in ihren Heimatländer

Weit über ihre heutigen staatlichen Grenzen hinaus haben Indien und China kulturell Asien geprägt. Asien ostwärts des Khyber an der heutigen afghanisch-pakistanischen Grenze bis an den Amur an der chinesisch-russischen Grenze und über die japanischen Inseln hinaus weit in die Inselwelt des Pazifik war und ist auch heute noch ungeachtet des westlichen Einflusses kulturell China oder Indien. Die indischen kulturellen Wurzeln lassen sich über Burma (Myanmar) in Thailand bis Kambodscha erkennen; in Indonesien und Malaysia sind sie nur durch die Reformation des Islam überdeckt worden und haben sich nur isoliert wie, als bekanntes Beispiel in Bali, bis in die Gegenwart lebendig erhalten. Die chinesische Zivilisation hat Japan und Korea im Norden, Vietnam im Süden und die vielfältige Stammesbevölkerung im Südwesten auch innerhalb seiner staatlichen Grenzen bis an die Grenze Thailands erfasst. Diese kulturelle Wirkung Indiens wie Chinas ergab sich im Allgemeinen nicht aggressiv. Indien wie China waren und sind Kontinentalmächte und waren und sind durch die Weiten ihrer Länder absorbiert. Indien wie China wirkten in ihrer Geschichte nicht zentrifugal, sondern zentripetal, was für China auch in seinem Verständnis als „Reich der Mitte“ Ausdruck findet. Die kulturelle Kraft beider hat dennoch – oder vielleicht gerade deswegen – so stark nach außen gewirkt; vor allem aber haben sie beide militärisch erobernde Eindringlinge kulturell und dann auch politisch absorbiert.

Außer durch ihr kontinentales Gewicht wirkten China wie Indien auch durch physische Präsenz über ihre Grenzen hinaus nach Asien hinein. China wie Indien hatten auch eine meist unterschätzte maritime Bedeutung, die für China mit den von Kaiser Yongle entsandten Übersee-Expeditionen unter der Führung des Eunuchen Cheng Hetu ihren Höhepunkt fand. Mit über 100 Schiffen, darunter die größten Dreimaster mit über 3000 to, übertraf diese Flotte alles, was es damals in der westlichen Welt gab. Von 1405 bis 1433 führte Cheng – oder wie sein ursprünglicher Name lautet, Ma – mit seiner Armada sieben Expeditionen nach Südostasien, aber auch an die indische Ostküste und um Indien herum bis an die Ostküste Afrikas durch. Diese großartige maritime Machtentfaltung war friedlich und mehr oder

weniger Selbstzweck im Dienst des Prestiges des Reiches der Mitte und des Himmelssohnes seines Kaisers. Später unter der Ming-Dynastie gab es zwar ein kaiserliches Edikt, das sämtlichen Außenkontakt untersagte, aber es konnte nie strikt durchgesetzt werden. Der Schiffsverkehr entlang der langen chinesischen Küste ist de facto nie unterbrochen worden, und die Ausbreitung Chinas im Südwesten bis Kanton und darüber hinaus bis an die Grenzen Vietnams dürfte sich vornehmlich maritim vollzogen haben. Eine indirekte Wirkung nach außen ergab sich, nachdem arabische und europäische Schiffe bis in den Fernen Osten vorstießen und die Kunde von dem in seiner mysteriösen Abgeschlossenheit besonders interessanten Reich verbreiteten und so seine Ausstrahlung selbst gegen seinen Willen förderten.

Zu der zumindest vergleichbaren kulturellen Ausstrahlung Indiens heißt es in dem Standardwerk der Geschichte Indiens¹⁸ : *„Eines der großartigsten und weltgeschichtlich bedeutsamsten Leistungen Indiens stellt die Ausbreitung seiner Kultur in weite Teile Asiens, insbesondere in die Länder Südostasiens, dar. Die Einzigartigkeit dieser kulturellen Leistung beruht vor allem auf der fast ausnahmslos friedfertigen Expansion indischer Kultur. Keine der großen Hochkulturen der Menschheit, auch nicht die klassische griechische, hatte es vermocht, ohne militärische Eroberungen ihren kulturellen Einfluss so weit und so stark jenseits ihrer ethnischen und politischen Grenzen geltend zu machen.“*

Abgesehen von der religiös-kulturellen Ausstrahlung durch hinduistische Priester und später zunehmend durch buddhistische Mönche aus Indien oder nach Indien, für die Indien nicht nur als Geburts- und Wirkungsstätte Buddhas das Weltzentrum geworden war, stieß auch indisches Wissen und indische Gelehrsamkeit in Südostasien auf Interesse und führte zur Aufnahme indischer oft hochrangiger „Experten“. Und schließlich waren es auch indische Händler, die zunehmend besonders in Südostasien präsent wurden, auch wenn man ihre kulturelle Ausstrahlung nicht so hoch einstufen kann, wie die der vorstehenden Beispiele. Die Islamisierung in den nach Indien aus dem Westen hereinbrandenden Eroberungswellen hat diese Entwicklung unterbrochen bzw. auch umgekehrt, als sich indisches Wissen und Kultur nach Westen in den heutigen „Mittleren Osten“ verbreitete und sich vermischte. So ist damals unser heutiges Zahlensystem aus Indien über die arabischen Invasoren als „arabisch“ nach Europa gelangt. In Indien blieben selbst ungeachtet des Islam als Religion der Sultane von Delhi

¹⁸ „Geschichte Indiens“ von H.Kulke/D.Rothermund, 2. Auflage München 1998, Seite 195

mit ihren das Land beherrschenden Schichten und darüber hinaus zumindest eines Teils der städtischen Bevölkerung Delhi wie andere Plätze indische, durch die Einflüsse aus dem Westen (Persien!) weniger überlagerte als bereicherte Zentren. Der Hinduismus vornehmlich der Landbevölkerung als wirtschaftliche Basis wurde in der Regel toleriert; das Religions-Schisma hat sich erst zu Ende des Jahrtausends in der Konfrontation Indiens mit Pakistan gewaltsam und gewalttätig ausgewirkt. Aber selbst das heutige Pakistan ist mehr durch die Zugehörigkeit zum indischen Kulturkreis als durch seine islamischen Nachbarn geprägt.

Die Kolonialzeit hat Indien dann zur Beherrschung durch „unseren Westen“ jenseits der mittel- und kleinasiatischen Nachbarn geführt. Sie hat sich über 200 Jahre mit ihren Konsequenzen nach innen wie auch nach außen aus- und nachgewirkt. Indien wurde geeint, aber darüber hinaus Zentrum von Aden bis Hongkong, wo sich indische Soldaten und indische Arbeiter mit den Kolonialherren solidierten bis identifizierten – so mussten es jedenfalls die einheimischen Bevölkerungen sehen. Die Unterwanderung durch indische Arbeiter und der wirtschaftliche Aufstieg von Auslandsindern gegenüber den Landesbevölkerungen führte zu Emotionen bis zu Pogromen, so in Burma und auf der malayischen Halbinsel und wurde nie ganz überwunden, zumal die jetzt unabhängigen Staaten Südostasiens hinsichtlich ihrer nationalen Identität besonders empfindlich sind. Jüngstes Beispiel ist die Rebellion der Landesbevölkerung auf den Fidschi-Inseln bis zu einem Staatsstreich gegen den – demokratisch gewählten – ethnisch aber indischen Regierungschef – dies auch ein Beispiel, welchen Status Auslandsinder erreichen und welche Rolle sie spielen können (ohne dass man zurückzudenken braucht, dass die Fidschianer bei der ersten Begegnung mit den Weißen Kannibalen waren!). Aber auch in anspruchsvolleren Gesellschaften haben sich Auslandsinder durchgesetzt und eine von der Landesbevölkerung beneidete Rolle gespielt, so in Südafrika, von wo der als Rechtsanwalt tätige Ghandi mit dortigen indischen Landsleuten seine Kampagne für die Unabhängigkeit seiner Heimat begann. In Zimbabwe, dem ehemaligen Südrhodesien als eines der wohlhabendsten und reichsten britischsten Kolonien, droht heute den 20.000 dort lebenden Auslandsindern (wie den 40.000 noch dortigen Weißen) die Enteignung und vielleicht die Ausweisung. Aber dem stehen auf der anderen Seite kollektive oder einzelne Schicksale erfolgreicher Durchsetzung gegenüber. Selbst in überwiegend chinesischen Gesellschaften, wenn auch unter westlichen Rahmenbedingungen, sind Auslandsinder in führende Positionen aufgestiegen wie die Sassoons in Schanghai oder die Ruttonjees in Hongkong. Wie wir bei den Auslandschinesen in noch größerem Umfange sehen werden – gab

es auch von den Auslandsindern eine nennenswerte „Rückkoppelung“ in ihr Heimatland: Nicht nur, dass Überweisungen indischer Arbeitskräfte aus dem Ausland, vor allem aus den Golfstaaten in den südwestlichen Unionsstaat Kerala, in der indischen Zahlungsbilanz ein zu Buche schlagender Posten sind. Investitionen erfolgreicher wohlhabender Auslandsinder-Dynastien wie der Hindujas in England tragen zur wirtschaftlichen Entwicklung ihrer Heimat bei. Gewiss, westliche Kolonialbedingungen hatten es Auslandsindern wie Auslandschinesen erleichtert, sich durchzusetzen. Heute zehren die Heimatländer von dieser Rückkoppelung als „asiatische Selbsthilfe“. Am Beispiel der Überseechinesen wird dies noch deutlicher.

Die Niederlassungen der Übersee-Chinesen in fast allen Ländern Südostasien (und auch sonst in der Welt) waren nicht das Ergebnis chinesischer Machtentfaltung, sondern eher das Gegenteil. Ihre Vorväter hatten ihr Heimatland aus wirtschaftlichen Gründen mit wirtschaftlichen Absichten und sogar in der Regel gegen ein generelles Auswanderungs- ja, sogar Übersee-reiseverbot verlassen. Dennoch hielten sie in der Fremde an ihrer kulturellen Identität fest, auch wenn dies ihre Integration erschwerte oder ganz verhinderte. Dies und zunehmender Wohlstand dank größeren Fleiß und Geschicks hat in ihren Gastländern den Neidkomplex geschürt und zeitweise bis zu Pogromen virulent werden lassen. Eine zusätzliche Rolle spielt dabei, dass sich die Kolonialherrschaften der Chinesen als Mittler zur wirtschaftlich wenig entwickelten Landesbevölkerung bedienten und wegen deren Eignung bedienen konnten. Die Spannungen waren immanent, aus denen sich dann zunehmend eine Loyalität zu ihrer alten Heimat ergab, die durch den Aufstieg Chinas weiter gestärkt wurde, auch wenn das Heimatland in Fällen notwendigen Schutzes zurückhaltend und vorsichtig taktierte, eine Doppelstaatlichkeit ablehnte und sich bei Ausschreitungen mit rhetorisch-publizistischen Stellungnahmen begnügte. Dennoch spielt die „Rückkoppelung“ der Übersee-Chinesen in ihrer Heimat eine gar nicht zu überschätzende Rolle, angefangen vom Heimat-Tourismus bis zu ihrem Beitrag zu Chinas Wirtschaftsentwicklung durch kommerzielle Investitionen bis zu philanthropischen Vorhaben, vor allem, in konfuzianischer Tradition, auch im Erziehungswesen. Als Brücke für China nach außen mag die Wirkung von Übersee-Chinesen wie von Auslands-Indern trotz ihrer unzweifelhaften wirtschaftlichen Leistungen in ihren Gastländern zwiespältig sein, aber in der Rückkoppelung als Brücke zurück in ihre Heimat, sind die 20 oder sogar 40 Millionen Übersee-Chinesen und sicher mehrere Millionen Auslands-Inder für die Entwicklung Asiens ein ganz wesentlicher Eigenleistungs-Faktor.

Hongkong – chinesisch oder westlich?

Auch wenn jetzt die Fahne Chinas über Hongkong und Makao weht und Taiwan nicht nur für die Volksrepublik, sondern auch für China/Taipei („Nationalchina“) politisch als „Ein-China“ gilt und überwiegend anerkannt wird, sind alle drei im Verhältnis zu Festland-China wirtschaftlich Ausland. Für Hongkong und Makao ist dies im Vertragswerk über die Rückgabe de facto für die nächsten 50 Jahre festgeschrieben und für Taiwan, das darüber hinaus überhaupt vom direkten Wirtschaftsverkehr mit dem Festland abgeschnitten ist, soll dies ggf. einmal als Muster dienen.

Der äußere Eindruck Hongkongs mit seiner Wolkenkratzer-Skyline, seiner ultramodernen Infrastruktur ebenso wie ein Lebensstandard von ca. 10:1 im Verhältnis zum Durchschnitt in der Volksrepublik, bis 1997 unter der westlichen liberalen Herrschaft eines Mutterlandes westlicher Demokratie, legt nahe, Hongkong als Beispiel par excellence für den „Westen in Asien“ zu sehen. Tatsächlich war der stabile und doch nach außen so liberal offene (liberaler als das Mutterland und fast aller anderen westlichen „Muster“!) Rahmen über eineinhalb Jahrhunderte hinweg, zumal im Vergleich zum näheren und weiteren Umfeld, dafür eine Voraussetzung. Aber ist die Entwicklung Hongkongs bis heute und seine nach den Reformen wieder mögliche und seither von China geforderte Ausstrahlung in das Festland dem Westen zuzurechnen? Hongkong war bis über den Zweiten Weltkrieg ein britischer Garnisonsplatz im Schatten der Weltstadt Schanghai. Als sich danach der Bambusvorhang um Festland-China einschließlich Schanghai senkte, blieb Hongkong der einzige zugängliche freie und dabei geschützte Platz an der chinesischen Küste. In der jungen Volksrepublik ausgegrenzte Unternehmer, Kapitalisten, vermögende Grundbesitzer, aber auch, wie immer wieder zu hören war, Generale mit ihren Kriegskassen, fanden hier noch eine einigermaßen heimatliche Zuflucht. Einen wesentlichen Anteil an diesem Exodus hatten Schanghaier Industrielle, die sehr schnell eine vorher in Hongkong kaum existente Industrie vor allem im Textilbereich, auf dem, besonders in der ganzen Palette der Baumwollverarbeitung, Schanghai in China (und Asien) führend war, mit ihrem Know-how und Unternehmergeist einen entsprechende Hongkonger Industrie aufbauten, und es verstanden, die nach dem Zusammenbruch Japans und im Nachkriegsaufbau aufnahmebereiten Märkte Südostasiens zu erschließen. Als der Bambusvorhang sich senkte, hat Hongkong allen pessimistischen Prognosen zum trotz den Rückgang seines Chinahandels und seiner vielfältigen Transitfunktionen im Verkehr mit China – bis dahin seine wirtschaftlichen Lebensadern – durch den Absatz auf neuen Märkten vor allem in

Südostasien, zunehmend aber auch auf den anspruchsvolleren Märkten Westeuropas und Nordamerikas, nicht nur wettgemacht, sondern überkompensiert. Die Versuche Chinas, Hongkong durch den Direktverkehr seiner staatlichen Außenhandelsmonopole zu umgehen, hat der Wirtschaft Hongkongs ebenso wenig geschadet, wie gegen den Handel mit der Volksrepublik aus politischen Gründen (Korea-Krieg, Vietnam-Krise, das Taiwan-Problem) verhängte westliche Embargomaßnahmen. Der Versuch Chinas, mit der Kanton-Messe eine Konkurrenz zu der Transitfunktion Hongkongs zu schaffen, hatte eher einen gegenteiligen Effekt, insofern als diese ein zusätzlicher Anziehungspunkt für das benachbarte Hongkong wurde. Weitaus die Mehrheit der zu 99% chinesischen Bevölkerung Hongkongs sah die gegenseitige Abschottung als Schutz und Vorzug an, nachdem sie sich ein- einhalb Jahrhunderte lang, wie die Übersee-Chinesen in der Regel, mit der Kolonialmacht arrangiert hatte. Eine gewisse politische Unruhe gab es in Hongkong der Nachkriegszeit höchstens zwischen den jeweiligen Sympathisanten National- und „Rot“-Chinas.

Ebenso wenig wie in den mehr als hundert Jahren vorher gab es auch kein Verlangen nach einer politischen Selbstverwaltung. Vorsichtige Ansätze der Engländer stießen auf wenig Interesse. Ein Wunsch nach Unabhängigkeit, in anderen Kolonialgebieten der politische Motor, lag in Hongkong außerhalb der Vorstellung. Eine politische demokratische Mitbestimmung und Mitverantwortung in Hongkong aufzubauen, setzte erst mit der Rückendeckung des britisch-chinesischen Vertragswerkes für die Übergabe und der fast zehn Jahre davor zurückreichenden Verhandlungen ein. Vorher wäre die chinesische Reaktion unberechenbar gewesen. Die britischen Gouverneure, Vertreter der englischen Königin, aber vor Ort mit einem Status, der über den der konstitutionellen Monarchin in London de facto weit hinausging, wurden ausgewählt und von der britischen Regierung entsandt und von London wie vor Ort danach bewertet, wie sie Peking „bei Laune“ hielten. Einer demokratischen Kontrolle unterlagen sie höchstens – und dies de facto nur bei wichtigen politischen Anlässen – aus der Ferne durch das Parlament in London. Erst als Peking das „System“, d.h. die Wirtschafts- und Rechtsordnung unter dem Stichwort „Ein Land, zwei Systeme“ nach dem Übergang in die chinesische Souveränität beizubehalten und völkerrechtlich vertraglich zu fixieren versprach – weniger Konzession als Realismus im eigenen wirtschaftlichen Interesse („Die Henne, die die goldenen Eier legt, soll man nicht schlachten“) –, erhielt Englands letzter Gouverneur Chris Patten, anders als seine Vorgänger kein Beamter sondern ein konservativer Parteipolitiker, den, wie er glaubt, Spielraum für sein Experiment, in aller Eile nachzuholen, was in über 100 Jahren Koloni-

alherrschaft nicht notwendig geschehen hatte. Den Demokratie-Bonus wollte die chinesische Regierung nach dem Übergang jedoch auf ihre Art – in einem Stufenplan – selbst verwerten und hielt daran ohne Rücksicht auf die Eil-Demokratisierung der letzten Tage der Empire-Herrschaft in Hongkong fest. Das Hin und Her hat nicht gerade zur Beruhigung der verständlichen Ängste von Teilen der Bevölkerung Hongkongs vor einer so einschneidenden Maßnahme wie dem Übergang aus westlicher in asiatische Herrschaft beigetragen. Dies war der Abgesang eines souveränen Westens in Asien. Vor den Medien der Welt und im Interesse beider Seiten vollzog sich die Übergabe in der Nacht zum 1. Juli 1997 würdevoll, für die Chinesen ein Jahrhundert-Ereignis, aber auch für die Engländer im Rückblick auf ihre Geschichte nicht nur in Bezug auf Hongkong sondern in Asien national erhebend. Was unter der britischen Herrschaft westlich war, war der damals zumindest zeitweise für das Schicksal und die Entwicklung Hongkongs ganz entscheidende Schutz nach außen und die jetzt ausdrücklich im gleichen System beibehaltene Rechtsordnung mit allen Sicherungen auch innen, einem sehr weitgehenden Wirtschaftsliberalismus sowie als Ergebnis daraus ein dem Westen vergleichbarer Lebensstandard, allerdings ohne die im Westen übliche staatlich-soziale Absicherung, die aber bis zu einem gewissen Grade durch private soziale Leistungen – nicht nur karitativer Art – aufgewogen wurde.

Es ist erstaunlich, wie trotz westlich anmutender Äußerlichkeiten Hongkong mit seiner zu 99% ethnisch chinesischen Bevölkerung tatsächlich chinesisch geblieben ist. Die Wertvorstellungen, die kulturellen Eigenheiten, die engen Gemeinschaftsbeziehungen auf Familien, Verwandtschafts-, Klan- und Herkunftsebenen sind erhalten geblieben und auf Betriebs und Nachbarschaftsebene ohne Übersetzung in westlich demokratische Institutionen ausgebaut worden. Auch Bauweise und Architektur sind davon beeinflusst. Zwar sind die großen Wohnsilos nun einmal funktionale Zweckbauten, in denen höchstens Nähe und Enge für Chinesen natürlicher und zumutbarer sind. Aber sonst lässt sich zumindest im Ansatz ein Kompromiss zwischen moderner Bautechnik und chinesischer Ästhetik erkennen, und dies nicht nur in den Villen chinesischer Millionäre und Milliardäre am Peak oder an der Repulse-Bay. In der Innenarchitektur ist es sogar für Europäer „in“, chinesische Stil-Anklänge zu übernehmen. Chinesische Möbel aus Hongkong sind auch im wesentlichen Ausland gefragt. Vor allem aber ist es das Festhalten an der Sprache und die Tag und Nacht das Straßenbild prägende Schrift, die in Substanz wie auch äußerlich den chinesischen Charakter Hongkongs nachdrücklich bestimmen. Das Englisch der Kolonialmacht England hat das chinesische im kantonesischen Idiom nicht

nur nicht verdrängt, sondern ist auch als Zweitsprache weniger verbreitet, als man annimmt: Wenn man einen Polizisten um Wegweisung bat, kam es vor, dass dieser einen verständnislos anblickte. Das mag sich geändert haben, und paradoxerweise wird die Kenntnis der englischen Sprache unter chinesischer statt unter englischer Souveränität als der Lingua Franca im Wirtschaftsverkehr jetzt sogar noch stärker gefordert parallel zu Fremdsprachenkenntnissen in China überhaupt. Peking war sogar auch sonst und schon früher in mancher Beziehung „westlich“ fortschrittlicher: Während sich im britischen Hongkong dort ansässige Chinesen auf die alten chinesischen Ehesitten berufen konnten (als einzigen Platz, da dies auch in Taiwan nicht mehr möglich war), denen zufolge Konkubinat und Mehrehe zulässig waren, und die Frau dem Mann untergeordnet war, war in der Volksrepublik China 1950 als eine der ersten Maßnahmen ein Ehegesetz beschlossen worden, dass die selbst über westliche Vorbilder hinausgehende völlige Gleichberechtigung – und natürlich strikte Monogamie – vorsieht. Dass dies mit einem Tabu alles geschlechtlichen einherging, lockert sich erst jetzt – in Anpassung an die freien Hongkonger Verhältnisse.

Mehr als die Rückkehr unter die chinesische Souveränität hat sich im Verhältnis Hongkongs zu China und umgekehrt die „Öffnung“ ausgewirkt. Hongkonger Kapital, Technologie und Management konnten (und haben in großem Umfang) nach China hineinwirken. Hongkonger Unternehmer haben mit neuen Produktionsstätten in die Nachbarprovinz Guangdong mit den dort billigeren Arbeitskräften expandiert. Darüber hinaus haben sich Hongkong-Chinesen in ganz China an Joint Ventures beteiligt: Hongkonger Firmen stehen, der Zahl der Gemeinschaftsunternehmen nach, vor Firmen aus den USA und Japan an erster Stelle. An den Erfolgen der Reformen mit der Öffnung hatten Chinesen aus Übersee, besonders aber aus Hongkong in der Mittlerfunktion, einen nicht quantifizierbaren Anteil, etwa – dies nur als ein auffälliges Beispiel unter anderen – wenn Hongkonger Public Relation-Firmen für die sich schnell in China entwickelnden internationalen Messen, insbesondere in Schanghai, die Vorbereitung und fachgerechte Werbung im Ausland übernahmen. Kürzlich wurde durch die chinesische Presse bekannt, dass eine hochqualifizierte Beamtin aus Hongkong (bezeichnenderweise, wenn auch in Hongkong aufgewachsen, in Schanghai geboren) als ein erster Fall in ein hohes Regierungsamt in Peking berufen wurde. Frau Shi Maylung, bisher unter ihrem westlichen Namen Laura M. Cha, Exekutiv-Direktorin der Hongkonger Wertpapierbehörde, wurde im März 2001 Vizevorsitzende der chinesischen Wertpapierkommission (China Securities Regulatory Commission) in Peking.

Hongkong, Schaufenster des Westens in Asien? Dies galt auch vor 1997 nur eingeschränkt und gar nicht als Muster westlicher Demokratie. Aber Hongkong wurde nach der Öffnung Chinas Muster oder sogar Vorbild für die Angleichung seiner Wirtschaftsordnung an die westlichen Vorstellungen und damit der Einbeziehung in den globalen Wirtschaftsverkehr, die im Jahre 2001 mit dem Beitritt der Volksrepublik China zur Welthandelsorganisation endlich vollzogen wurde; der übrigens Hongkong, wie der Vorgängerorganisation, dem GATT (General Agreement on Tariffs and Trade) unverändert und weiterhin angehört.

Regionalismus in Asien und seine Grenzen

Der historische Hintergrund

Die „Freiheit der Meere“, „Pax Britannia“, Adam Smith und der „westliche“ Liberalismus waren im 18., 19. und durch die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts im Verhältnis des Westens zu Asien eine relative und sehr einseitige Angelegenheit. Dies abgesehen davon, dass die Beziehungen immer wieder durch Kriegsereignisse innerhalb des Westens gestört waren, in die aus Asien selbst schließlich Japan aktiv eintrat. Es war nur zu verständlich, dass nach ihrer politischen Unabhängigkeit die asiatischen Staaten auch die wirtschaftliche Unabhängigkeit anstrebten, nicht nur wenn, wie in Indien, China und vielleicht auch Japan, es ihre Größenverhältnisse erlaubten, sondern auch für kleinere der unabhängig gewordenen Staaten wurde das eigene Stahlwerk ein mehr als nur wirtschaftlich nützlich gesehenes Anliegen. Auch der Sozialismus in seinen verschiedenen Schattierungen, dem die asiatischen Staaten bis auf wenige Ausnahmen schon aus Opposition gegen den westlichen Liberalismus anhängen, stärkte und untermauerte die Autarkietendenzen. Für Indien und China wird diese noch in besonderen Abschnitten dargestellt werden.¹⁹

Ein Solidaritätsgefühl der ehemals abhängigen Staaten bildete sich nicht regional in Asien, sondern weltweit heraus, aber es verhinderte gerade zwischen ihren asiatischen Vertretern nicht eine Fülle von Konfliktsituationen, die nicht nur auf den ideologischen Ost/West-Konflikt zurückzuführen waren. Wie noch eingehender an den Beispielen Chinas und Indiens erläutert sei, ließen ihre Misserfolge die autarkistischen und gesellschaftspolitischen Experimente in die Öffnung umschlagen, die sich von China aus in ver-

¹⁹ „In Indien mit der Unabhängigkeit autonome Wirtschaftsplanung und -Entwicklung mit dem Westen“, Seiten 116ff.; „In der Volksrepublik China revolutionäre Gesellschaftswandlung und autarkische Wirtschaftspolitik mit zentralistischer Planung“, Seiten 120ff.

schiedenen, den jeweiligen nationalen Verhältnissen angepassten, Formen in Asien ausbreitete, sofern nicht asiatische Staaten, wie die späteren „Kleinen Tiger“ ohnehin „offen“, das heißt außenwirtschaftlich verhältnismäßig liberal waren. Die globale Ordnung bot den Öffnungen ihren Rahmen, und sie war primär auf diese gerichtet. Aber um ihre Wirkungen zu fördern, wurden zunehmend auch Synergieeffekte aus regionalen Nachbarschaftsverhältnissen zu nutzen gesucht. Dabei galt und gilt offen die Europäische Union als ein Vorbild, nachdem sie zum „Flaggschiff“ regionaler Kooperation in der Welt geworden ist, das wesentlich dazu beigetragen hat, dass die alte Kontroverse „Meistbegünstigung contra Regionalismus“ heute als überholt gilt, an der 1947 die erste Welthandels-Institution scheiterte und zum Notbehelf des GATT (General Agreement on Tariffs and Trade) führte. Unter der erst über 50 Jahre später zustande gekommenen WTO (World Trade Organisation) werden Globalismus, für den damals die Meistbegünstigung stand, und Regionalismus nicht mehr als sich womöglich ausschließender Gegensatz, sondern als Ergänzung gesehen. Der „asiatische Regionalismus“ wird aus dem Westen verständnisvoll betrachtet und gefordert, wenn auch die Konkurrenz womöglich zu regionalen Vorzugsbedingungen mit zweifelhaftem regionalen Hintergrund, etwa aus China oder Japan in die Staatenwelt Südost-Asiens, gelegentlich kritisch empfunden wird.

Ebenso wie Ende des 20. Jahrhunderts für Asien wurde in der Mitte des Jahrhunderts für Europa und dort besonders für Deutschland einmal die wirtschaftliche Entwicklung als „Wunder“ apostrophiert. Aber anders als in Asien war in West-Europa damals regional aus Marshall-Plan mit OEEC die heutige EG hervorgegangen. In Asien war dagegen das Wunder aus der globalen Öffnung hervorgegangen, in der die Regionalismen Teilaspekte sind. West-Europa ist dagegen über seinen Regionalismus in die heutige globale Ordnung hinein gewachsen. Aber nicht nur in seinen Wurzeln, sondern auch in seiner Substanz wegen der so ganz anderen geo- und kulturpolitischen Bedingungen Asiens regionale Ansätze mit der europäischen Integration zu vergleichen ist unrealistisch, so oft und gern das europäische Beispiel in Asien als Idee angeführt wird. Da waren und sind die früheren demographischen Integrationen in Asien durch Übersee-Chinesen und Auslands-Inden sicher wirkungsvoller.

Die von China 1978 initiierte und sich ausbreitende Öffnung erwies sich auch regional für Asien als eine auf die Wirtschaft begrenzte Maßnahme. Die Öffnung erstreckte sich nicht auf die nationalen politischen Systeme und weiterreichende westliche Erwartungen wurden soweit enttäuscht. Der

Brückenschlag zwischen Politik und Markt scheint auch so gelungen zu sein. Wo sich aber dennoch die Öffnung auch politisch auswirkte, so in den zwischenstaatlichen insbesondere regionalen asiatischen Beziehungen. Seit 1978 hat es in Asien ostwärts des Khyber keinen militärischen Konflikt mehr zwischen Staaten gegeben, obwohl es genug brisante Konfliktsituationen gegeben hat, die andernfalls leicht hätten dazu führen können. Mit den nationalen Prioritäten hat sich auch das internationale zwischenstaatliche Klima gewandelt, und es begann mit dem Zurücktreten ideologischen Misstrauens und Vorbehalte die heutige immer noch zunehmende institutionalisierte Kooperation. Zwar haben Wirtschaftsfragen und dabei im Hintergrund auch der Gedanke der zwischenstaatlichen Integration die Priorität, aber die Zusammenarbeit hat sich längst darüber hinaus ausgeweitet und weist in anderen Richtungen eher die größere Substanz auf. Dabei ist nicht unbedingt gleich an das aktuellste Thema an der Schwelle des neuen Jahrhunderts, die Koordination bei der Terrorbekämpfung, zu denken. Substanzieller ist sicher die Entschärfung innerasiatischer bilateraler oder multilateraler Konfliktprobleme, etwa wenn sich bei einem der Gipfeltreffen der SAARC der indische und der pakistanische Regierungschef oder bei einem Treffen der Staatschefs in der APEC die Präsidenten der USA und Chinas oder des japanischen Ministerpräsidenten persönlich begegnen und austauschen. Dieses Dialog-Auffangnetz, dass sich nicht auf die Spitzenpersönlichkeiten beschränkt und zunehmend auch auf die Fachebenen hinunterreicht, ist als ebenfalls eine Folge der Öffnung gar nicht zu überschätzen. Aber im Unterschied zur europäischen Integration macht die Kooperation an den einzelstaatlichen Souveränitäten halt abgesehen davon, dass der asiatische Regionalismus nicht an den ideologischen Gehalt der europäischen Einigung aus Geschichte und kultureller Nähe heranreicht.

Asien ist eben anders als Europa, und das zeigt sich nicht zuletzt in den Grenzen seines Regionalismus. Der westliche Einfluss mag in der wirtschaftlichen und technischen, insbesondere kommunikativen, Entwicklung manches abgeschliffen haben, aber die ethnisch und kulturell so verschiedenen Wurzeln sitzen zu tief. Hinzu kommt, dass die letzten 100 Jahre die Unterschiede eher noch akzentuiert und Gräben vertieft haben, die davor nicht so, wenn überhaupt bestanden. Dies gilt besonders für das Verhältnis Chinas zu Japan und für die Rolle Japans auch sonst in Ost- und Südostasien, was im Folgenden im Vergleich zu Europa exemplifiziert sei:

In Asien hat der zweite Weltkrieg nicht erst am 1. September 1939 mit dem deutschen Einmarsch in Polen begonnen, sondern spätestens am 7. Juli 1937 mit dem „Zwischenfall an der Marco Polo-Brücke“, eigentlich aber

schon mit dem „Mukden-Zwischenfall“ am 18. September 1931, der die Besetzung der Mandschurei auslöste sowie die japanische Aggression in China und seine schließliche Ausweitung in den Pazifik und nach Südost-Asien, der in Asien auch nicht am 1. Mai 1945 mit der Kapitulation des Deutschen Reiches, sondern am 14. August des Jahres, und dies durch den ersten – und hoffentlich einzigen – Atombombenabwurf auf zwei japanische Städte beendet war. Aber der entscheidende Unterschied liegt wahrscheinlich darin, dass, während es in Europa gelang, die Wunden des Krieges zu überwinden, sich dieses in Asien bis heute nicht vollständig ergebn hat.

Japan hatte im Krieg durch den Versuch ideologischer Überhöhung seiner „Coprosperty-Zone“ mit Südost-Asien und „Befreiung“ von kolonialer Unterdrückung seine auf die Rohstoff-Basis gerichtete Machtpolitik nicht verdecken können, und wenn seine politischen Avancen in diesem Raum jetzt erfolgreicher werden, so trotz seiner an erster Stelle rangierenden Entwicklungshilfe und kommerzieller wirtschaftlicher Zusammenarbeit als Gegengewicht gegen die Dynamik der neuen Wirtschaftsmacht China. Noch weniger sind die historischen Belastungen Japans im Verhältnis zu den ehemals japanischen Formosa und Korea überwunden, ganz zu schweigen von denen zu China.

Nach der Zahl der Opfer und dem Ausmaß der Zerstörungen und dem menschenverachtenden totalen Einsatz unterschieden sich die Schauplätze in Asien und Europa kaum. Allerdings hatte in Europa ein verlorener erster Weltkrieg mit seinen politischen Folgen zum Zweiten Weltkrieg geführt, während in Japan militärische und diplomatische Erfolge – gewonnene Kriege gegen China und Russland, erfolgreiches „Trittbrett fahren“ bei den Friedensverhandlungen in Versailles nach dem Ersten Weltkrieg – ein übersteigertes nationales Selbstwertgefühl zur Folge hatten. All dies wirkte nach der Niederlage im Zweiten Weltkrieg gegen Japan mit und sich zusätzlich aus, besonders im Verhältnis zu China und Korea. Korea, im Spannungsfeld der japanisch/russischen Auseinandersetzungen vor dem Ersten Weltkrieg, wurde schließlich 1910 japanische Kolonie. Das chinesisch/japanische Verhältnis eskalierte nach dem Ersten Weltkrieg, als in Versailles das von Japan im Kriege besetzte deutsche Schutzgebiet Tsingtao und daran gebundene Rechte den Chinesen vorenthalten und Japan zugesprochen wurden. Eine am 4. Mai 1919 ausgelöste Demonstrationswelle wurde zu einem breiten Forum gegen fremde Hegemonie und für Selbstbestimmung und Demokratie. Seither wird in China über den politischen Machtwechsel hinweg der jeweilige „vierte Mai“ als geschichtliches Ereignis gewürdigt

und begangen. Er und die Geschichte zwischen den beiden Ländern davor und danach erklärt den erbitterten chinesischen Widerstand gegen die sich bis tief in das innere China ausweitende japanische Aggression, die, zumal mit einigen herausragenden Ereignissen wie dem „Nanking-Massaker“ ungebrochen bis in die Gegenwart das chinesisch/japanische Verhältnis emotional tief belasten. Dass sich Japan nach dem verlorenen Kriege vertraglich militärisch in den Schutz von Chinas Kriegsverbündeten, den USA, begeben hat, hat die Lage nicht entschärft, sondern durch die de facto Einbeziehung der von China als eigenes Staatsgebiet „China/Taipeh“ beanspruchten Formosa noch verschärft. Auch in Südost-Asien, wo sich die Japaner als „Befreier“ von den Kolonialherrschaften zu gerieren suchten, haben die japanischen militärischen Besetzungen Narben hinterlassen. Japan wird, besonders von China, vorgeworfen, dass es nicht wie Deutschland seine Vergangenheit bewältigt hat. Dies alles, dazu die so unterschiedliche wirtschaftliche Dynamik und ihre unterschiedlichen Ergebnisse lassen verstehen, warum sich eine ähnliche Integration wie in Europa trotz der verschiedenen symptomatischen institutionellen Ansätze nicht abzeichnet und auch nicht zu erwarten ist – und dabei gerade wegen ihrer Vielzahl und so unterschiedlicher Zusammensetzung und auch Zielsetzung. Zwar finden sich China und Japan in einem so weit ausgreifenden Rahmen wie der APEC, der sogar Nordamerika und die süd- und mittelamerikanische Pazifik-Küste, abgesehen von Australien und Neuseeland, einschließt, von Fall zu Fall zusammen. Aber die südostasiatischen ASEAN möchte mit beiden nur getrennt zu tun haben. Zwar arbeiten alle asiatischen Staaten, von Westen jetzt wieder Afghanistan einschließend bis in den Pazifik im Osten, nach Norden bis einschließlich Zentralasien, operativ in der Asiatischen Entwicklungsbank und darin Japan und China an zentraler Stelle zusammen, aber Japan als größter regionaler Kapitaleigner (gleichauf mit den außerregionalen Vereinigten Staaten) und überhaupt größter Entwicklungshilfe-Geber, während China der größte „Kunde“ der Bank ist. Parallel statt gegenteilig sind höchstens operative Kooperationen bei einzelnen Projekten in Südostasien wie besonders herausragend das Mekong-Projekt. Eine solche nicht nur funktionale sondern auch emotionale ggf. auch den nationalen Egoismus zurückstellende Beziehung wie zwischen Deutschland und Frankreich als erste Voraussetzung der europäischen Integration und bis heute ihr Kern, lässt sich zwischen China und Japan nicht vorstellen, wäre aber wohl auch in Asien die wichtigste Ausgangsbedingung. Ähnliches gilt auch infolge der Größenverhältnisse, der unterschiedlichen wirtschaftlichen und politischen Machtverhältnisse sowie auch dort noch nachwirkenden Emotionen für die Beziehungen zu Südostasien.

*Institutionelle regionale Kooperation in Asien heute;
die regionalen Institutionen*

Etwa seit dem letzten Quartal des abgelaufenen Jahrhunderts hat in einem noch immer wachsenden Maße eine Institutionalisierung interasiatischer Kooperationen eingesetzt, die sich vorher nach dem zweiten Weltkrieg einseitig nach Asien hinein und hinaus erstreckte und vornehmlich sicherheitspolitische Motive hatte, während sie jetzt vorrangig auf die wirtschaftliche Zusammenarbeit gerichtet ist. Dabei sind jedoch nicht nur die historisch emotionalen Narben ein Hindernis sondern ziehen auch die großen Unterschiede in den Entwicklungsgraden und in den Macht- und Größenverhältnissen tatsächliche Grenzen. Am weitesten ist diese institutionalisierte innerasiatische Zusammenarbeit noch dort gediehen, wo es keine beherrschende Regionalmacht gibt, nämlich mit der ASEAN in Süd-Asien, wo der größte und potentiell mächtigste Staat, Indonesien, seine Schatten höchstens durch eine gewisse Sonderrolle vor allem im Verhältnis nach außen gelegentlich vorauswirft. Aber die nationalen Interessensunterschiede sind, auch nachdem die weltanschauliche Konfrontation zu den Staaten Indochinas entfallen ist, groß, und nennenswerte integrative Fortschritte sind kaum festzustellen.²⁰ Die regionale Kooperation in Süd-Asien in und um den indischen Subkontinent ist zwar durch das Übergewicht Indiens belastet, dessen Wirtschafts- und Machtpotential aber auch Vorteile bietet. Ein neuer Ansatz entwickelt sich für Zentral-Asien zwischen und mit China und Russland, der aber schon über Asien fast hinaus reicht, wie noch dezidierter in der APEC eine spezifische Zusammenarbeit wie gleichermasse die über Asien nach Europa hinaus reichende ASEM. Während die APEC immerhin das Pazifische als Idee und die Vereinigten Staaten als in diesem nicht erst seit dem Zweiten Weltkrieg als aktiven, immer gewichtigeren Akteur aufweist, sind die Ansätze der Zusammenarbeit in der ASEM nur wirtschaftlich funktional ohne ideologischen oder bis in die Gegenwart reichenden politischen Hintergrund. „Eurasisch“ ist nicht mit „pazifisch“ zu vergleichen. Neben den nationalen regionalen Ansätzen sind die internationalen Weltorganisationen regional wirksam und treten auch regional auf, so die Vereinten Nationen mit ihrer „Economic and Social Commission for Asia and the Pacific“ (ESCAP) sowie die westlich-asiatische auf die Entwicklungsländer der Region vom Pazifik bis Pakistan, (neuerdings

²⁰ Harald David „Die ASEAN zwischen Konflikt, Kooperation und Integration“, Institut für Asienkunde 2002, kommt ebenso zu einem eher skeptischen Ergebnis, dass vor allem von der sicherheitspolitischen Integrationsaussichten ausgeht, auf die hier potentiell für die Zukunft für die globale Rolle Asiens in einer Weltfriedenspolitik am Schluss „Der Westen UND Asien in der Welt“ eingegangen wird. (S. 154 ff)

auch Afghanistan wieder einschließend) gerichtete Asiatische Entwicklungsbank ADB (nach ihrer englischsprachigen Abkürzung). Die Institutionen regionaler Zusammenarbeit in Asien seien im Folgenden der Reihenfolge des Grades ihrer integrativen Wirksamkeit zu kennzeichnen versucht.

Die ASEAN in und für Südost-Asien²¹

Die ASEAN (Association for Southeast-Asian Nations) hat mit einem von den Mitgliedern gewählten Generalsekretär ihren ständigen Sitz in Djakarta. Bei den alle drei Jahre vorgesehenen aber auch häufiger möglichen Gipfeltreffen der Staatschefs und den diese vorbereitenden, auswertenden oder sonstigen Arbeitstreffen stehen Wirtschaftsfragen im Vordergrund, waren aber von Anfang an nicht auf diese beschränkt. So war auch ausdrücklich eine kulturelle Zusammenarbeit vorgesehen. De facto spielen Sicherheitsfragen, also politische Themen ebenso eine Rolle. Die aus der 1961 von Malaysia, den Philippinen und Thailand gegründete ASA (Association of Southeast-Asia) hervorgegangene ASEAN stand zwar nicht konfrontär doch unterschiedsbewusst den kommunistischen Nachbarstaaten gegenüber. Nach ihrer China nachfolgenden Öffnung näherten sich die beiden Lager in einem längeren Prozess an, bis Vietnam als erstes und danach auch Laos und Kambodscha und schließlich das nicht ausreichend demokratisch legitimierte Myanmar Mitglieder wurden. Die zehn ASEAN-Mitglieder sind nach dem heutigen Stand Brunei, Indonesien, Kambodscha, Laos, Malaysia, Myanmar (Burma), Philippinen, Singapur, Thailand und Vietnam. Ihrem Vorteil außer ihrer geographischen Nähe kultureller Affinität und auch sonstiger jedenfalls verhältnismäßiger Homogenität stand und steht als Nachteil eine vergleichsweise geringe wirtschaftliche Komplementarität gegenüber. Außer ihren wirtschaftlichen traditionellen und natürlichen wirtschaftlichen Verbindungen in den Westen berühren sich in Asien die wirtschaftlichen Interessen als Partner wie aber auch parallel als Konkurrenz mit China und Japan. Um ihrem Übergewicht gegenzuhalten und dem doch Rechnung zu tragen, führte dies zu dem Mechanismus, der „10+3“- bzw. „10+1“-Sitzungen, im ersteren Fall unter Hinzuziehung von China, Japan sowie Südkorea, im letzteren von einem von diesen, um sie so fallweise heran ziehen zu können, ohne sich durch ihr Übergewicht erdrücken zu lassen. Auch wenn diese drei in einem Kreis von insgesamt

²¹ Auch wenn im allgemeinen verzichtet wird, Quellen anzuführen, soweit sie nicht direkt im Text verwendet werden, sei hier auf die ausführliche, alle Aspekte berührende und dabei auch auf das Umfeld eingehende Studie von David (s. Fußnote auf der Vorseite) mit seinem ausführlichen Quellenverzeichnis insbesondere auch der angelsächsischen Literatur und US-amerikanischer Dokumentation gerade zu diesem Integrationsansatz hingewiesen.

zehn „Dialogpartnern“ mit der ASEAN, darunter auch die Europäische Gemeinschaft, gegenübersteht, haben sie doch einen abgestuften Vorzugsstatus. „ASEAN+1“ verstand sich als ASEAN mit China; mit Japan wurde es „ASEAN+Japan“, wie auch später mit anderen Partnern als nur den ursprünglichen „ASEAN+3“ wie etwa „ASEAN+Indien“.

Innerhalb der ASEAN besteht ein deutlicher Unterschied nach dem Entwicklungsgrad zwischen den „ASEAN 6“, nämlich den Gründungsmitgliedern Indonesien, Malaysia, Philippinen, Singapur und Thailand, sowie Brunei und den „CLMV-Ländern“, nämlich Kambodscha, Laos, Myanmar und Vietnam. In letzteren ist das bedeutendste subregionale operationelle Vorhaben, das „Mekong-Projekt“ angesetzt, das gegenüber der natürlichen Nordsüd-Aufschließung der indochinesischen Halbinsel sie ergänzend westöstlich zu verbinden und wirtschaftlich zu erschließen sucht. Es ist jetzt vornehmlich das Projekt der Asiatischen Entwicklungsbank (s.u. Seite 78 ff) und hat sich auch sonst über den engeren Rahmen der ASEAN hinaus entwickelt.

Die SAARC:

Regionale Zusammenarbeit um den indischen Subkontinent in Süd-Asien

Zwischen Pakistan im Westen und Bangladesh im Osten, Nepal im Norden und Sri Lanka und den Malediven gruppieren sich die in SAARC kooperierenden Staaten um Indien als geographischer Kern und politisches Gravitationszentrum, das aus regionalem wie eigenem nationalen Interesse 1986 die „South Asian Association for Regional Cooperation“²², abgekürzt als SAARC, initiiert und seither, wenn auch formal nur als gleichberechtigter Partner, gefördert hat. Trotz des indischen Übergewichts, geringer Affinität bis hin zu Konfliktsituationen zwischen seinen „Anrainern“, wie die gewaltsame Loslösung Ostpakistans als Bangladesh von Pakistan mit Nachwirkungen bis in die SAARC, Indiens virtueller Konflikt mit Pakistan um das ungelöste Kaschmirproblem, die potentielle Belastung des Verhältnisses Indiens zu Sri Lanka durch die über die Palk-Straße nach Süd-Indien hinein reichende ethnische Gemengelage des Tamilenproblems, hat sich die SAARC zumindest als Dialogforum gerade deswegen nützlich erwiesen, so zu dem durch Bürgerkrieg und Intervention in Afghanistan noch aufgeheizten indisch/pakistanischen Kaschmirkonflikt.

²² Sie beging am 8. Dezember 1996 („Charter Day“) ihr zehnjähriges Jubiläum.

Sofern allerdings einzelne Konfliktsituationen in Südostasien bisher bereinigt, entschärft oder wenigstens operationell angegangen wurden, geschah dies nicht multilateral-regional über die SAARC sondern bilateral von Indien aus; auf die Beispiele sei gleich zurück gekommen.

Als Aufgaben blieben der SAARC soweit Fragen der wirtschaftlichen regionalen Zusammenarbeit und die Vertretung der regionalen Interessen nach außen, wobei auch hier Indien gefolgt nur von Pakistan einen zentralen Platz einnimmt. Indiens und Pakistans Sozialprodukte machen zusammen 80% derer aller SAARC-Mitglieder aus. Am Außenhandel Indiens und Pakistans sind die übrigen SAARC-Länder nur zu 2% beteiligt; umgekehrt fällt bei ihnen der Handel mit Indien und Pakistan durchaus ins Gewicht: für Sri Lanka zu 6%, für Bangladesch zu 8,5%, für die Malediven zu 12% und für Nepal zu 14%; für Bhutan ist der Handel mit Indien – 81,5% seines Gesamthandels – sogar existenziell.²³ Ein 1993 abgeschlossenes SAARC Preferential Trade Agreement hatte an diesen Relationen nichts wesentliches geändert. Über dieses „SAPTA“ hinaus eine Freihandelszone „SAFTA“ (SAARC Free Trade Area) zu schaffen, hat sich bisher auch ansatzweise nicht realisiert.

Aus politischen Anlässen oder in Krisen reagiert Indien als regionale Ordnungsmacht bilateral, etwa als es Sri Lanka bei seinem Tamilenproblem, vorübergehend auch militärisch, unterstützt hat, oder als es auf den Malediven einen Putsch gegen die rechtmäßige Regierung durch eine militärische Intervention unterdrückte. Als sich Ost-Pakistan als Bangladesch mit indischer Rückendeckung von Pakistan trennte, gab es noch keine SAARC, aber auch in diesem bislang ernstesten regionalen Krisenfall war die indische abwartend-verständnisvolle neutrale Haltung und wäre eine indische Intervention, damals gegen ein drohendes Eingreifen der USA, eine rein indische Entscheidung gewesen. Den Kaschmir-Konflikt möchte Pakistan wohl internationalisieren, aber gewiss nicht in einer regionalen Organisation, während auch hier Indien auf einer bilateralen Beilegung besteht. Indien ist als Großmacht die regionale Ordnungsmacht und darüber hinaus wie China eine Weltmacht, die nach außen das Profil der ganzen Region bestimmt. Die SAARC ist nicht nur in der Region in ihren Aktivitäten begrenzter und in ihrer Zusammenarbeit loser als vergleichsweise die ASEAN in Südost-Asien, sondern hat auch nach außen neben dem nationalen Gewicht Indiens und auch Pakistans zumal in der Afghanistan-Krise,

²³ S:G: Pandian: Moving South Asias economies beyond the Indo-Pakistan paradigm in the „South Asian Regional Association for Cooperation“ in contemporary South Asia 11/3 2002 fairfax publishing Seite 131

keine vergleichbare Bedeutung. Was die wirtschaftliche Zusammenarbeit in der Region anbelangt, so ist diese durch das Spannungsverhältnis der beiden größten SAARC-Mitglieder, die eigentlich ihr Rückgrad sein müssten und könnten, belastet. Indische Initiativen richten sich auch zunehmend auf subregionale oder extraregionale Alternativen, wie im Viereck Bangladesch-Butan-Nepal-Nordost-Indien oder der Indischer Ozean-Anrainer mit sechs Gründungs- und bis jetzt 19 Mitgliedern oder eine Ganges-Mekong-Zusammenarbeit der Anrainer am Golf von Bengalen (Bangladesch, Indien, Sri Lanka, Myanmar und Thailand). Auch wenn diese Ansätze wenig Substanz aufzuweisen haben, relativieren sie doch die Bedeutung von SAARC weiter.

Chinesisch-russische zentralasiatische Zusammenarbeit in der „SCO“

Im Juni 2000 ist anlässlich des Besuchs des russischen Präsidenten in China eine regionale Institution mit den zentralasiatischen Staaten Kasachstan, Kirgistan, Tajikistan und Usbekistan, vielleicht etwas irreführend aber attraktiv „Shanghai Cooperation Organisation“ genannt, vor die Öffentlichkeit getreten. Damit hat China, wie Indien mit der SAARC wenigstens seine nordwestlichen Anrainer in eine regionale Organisation einbezogen, als bisher einziger Fall, in dem sich China – in seinem traditionellen Verständnis einmal „Mittelpunkt der Welt“ – als Zentrum betrachten kann, wenn dies auch auf das periphere Shanghai statt auf die alte und neue Hauptstadt Peking bezogen, vielleicht ganz bewusst abgeschwächt ist, wie auch umgekehrt in Russland nicht Moskau sondern Petersburg als Sitzungsort in Russland als Gegenpol erscheint. Der Gründung ging eine Zusammenarbeits-Vereinbarung der „Shanghai Five“ (noch ohne Usbekistan) voraus, der sich Usbekistan „als Gründungsmitglied“ anschloss.²⁴

Anders als das durch Ozean und Himalaya-Gebirge natürlich geschützte Indien ist China geopolitisch offen, selbst auf der Meereseite durch die davor gelagerten japanischen Inseln, und auf der Landseite hat der technologische Fortschritt die schützende Weite des Raumes schrumpfen lassen. Die Auflösung der Sowjetunion mit der Entlassung der zentralasiatischen Staaten in die Unabhängigkeit war für die Einbeziehung Zentralasiens die Voraussetzung, die Antiterrorpolitik aus dem Westen, wegen der Parallelität der Eigeninteressen auf diesem Gebiet mehr als ein Vorwand für den institutionellen Zusammenschluss. Bei ihrer offiziellen Gründung wurde von den sechs Staatsoberhäuptern der „Shanghai Cooperation Organisation“ als

²⁴ Beijing Review no 26, June 28, 2001

erstes eine „Shanghai Convention on Combating Terrorism, Separatism and Extremism“ angenommen. In der Gründungsakte wurden aber auch gegenüber der Gemeinschaftsbereitschaft „Souveränität“, „Unabhängigkeit“ und „Offenheit gegenüber Dritten“, den Spielraum der jungen zentralasiatischen Staaten nach außen während, hervorgehoben, gerade aus chinesischer Sicht für ihr Verhältnis zu Moskau sicher nicht irrelevant.

Bei einem adhoc-Antiterrorbündnis scheint es jedoch nicht zu bleiben. Bei einem weiteren „Gipfel“ im Juni 2002, diesmal in Petersburg, konsolidierten die Staatschefs die Zusammenarbeit durch eine institutionelle „Charta“ und erweiterten die Zielsetzung auf Wirtschaftsfragen und die Abstimmung solcher wie auch politischer Fragen auch nach außen. Die Aufnahme weiterer Mitglieder – angeblich soll Indien interessiert gewesen sein – wurde ausgeschlossen, ein weiteres Zeichen des Bemühens um die Konsolidierung.

APEC-Forum asiatisch-pazifischer Zusammenarbeit

Vor dem geschichtlichen Hintergrund und seinen Nachwirkungen bis in die Gegenwart war es ein Ereignis, dass 1989 mit der APEC („Asia-Pacific Economic Cooperation“) ein umfassendes Konferenz-Forum aller Beteiligten, also einschließlich Chinas und Japans, aber bewusst auch darüber hinaus geschaffen werden konnte. Die Initiative kam bezeichnenderweise nicht von innen, sondern von außen – von Australien mit Unterstützung der USA und Kanadas – und die Gruppierung war weit genug gefasst, um Divergenzen und Probleme auf asiatischer Seite zu überdecken. In der APEC ließ sich auch die weltanschauliche Kluft zwischen den westlich-demokratischen und den sozialistischen Pazifik-Anrainern überwinden: Die Volksrepublik China trat neben China/Taipeh und Hongkong 1991, Vietnam 1998 bei. Gründungsmitglieder 1989 waren Australien, Brunei, Kanada, Indonesien, Japan, Südkorea, Malaysia, Neuseeland, die Philippinen, Singapur, Thailand und die USA. Weitere Mitglieder wurden Papua Neu Guinea (1993) und Russland 1998. Außerdem wurden pazifische Anrainer in Lateinamerika – Mexiko (1993), Chile (1994) und Peru (1998) – Mitglieder. Bei der APEC-Konferenz 1997 in Vancouver wurde beschlossen, während einer zehnjährigen „Konsolidierungsphase“ keine weiteren Mitglieder mehr aufzunehmen. Somit bleibt es vorläufig bei 21 Mitgliedstaaten zu den APEC-Foren, die ohne ein ständiges Sekretariat oder ständige Vorsitzenden von dem jeweiligen Gastgeberland vorbereitet und im Vorsitz durchgeführt wurden; auf den Tagungsort einigte man sich jeweils auf der vorhergehenden Sitzung. Das einzige einigende Band dieser breiten und hetero-

genen Gruppe ist das Bekenntnis zum freien Welthandel und Weltwirtschaftsverkehr, deren Probleme auch im wesentlichen die Tagungsordnung der Sitzungen ausmachten, die jeweils mit viel lokaler Folklore abgehalten werden.

*Die ASEM zu Europa als Gegenstück
und Parallele zum pazifischen Forum der APEC*

Etwa ein Jahrzehnt nach der Gründung der APEC 1989 hat sich für die asiatisch-europäische Zusammenarbeit eine etwa entsprechende Institution – „Asian European Forum“ (ASEM) entwickelt, der wachsenden Bedeutung dieses Raumes auch für Europa Rechnung tragend. Teilnehmer sind auf asiatischer Seite grundsätzlich die ASEAN+3-Mitglieder, d.h. außer den zehn südostasiatischen eigentlichen ASEAN-Mitgliedern noch China, Japan und Südkorea, sowie auf westlicher Seite Mitglieder der Europäischen Union und die EG-Kommission. Die ASEM ist ebenso wenig wie die APEC institutionalisiert: Keine Satzung, kein Sekretariat, kein institutioneller Vorsitz (Leitung der Sitzungen jeweils durch das unregelmäßig rotierende, zu der jeweiligen Sitzung einladende Land, die Teilnahme, jedenfalls auf asiatischer Seite, verhältnismäßig offen, kein fester Sitzungskalender). Die Veranstaltungen ergeben sich von Mal zu Mal.

Die Foren auf Regierungsebene haben sich für die Staatschefs alle zwei Jahre und für je der Außenminister, Wirtschaftsminister und Finanzminister jährlich ergeben. Die Sitzungen im Jahre 2002 der Regierungschefs und zeitlich davor der Wirtschaftsminister haben jeweils unter dänischem Vorsitz (in dem betreffenden Halbjahr im EG-Vorsitz) in Kopenhagen stattgefunden und parallel dazu gleichzeitig ein Wirtschaftstreffen „Asia Europe Business Forum“. Fallweise finden auch Fachministertreffen z. B. für Umweltfragen oder Rechtsfragen und Fachgespräche auf Beamtenebene statt. Aber über das intellektuell atmosphärische und die unverbindliche Abstimmung, anders als in der APEC auch in gemeinsamen, aber unverbindlichen Deklarationen, geht die „Zusammenarbeit“ nicht hinaus. Die Organisation in der ASEM auf europäischer Seite ist dank ihrer einheitlichen festen Struktur in der EU sicher leichter als für die so heterogene pazifische Seite in der APEC; aber andererseits hat die APEC durch das politische und wirtschaftliche Gewicht der USA mit ihrer Asien direkt zugewandten Westküste sicher die größere Bedeutung und Resonanz.

Asiatische NRO-Zusammenarbeit?

Die im Westen wachsende Bedeutung der NRO-Zusammenarbeit, also von Nicht-Regierungs-Organisationen, hält in Asien noch keinen Vergleich aus, wenn auch Ansätze zeigen, dass dies vor dem westlichen Beispiel als Lücke erkannt ist. Dies gilt jedenfalls von China aus. So hat die Volksrepublik auf der Insel Hainan unter den dortigen reizvollen landschaftlichen Verhältnissen und mit komfortablen Bedingungen ein Angebot dafür geschaffen, wo im Jahre 2000 erstmals und nunmehr in Folge ein „Boao-Forum for Asia“²⁵ abgehalten wird, in dem außerchinesischen Initiatoren, wie der ehemalige philippinische Präsident Fidel Ramos mit anderen asiatischen Ex-Präsidenten in den Vordergrund gestellt werden. Für ähnliche Ansätze hat sich auch Shanghai zur Verfügung gestellt und auch dafür geworben. Aber letztlich ist bei solchen „privaten“ interasiatischen und auch darüber hinaus gehenden internationalen Foren in Asien Regierungsunterstützung und, im Hintergrund auch die Initiative einer Regierung, unerlässlich. Die Entstehung eines Forums, wie im Westen das regelmäßig winterliche Wirtschaftsforum in Davos, lässt sich, obwohl es sicherlich als Beispiel und vielleicht auch als Zielvorstellung wirksam ist, in Asien kaum nachahmen. Unter Außerachtlassung dieses interessanten Versuchs, der nicht nur durch seinen gestützten Ansatz, sondern weil er auch – zumal von China aus – über die subregionalen Grenzen hinaus greift, seien im Folgenden die regionalstaatlichen Ansätze zusammenfassend auf ihre integrative Wirkung hin bewertet:

ASEAN, SAARC, SCO APEC und ASEM sind von sehr unterschiedlicher gemeinschaftsfördernder bis gemeinschaftsbildender Tiefe und Breite, ja stehen sich in Wirkung und Absicht teilweise auch entgegen. Selbst die homogenste und nach außen unabhängigste, die ASEAN als „integrierteste“, ist über einen Dialog-Rhythmus zur Abstimmung untereinander und einer gemeinsamen Haltung in ihren interregionalen Beziehungen und fallweise auch nach außen und einzelne eher marginale operative Projekte meist auch nur in Ansätzen oder im Planungsstadium kaum hinausgelangt. Abgesehen von der ASEAN, der um Indien gruppierten SAARC und der zentralasiatischen SCO (die aber auch Russlands europäischen Teil einbezieht!) sind die übrigen großen institutionellen Kooperationen in, mit und für Asien wie die APEC und die ASEM global ausgreifend oder eingreifend wie schließlich ohnehin die regionalen Institutionen der Vereinten Nationen, für Asien die ESCAP, sowie die Asiatische Entwicklungsbank.

²⁵ Dazu unter anderem „Fruitful BOAO Forum for Asia“ in Beijing Review 18/45 vom 2.5.2002; Seite 21 ff

Die Vereinten Nationen in Asien: Die ESCAP

Die regionale Organisation der Vereinten Nationen für Asien einschließlich des Pazifik-Bereichs, die Economic and Social Commission for Asia and the Pacific (ESCAP) mit Sitz in Bangkok ist nach Westen zuständig bis zum Khyber-Pass, also bis einschließlich Pakistan und ohne den „Mittleren Osten“. Die ESCAP forscht, publiziert und berät über und für die Region u. a. in Jahresberichten – „Economic and Social Survey of Asia and the Pacific“ – unter Herausstellung der jeweils akuten Probleme wie etwa im Jahresbericht 2000 vorbeugende Krisenverhinderung durch das nach der Asienkrise in Mode gekommene „monitoring“. Sie unterstützt oder übernimmt Fachtagungen, Konferenzen und sonstige fachliche Beratung.

Mit dem Westen für Asien: Asian Development Bank (ADB)

Die ADB ist eine internationale Entwicklungsbank staatlicher Anteilseigner und Geberländer für den Einsatz im regionalen asiatisch-pazifischen Bereich. Sie unterscheidet sich durch ihre Konstruktion und durch ihre dadurch ermöglichte operative Wirksamkeit von den anderen regionalen, auf eine fallweise, wenn auch regelmäßige, Zusammenarbeit gerichteten Institutionen. Das Stammkapital der ADB wird zu 65% von den regionalen Mitglieder-Staaten und zu 35% von außerregionalen Industrieländern getragen. Dank ihres breiten amtlichen Status kann sie sich günstig auf den Wertpapiermärkten für ihre in der Regel projektgebundene Kreditvergabe an ihre regionalen Mitglieder refinanzieren. Spezielle von der Bank eingerichtete Fonds, die aus Entwicklungshilfe-Mitteln der Entwicklungshilfe-Geberländer gespeist werden, dienen der zuschussähnlichen Kreditvergabe zu „weichen“ Konditionen. Die Unterschiedlichkeit des Entwicklungsstandes in der Region wirkt sich für die Tätigkeit der ADB eher positiv aus: Das hoch entwickelte Japan ist gemeinsam mit den USA mit je rund 13% der größte Anteilseigner, leistet über einen von der Bank verwalteten „Japan Special Fund“ die größte Entwicklungshilfe, und sein Kapitalmarkt wird maximal von der Bank zur Refinanzierung genutzt. Durch die „Multilateralisierung“ statt direkter Leistung dämpft Japan die geschichtlichen Empfindlichkeiten in der Region, wenn es auch nicht ablehnt, seinen Leistungen angemessen, den Präsidenten zu stellen. Mit Leistungen auch der außerregionalen großen Geberländer wie die Bundesrepublik und besonders die USA ist die ADB in Asien zu einem der wichtigsten, wenn nicht überhaupt wichtigsten Entwicklungshilfe-Instrument geworden, das sich auch im Weltmaßstab höchstens mit der ähnlich konstruierten Interamerikanischen Entwicklungsbank (IDB) vergleichen lässt, in der die USA eine

ähnliche Rolle spielen wie Japan in der ADB aber ohne den Präsidenten zu stellen. Trotz ihrer zentralen Bedeutung in Asien hat sich die ADB im Unterschied zu den weltweiten Finanzorganisationen wie der ihr in der Konstruktion vergleichbaren Internationalen Bank für Wiederaufbau und Entwicklung (IBRD) aus der Polemik der Anti-Globalisierung besonders im Westen heraushalten können.

Die ADB ist zwar eine Bank für die Staaten in der Region, aber operativ regionalisierend wirkt sie nur in Einzelfällen wie etwa dem grenzüberschreitenden Mekong-Projekt, sieht man einmal von der gemeinsamen Mitwirkung in den Entscheidungs- insbesondere Vergabeprozessen innerhalb der Bank ab, die jedoch ohnehin in der Regel mehr formal als substantiell ist. Trotz der Bedeutung der Asiatischen Entwicklungsbank für die Staaten der Region ist sie kein direkter Ansatz für eine regionale Integration.

Soweit die innerasiatische Zusammenarbeit auf den Regierungsebenen, von periodischen Dialogforen ohne institutionalisierten Unter- geschweige denn Überbau, über, wenn auch nur einstimmig und de facto mehr oder weniger deklatorisch, gemeinsam beschlussfähigen Organisationen mit ständigem sekretariellem Unterbau wie, als wichtigste, die ASEAN, bis zu regionalen Institutionen im System der Vereinten Nationen mit vornehmlich beratender und nach außen werbender Hilfe durch Förderung der Daten-Transparenz und schließlich einer westlich gestützten regionalen Finanzinstitution der Asiatischen Entwicklungsbank. Die unter der Priorität des wirtschaftlichen Wachstums wirksamsten kommen dabei aus dem globalen Bereich wie die ADB, nicht nur wegen ihrer finanziellen Abstützung aus dem Westen (Japan eingeschlossen) sondern auch dessen Mitwirkung in den Entscheidungsgremien. Schließlich kam die Präzedenz für ihre seinerzeitige Gründung – die Interamerikanische Entwicklungsbank – von außerhalb, so wie die ADB dann mit der AEB auch eine Afrikanische Entwicklungsbank nach sich zog, alles jeweils regionale Ansätze aber nach globalem Muster. Und natürlich ist eine der wichtigsten regionalen Institutionen, für Asien und den Pazifik die ESCAP, ein Glied des globalen Systems der Vereinten Nationen.

Regionalismus und Globalismus in Asien

Auf die historischen Belastungen für zwischenstaatliche interasiatische Kooperationen in Asien war einleitend eingegangen worden; aber auch die heutigen wirtschaftlich/geopolitischen Bedingungen lassen regionale Integrationen zwischen asiatischen Staaten schwierig erscheinen, sich schon

gar nicht zwangsläufig erwarten. In Ostasien, wo die wirtschaftliche Dynamik eine denkbar günstige Voraussetzung ist, ergibt sich eine zunehmend enge wirtschaftliche Verflechtung global ohne ein regionales zwischenstaatliches Rückgrat. In Südost-Asien hatte einst der weltanschauliche und politische Gegensatz zu den kommunistischen Staaten der Indochina-Halbinsel zur ASEAN die wirtschaftliche Zusammenarbeit politisch motiviert und gestärkt und der politische Gegensatz ist entfallen; und dies hat die ohnehin nicht günstigen Bedingungen für regionale Integration eher erschwert. Die Wirtschaftsinteressen selbst seiner alten Kernstaaten sind – sieht man von Singapur ab – mehr parallel nach außen als regional nach innen gerichtet. Ohne Singapur machte der interregionale Export dieser Staaten Anfang der neunziger Jahre weniger als 5% ihrer Gesamtexporte aus (1990 4,073 Mrd. \$ gegenüber 87,467 Mrd. \$) und Integrationsinteressen und -fortschritte sind entweder subregional („growth triangles“), zum Beispiel Riau (Nord-Sumatra) mit Johore (Südmalaysia) und Singapur oder spezifiziert funktional als aktuelles Beispiel Zollpräferenzen für Informations- und Kommunikationstechnik, um Rückstände in einigen ASEAN-Ländern auszugleichen. Auch bei der Zusammenarbeit durch Vertretung gemeinsamer Interessen nach außen gibt es Divergenzen: Während Singapur zu Freihandels- und Zollsenkungsprojekten offen ist, gilt dies nicht ebenso für alle anderen Mitgliederländer, die in der ASEAN eher ein Mittel des „ganging up“ nach außen sehen; die Konstruktion des „ASEAN plus...“ ist dafür typisch. Gerade der Handel der „plus“ Länder, Japan und China mit der ASEAN macht ein Vielfaches ihres intraregionalen Handels aus und weist weiterhin die höheren Steigerungsraten auf. Der Außenhandel der ASEAN-Länder ist tatsächlich weit mehr extra- als intraregional strukturiert, was der Integrations-Idee eigentlich entgegnläuft.

Lassen sich für die Zukunft günstigere Bedingungen erwarten – oder schaffen? Ein Ansatz ist das weitreichendste und phantasievollste Vorhaben in Südost-Asien – das Mekong-Projekt. Abgesehen von den örtlichen Maßnahmen eines Vielzweck-Projektes (Wasserbau zur Be- und Entwässerung sowie Flutverhütung, Gewinnung von Hydroenergie) ist seine integrative Idee, durch Verkehrsausbau einen entwicklungspotentiellen Korridor von Vietnam über Kambodscha und Laos nach Thailand (entgegen und in Ergänzung zu den derzeitigen Entwicklungskorridoren entlang des Fluss-Systems des Mekong) zu schaffen. Sicher, schon die Einbeziehung in die Planung und die schon laufende Durchführung des Projekts übt einen Integrationseffekt aus. Aber die eigentliche Wirkung muss sich erst langfristig erweisen. Die Beziehungen zwischen den Staaten, von deren Zusammenarbeit der Erfolg abhängt, sind heute – und zwar gerade zu dem einzigen

ASEAN-Kernland – Thailand – nicht gerade störungsfrei. Das Projekt ist auf Hilfe außerhalb der ASEAN in großem Umfang angewiesen. In die Planung und Ausführung ist die ASEAN höchstens koordinierend, wenn nicht nur informativ eingeschaltet. Seine Entstehung reicht bis vor die ASEAN als ein Vorhaben der Vereinten Nationen durch ihre damalige regionale Unterorganisation der ECAFE, Vorgängerin der ESCAP, (s.o. Seite 75) zurück. Heute liegt die Ausführung bei der Asiatischen Entwicklungsbank, mit ihrem Board of Directors als Entscheidungsgremium unter Aufsicht der Gouverneure der Mitgliederländer, von denen die westlichen Industrieländer mit Japan die Stimmrechts-Mehrheit haben. Aus Entstehung und Ausführung ist das Mekong-Projekt ein globales Vorhaben, zumal es jetzt auch in seiner vorgesehenen Wirkung über die Region zu reichen beginnt, nachdem China mit seiner südwestlichen, an Vietnam grenzenden Provinz Yünnan, durch die sich der Mekong aus dem Norden speist, de facto einbezogen ist. Das Mekong-Projekt ist zwar zunächst auf regionale Wirkung gerichtet, aber im Einsatz global. Wie sich überhaupt Regionalismus und Globalismus nicht zu widersprechen brauchen, sondern ergänzen können. Dass die ASEAN-Zusammenarbeit unter den heterogenen Verhältnissen in Asien überhaupt so weit gediehen ist und nach Osten wie nach Westen eine vergleichsweise große Anziehung ausübt, ist den außerhalb Ostasiens dynamischsten Kernländern in der Welt – Singapur, Thailand und Malaysia – zu danken, die ihre globale Offenheit und Anpassung an das Weltwirtschaftssystem und Einpassung in die Weltwirtschaft zu „Kleinen Tigern“ als Vorbild für regionale potentielle Nachfolger gemacht hat.

Die übrigen innerasiatischen Ansätze institutioneller staatlicher Kooperation, die SAARC für Süd-Asien und die SCO für Zentral-Asien sind mit der ASEAN kaum zu vergleichen – einmal wegen des Übergewichts ihrer Zentren, die SAARC außerdem belastet durch den politischen und potentiell auch militärischen indisch/pakistanischen Gegensatz. Noch weniger lässt sich das bipolare Gebilde der SCO als ein natürliches Modell oder nur Kern für eine regionale Integration ansehen. Wirtschaftlich natürlich ist für diese untereinander heterogenen und zueinander wenig komplementären Staaten die Orientierung zu ihren Polen und dies ganz überwiegend zu Russland, während sich China höchstens in der Zukunft in etwa dazu entwickeln könnte. In den Westen reicht die wirtschaftliche Verflechtung aus und in Asien noch viel deutlicher über den Erdteil hinaus und wird durch die institutionellen Ansätze wie der APEC in und über den Pazifik und der ASEM nach Europa auf den staatlichen Ebenen weiter gefordert. Das Asien jenseits des Khyber ist eines der stärksten und ungehemmtesten global

orientierten Teile unserer Welt und bietet sich mit weiterer wirtschaftlicher Entwicklung und Modernisierung und wachsendem politischen Gewicht auch für eine über den wirtschaftlichen Nutzen hinaus gehende Zusammenarbeit in der Weltordnung an, worauf später zurückgekommen sei.

III ASIEN MIT DEM WESTEN IM GLOBALISIERUNGSPROZESS

„Globalisierung“, der Begriff, der heute die Diskussion über Zustand und Tendenzen der internationalen Beziehungen der Welt und nicht zuletzt zu Asien beherrscht, wird im allgemeinen wirtschaftlich als Folge neuer kommunikativer Technologie verstanden und verwendet. Davor liegen jedoch, und dies gerade in Asien, politische Voraussetzungen, wie umgekehrt Globalisierung durch Erleichterung von Begegnung, der Zugänglichkeit von Informationen und Verbesserung der Transparenz Auswirkungen auf die politischen Rahmenbedingungen hat. Ohne das Ende des „Kalten Krieges“, der in Vietnam, in Korea und in China seine heißesten Phasen erlebte, und ohne die darauf folgende Aufweichung der weltanschaulichen Konfrontation und der sie begleitenden Autarkietendenzen wäre die umfassende Einbeziehung Asiens in die Globalisierung nicht möglich gewesen, die dann ihrerseits den Prozess verstärkt hat. Massenpsychologischer Anstoß und Ausgangspunkt für den Umschlag waren im Wesen das Vietnam-Syndrom, in China die traumatischen Erfahrungen der Kulturrevolution: In Amerika wurde unter der Präsidentschaft Carters die Konfrontation der politischen Systeme auf die Menschenrechts-Kriterien gelenkt, in China unter Deng mit der Öffnung nach außen und auch nach innen – wenn auch unter Beibehaltung des Systems und der maoistischen Traditionen, aber unter Zurückstellung sozialrevolutionärer Ziele – die wirtschaftliche gegenüber der gesellschaftlichen Umwandlung, somit das wirtschaftliche Wachstum an die erste Stelle gerückt. Mit dem möglich gewordenen Besuch eines amerikanischen Präsidenten in Vietnam und der gegenseitigen Annäherung der beiden Koreas scheint die Phase der Stalin/Dulles-Mentalität nun auch formal abgehakt.

Aus Kolonialismus und Nationalismus in die Globalisierung

Jene sich im auf und ab über drei Jahrzehnte hinziehende weltanschauliche Konfrontation war in Asien verflochten und überlappte sich mit dem Dekolonialisierungsprozess, der sie sogar mit letzten Ausläufern überdauert hat. Makao ist als letzte Kolonie des Westens am 20. Dezember 1999, Hongkong als vorletzte 1997 aufgegeben worden. Allerdings wirkte dies einigermaßen anachronistisch, nachdem beispielsweise in Indien die letzten westlichen Enklaven, mit dem bis dahin portugiesischen Goa 1961 als letzte handstreichartig, wenn auch ohne Blutvergießen besetzt worden war und

die eigentliche Unabhängigkeitswelle bis in die Nachweltkriegszeit der Endvierziger- und fünfziger-Jahre (Indien am 15. August 1947) zurückgeht. Aber der in den Unabhängigkeitsbewegungen emotional alles beherrschende Nationalismus wirkte auch danach fort; der politischen sollte die wirtschaftliche Unabhängigkeit folgen. Die neuen Staaten verschieben sich auf der ideologischen Grundlage eines gegen den liberalen Westen gerichteten Marxismus einem breiten Spektrum vom Fabianismus in Indien bis zum Leninismus und Maoismus in China einer national-wirtschaftlichen Autarkie-Politik. Die Entwicklung war nicht gleich. Bezeichnenderweise blieben die Länder Asiens, die nicht durch die Phase des Kolonialismus gegangen waren, wie Japan oder Thailand oder wo, wie in den Philippinen der Übergang früher erfolgt war – ab 1935 im Commonwealth mit den USA, die ihrerseits schon 1898 als Befreier von spanischer Kolonialherrschaft empfangen worden waren; die Philippinen datieren ihre Unabhängigkeit auch von diesem Zeitpunkt an; in Korea führte die ideologische Auseinandersetzung zur Teilung, die in Vietnam gegen den Westen überwunden wurde, in Indonesien setzte sich schließlich eine antimarxistische, aber nicht weniger wirtschaftlich-nationalistische Bewegung durch; in Malaysia wirken solche Tendenzen bis in die heutige Ära des Globalismus nach.

Diese begann in Asien in dem größten und bis dahin am radikalsten und kompromisslosesten die kommunistische Lehre befolgenden Land, – China – nachdem dieses im Desaster des „Großen Sprung“ wirtschaftlich und der sie politisch deckenden Kulturrevolution gesellschaftlich abrupt und katastrophal auf Grenzen stieß – mit den Reformen nach innen und der Öffnung nach außen. Die bald einsetzenden dauerhaften Erfolge ließen das Beispiel China zunehmend zum Muster für andere asiatischen Staaten werden. Auf den damit einsetzenden Durchbruch zur Priorität des wirtschaftlichen Wachstums in Asiens Globalisierungsprozess wird später ausführlich zurückgekommen („Von Kontroversen zu Konvergenzen nach der sich von China ausbreitenden Öffnung“, S. 112ff.). Auch eine „globalisierte“ Welt ist nicht konfliktfrei; ja gerade das kommunikative Näherrücken kann sie für Krisen und Konflikte anfälliger machen, die ohne die neuen technischen Möglichkeiten und offenen gesellschaftlich-staatlichen Zusammenhänge nicht so schnell, überraschend und umfassend hätten auftreten können, wie dies gerade für Asien die Asienkrise, mit globaler Wirkung, gezeigt hat. Neben einem solchem endogenen Symptom ist eine andere Folge globaler Zusammenhänge ein grenzübergreifender Wandel im Verhältnis von Staatlichkeit zu Individuum. Die Menschenrechtsfrage ist zu einem zentralen Anliegen der internationalen Beziehungen geworden, und dies

gerade auch im Verhältnis des Westens zu Asien. Zum Verhältnis von Gemeinschaft zu Individuum gibt es auch heute Weltanschauungs-Unterschiede, die sich vor allem in der Menschenrechts-Diskussion zeigen. Wenn sich jetzt auch die asiatischen Staaten fast durchweg nach Überwindung ihrer postkolonialen Autarkie-Ära wirtschaftlich geöffnet haben, so halten sie mit dem gleichen Hintergrund besonders sensibel am Prinzip absoluten Vorrangs staatlicher Souveränität fest. Die 1955 von Chinas Chou Enlai und Indiens Nehru im indonesischen Bandung bei der „Konferenz nichtgebundener Afroasiatischer Staaten“ angenommene „Pansha Silha“ („Fünf Grundsätze“) gelten bis heute nicht nur im Verständnis der initiierten Länder, wenn auch bei diesen besonders, als ein Glaubensbekenntnis zu absoluter staatlicher Souveränität. In der aktuellen Menschenrechtsdiskussion hatten die Pansha Silha eher noch zusätzliche – aktuelle – Bedeutung erlangt.

Von der Weltanschauungs-Konfrontation zum universalen Rechtsverständnis

Die Reduzierung der Weltanschauungs-Konfrontation auf die Menschenrechts-Diskussion, ausgehend von den USA nach dem Vietnam-Trauma und initiiert unter Präsident Carter, war ein Fortschritt. Aber wie seinerzeit der Unterschied der Systeme zum „Kalten Krieg“ mit sehr realen Auswirkungen in den militärischen Vorbereitungen bis Konflikten hochstilisiert wurde, so hatte sich auch die Menschenrechts-Diskussion verhärtet. Besonders seitens der USA wurde die Menschenrechts-Thematik mit Forderungen und Vorstellungen nach außen zu einem innerpolitischen Problem, das im vom Kongress von der Regierung geforderten Welt-Menschenrechtsbericht und einem entsprechenden Verfahren in den Vereinten Nationen gipfelte, das in Anträge auf Verurteilung einzelner Länder wegen Menschenrechts-Verletzungen mündete. Zwar wurden diese regelmäßig wegen der Mehrheitsverhältnisse abgelehnt oder gar nicht erst zur Tagungsordnung zugelassen, aber das schmälerte kaum die Öffentlichkeitswirkung. Auch nachdem Westeuropa unter Hinweis auf die Fruchtlosigkeit dieses Ansatzes, aber auch im Interesse seiner Beziehungen, in deren Rahmen sich die westeuropäischen Staaten eher Fortschritte auch aus der Menschenrechtssicht versprochen, aus der westlichen Solidarität ausscherten, hielten die USA daran fest. China seinerseits begann die Kritik mit einer eigenen Dokumentation und auf ihrer Grundlage auf Foren und Gelegenheiten einzugehen und mit einer Gegenkritik der westlichen insbesondere amerikanischen Verhältnissen zu replizieren; Rassische Diskriminierung, Kriminalität, Drogenkonsum und Übergriffe der Ordnungsorgane waren

die hauptsächlichlichen Ansatzpunkte, wobei sich dem entgegenhalten ließ, dass immerhin im Westen all dieses transparenter als in China ist, was aber die Kritik Chinas nur erleichterte. Zwar hatte diese Auseinandersetzung nicht entfernt den Rang und die potentielle Sprengkraft, wie die Unabhängigkeitskämpfe gegen den Kolonialismus, und bedeuten auch gegenüber dem „Kalten Krieg“ zwischen den weltanschaulichen Systemen eine „Humanisierung“, sogar im Sinne des Wortes. Aber in Einzelfällen entzündete sich immer wieder die grundsätzliche Kontroverse zwischen einerseits absolut geltender Souveränität und Nichteinmischung und andererseits ihrer zunehmender Relativierung durch die Menschenrechtsideen und Versuchen, die zugrunde liegenden Wertvorstellungen „universal“ durchzusetzen. Nicht nur dass sich asiatische Länder wie China immer wieder direkt, wenn auch nur durch Kritik, wie Indonesien im Ost-Timar-Fall, aber auch operationell angegriffen fühlten, nahmen sie auch über die Region hinaus, so im Kosovo-Fall in Serbien oder im Fall der Sanktionen gegen den Irak, Partei; China brachte dabei auch sein Gewicht als eine der fünf Veto-Mächte im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen zur Geltung.

Aber erscheint nicht zum heutigen Stande die ganze Problematik von „Menschenrechte gegen staatliche Souveränität“ schon wieder überholt? Das Problem, dass sich zwar auch vorher stellte, so doch in seiner ganzen Bedeutung erst nach dem 11. September 2001, ist nicht „Staat gegen Staat“ sondern „Staaten gegen über- (oder unter-) staatlichen Terrorismus“. Das Ergebnis des 11. September 2001 hat eine weltweite Brücke geschlagen: China wie andere asiatische Länder schließen sich der amerikanischen Initiative an, Indien auf Grund eigener Vorkommnisse identifiziert sich mit ihr, Pakistan nimmt innerpolitische Probleme durch eine operationelle, Unterstützung in Kauf, Japan erwägt den Schritt aus seiner verfassungsbedingten Beschränkung auf die Selbstverteidigung zur antiterroristischen Sicherung internationaler Seewege. Uneingestanden nimmt die Welt hin, dass im Kampf gegen den Terrorismus die Menschenrechtsmaßstäbe nicht mehr hinterfragt werden, wie dies sonst bei jeder sich nur entfernt bietenden Gelegenheit zu geschehen pflegte. Durch die Dramatik der Vorkommnisse und der Kampfhandlungen ist die Menschenrechts-Problematik in der Weltöffentlichkeit, und gerade auch im Westen, in den Hintergrund gedrängt.

Der Menschenrechts-Dialog mit China als Fallbeispiel

Aber ist es nur eine situationsbedingte vielleicht vorübergehende Interessenlage, die den Westen mit den USA als Kern und Motivator und gerade

das Asien jenseits des Khyber so wie niemals in der Geschichte zusammengeführt haben? Aber man kann dies wohl doch nicht so isoliert sehen; ohne die Verbindung in einer globalisierten Welt mit den vorangegangenen Prozessen der Begegnungen und Auseinandersetzung als nachwirkender Hintergrund, in dem auch die Menschenrechtsdiskussion nicht nur konfrontär, sondern auch konstruktiv einen Platz hat, hätte sich dies kaum so ergeben. Dies zeigt sich besonders am Beispiel jenes asiatischen Landes, welches nicht nur aus seiner kulturellen, besonders gesellschaftlichen Tradition heraus, sondern auch der aktuellen staatlichen Ideologie nach dem Westen als das fernste scheint, der Volksrepublik China. Der in weniger spektakuläre Bahnen als vor der Weltöffentlichkeit in der UNO übergegangene, zumeist bilateral geführte „Dialog“ hat durch mehr fachliche Transparenz Vorurteile aus Unkenntnis oder Unverständnis im Westen abgebaut, aber auch in China zunehmend zu rechtsstaatlichen Formen und Normen geführt. Globalisierung erstreckt sich auch und sogar ganz besonders auf die öffentliche Meinung, für die die Menschenrechtsfrage, zumal in oft dramatischen Einzelfällen, ein bevorzugtes Thema ist. So haben sich gerade im Verhältnis des Westens zu China Schablonen ergeben, die einen Tatsachenkern als Ausgangspunkt haben mögen, aber vereinfacht einen falschen Eindruck vermitteln, ganz abgesehen davon, dass ihre Anwendung, so auf China konzentriert, in einem weltweiten Ländervergleich äußerst einseitig erscheint. Sie waren jedoch der Ausgangspunkt für einen gerade deswegen mit großer Intensität, auch keine offizielle Begegnung ausgelassene bis auf höchster staatlicher politischer Ebene geführten Dialog; er führte zu einer erkennbaren Annäherung an die Vorstellungen im Westen. Die hauptsächlichen Ansatzpunkte reichen von Zulassung und Umfang der Todesstrafe über „Zwangsarbeit“, „politische Gefangene“, Rechtsstaatlichkeit überhaupt bis zu Maßnahmen der Familienpolitik. Im Folgenden sei aus einem veröffentlichten²⁶ Vortrag des Verfassers in einem Symposium der Deutschen China-Gesellschaft 1997, hier aktualisiert bis zur „Vierten Verfassungsreform“ im Jahre 2004 auf diese Vorwürfe aus dem Westen eingegangen:

Was die *Familienpolitik* angeht, so wird China mit wachsendem Weltbewusstsein der sich abzeichnenden demographischen Katastrophe eher zu einem Muster für andere Länder der Dritten Welt. Auch gibt es in China zur Durchsetzung der Einkind-Ehe keine Zwangssterilisation oder –abtreibung oder sonstige physischen Zwangsmaßnahmen, wenn auch gesell-

²⁶ Handke: „Von der Menschenrechtsdiskussion zum Dialog mit China“ in „Die Menschenrechtsfrage Diskussion über China, Dialog mit China“ Hrsg: Gregor Paul, Cuvillier-Verlag 1998

schaftlich-psychologischer Druck und finanzielle Nachteile, wie Wegfall von Einkind-Vergünstigungen, der Freiwilligkeit nachhelfen. Solange sich Propaganda und persönliche Einflussnahme auf „überzeugen wollen“ beschränken (dies ist jedenfalls die offizielle Position), ist auch aus unserer Sicht nichts einzuwenden. Was die finanzielle Nachhilfe anbelangt, so setzt auch unsere Familienpolitik – wenn auch mit umgekehrter Zielrichtung – an den finanziellen Bedingungen an, und ungeachtet des so viel höheren Einkommensniveaus spielt der finanzielle Rahmen infolge des so viel höheren Anspruchsniveaus bei der individuellen, aber auch individualistischen Entscheidung über die Kinderzahl eine Rolle, und die Maßstäbe der katholischen Kirche sind auch bei uns einigermaßen umstritten. Das Problem der Familienpolitik Chinas ergibt sich tatsächlich nicht im Verhältnis zum Westen als vielmehr aus dem – notwendigen – Bruch mit der in der Großfamilie zentrierenden Tradition Chinas. In den Familienpolitiken Chinas und des Westens sollte man eher eine Annäherung der Werte feststellen, wobei Fälle örtlicher Verstöße auch im Lichte der zunehmenden Ausgestaltung des individuellen Rechtsschutzes im chinesischen Justizsystem zu sehen sind, worauf noch zurückzukommen ist. Aber man sollte sich vor allem immer die Alternative zu Chinas Familienpolitik vergegenwärtigen – etwa die, nach Huntingtons Thesen, im Verhältnis zum Westen besonders konfliktträchtigen hohen Geburtenraten in der islamischen Welt auf China projiziert!

Was die Anwendung der Todesstrafe in China anbelangt, so ist sie durch die Art und Weise der Darstellung in unseren Medien der vielleicht öffentlichkeitswirksamste Faktor, der China bei uns diskreditiert. Obwohl bei einem solchen Thema die Verteidigung gefühlsmäßig schwer fällt, seien doch die wichtigsten Fakten richtig gestellt bzw. erklärt: In China ist die Todesstrafe wie in anderen Ländern – der Mehrzahl übrigens, darunter auch in Teilen der USA – gesetzlich über ein Gerichtsverfahren mit Berufungsmöglichkeiten vorgeschrieben. Die Exekution durch Pistolenschuss scheint uns im normalen Strafvollzug, vor allem für den Schützen, unzumutbar und makaber, ist aber wohl für den Delinquenten eher humaner als andere Hinrichtungsmethoden, etwa in islamischen Ländern, vielleicht selbst im Vergleich zu modernen Verfahren in Amerika. Selbst in unserem Nachbarland, das als Wiege westlicher Zivilisation gilt, in Frankreich, ist die Todesstrafe (mit der Guillotine!) erst während der ersten Präsidentschaft Mitterands gesetzlich abgeschafft worden, wenn sie auch davor schon längere Zeit nicht mehr angewandt wurde – beides natürlich nicht auf Grund internationaler Verpflichtungen und Tendenzen, sondern weil es zunehmend dem Menschenrechtsgefühl einer Mehrheit entsprach und so

auch in das Programm der Sozialistischen Partei Aufnahme gefunden hatte. Die Wirkung neuester krimineller Vorkommnisse könnte, ungeachtet der internationalen Menschenrechtsdiskussion, das Pendel sogar in westlichen Ländern wieder umschlagen lassen. Zurzeit wenden nach Amnesty International 107 von insgesamt 192 Staaten die Todesstrafe an. (Solange sie existierte, galt das auch für die DDR.). Was den Umfang von Hinrichtungen anbelangt, so muss man dies vor dem Hintergrund der Verhältnisse in einem Riesenland, in einem weltweit einmaligen, nicht nur wirtschaftlichen, sondern vor allem auch – in unserem Sinne! – gesellschaftlichen Umwälzungsprozess – und dies in einem atemberaubenden Tempo – sehen, sicher eine relativistische Betrachtungsweise, um die wir im Verhältnis zu China aber einfach nicht herumkommen. Bezeichnenderweise wird heute die Todesstrafe vor allem für Wirtschaftsvergehen, selbst Steuervergehen, insbesondere aber für aktive und passive Bestechung, Unterschlagung, Drogenhandel und ähnliches verhängt. Dagegen ist zum Beispiel kein Demonstrant und kein Dissident in der Folge des „Pekinger Frühlings“ hingerichtet worden. Die „drei Todesurteile und Hinrichtungen von Shanghai“ bestrafen keine Studenten oder andere Überzeugungstäter, sondern Kriminelle auch in unserem Sinne. Wenn auch nach unseren Maßstäben die Strafe in keinem Verhältnis zu den Straftaten stand, war sie nach den chinesischen Strafbestimmungen „gesetzlich“. Übrigens sollte man sich auch daran erinnern, dass selbst bei den zum Tode verurteilten Mitgliedern der „Viererbande“ die Exekution ausgesetzt wurde. Ihr Haupt, Jiang Qing, Ehefrau Maos, starb schließlich, ohne Reue gezeigt zu haben, eines natürlichen Todes. In China dürfte die Härte, mit der die Todesstrafe bei kriminellen Vergehen verhängt wird, im Allgemeinen als gerecht gelten. Auch unter den Dissidenten sucht man vergeblich Stimmen, die sich gegen die Todesstrafe an sich wenden. Man erinnere sich, dass eine zentrale Forderung der Demonstranten im „Pekinger Frühling“ ein rücksichtsloseres Vorgehen gegen Korruption war.

Dass die Anwendung der Todesstrafe gerade in China, ob in oder ohne Zusammenhang mit der Menschenrechtsfrage, bei uns so in den Vordergrund gerückt ist, mag an der makaberen Wirkung liegen, die die einschlägigen Berichte in den Medien besitzen, und der die chinesische Seite, wenn auch als unbeabsichtigte Konsequenz mit der an sich wünschenswerten Transparenz entgegenkommt. Dem Image Chinas hat dies im Westen unverhältnismäßig mehr geschadet als andere, vom westlichen Standpunkt aus gesehen berechtigtere Menschenrechtseinwände! Es ist zum Teil das Ergebnis bewusst missverständlicher oder missleitender Darstellung und – man mag dies bei einem solchen Thema menschenverachtend finden, es sei aber im

Interesse der Wahrheit und Objektivität ausgesprochen – ist mehr eine Image- als eine substantielle Frage.

Aber nun zu den Vorwürfen, die sich auf „politische Gefangene“ und die Existenz von „Straflagern“ beziehen. Sie standen und stehen noch im Kern der Auseinandersetzungen (und Missverständnisse!) und sind vielfach mit den Namen von Dissidenten verknüpft, nicht zuletzt, weil menschliche Schicksale anschaulicher wirken, als abstrakte menschenrechtsphilosophische oder völkerrechtliche Argumentationen. Zum Verständnis der chinesischen Erklärungsversuche zu den Vorwürfen ist es nötig, auf zwei verfassungsrechtliche Grundunterschiede hinzuweisen, die systemimmanent sind:

- Das System der Gewalten-Zusammenarbeit statt, wie bei uns, der Gewaltenteilung, zwar auch in Bezug auf die Justiz, wobei jedoch (wie noch näher zu zeigen sein wird), durch zunehmende Kodifizierung immer striktere Grenzen gezogen werden, und
- die in der Verfassung und der Staatsideologie („Die vier Grundsätze“²⁷) festgeschriebene (und mit der für uns lange widerlegten These von der im Kapitalismus systemimmanenten Benachteiligung der arbeitenden Klassen begründete) Führerschaft der Kommunistischen Partei Chinas.

In der chinesischen Verfassung werden auch – wie bei uns – politische Grundrechte wie Rede-, Versammlungs-, Demonstrations- und Religionsfreiheit garantiert. Sobald sich jedoch Handlungen, Manifestationen oder öffentliche Kritik gegen das durch die Verfassung konstituierte System, sonst gegen die Verfassung und weitere sie schützende Gesetze richten, wird dies als kriminell geahndet. Wir lehnen eine so weit gehende „Kriminalisierung“ ab. Aber hieraus erklärt sich die chinesische Version, es gäbe keine „politischen Gefangenen“. Strafbestimmungen zum Schutze von Verfassungen und der durch sie konstituierten Ordnungen gibt es auch in den westlichen Demokratien. Nach den Erfahrungen der Nazi-Herrschaft haben sie bei uns zum Schutze der durch unsere Verfassung gestalteten freiheitlich-demokratischen Ordnung mit gutem Grund besonderes Gewicht und sind erst vor einiger Zeit verschärft worden. China hat den in unseren Ohren besonders politisch klingenden Tatbestand „konterrevolutionäre Aktivitäten“ in „Gefährdung der Staatssicherheit“ umformuliert, was

²⁷ „Festhalten am sozialistischen Weg, an der demokratischen Diktatur des Proletariats, an der Führung durch die KP Chinas und an den Marxismus-Leninismus-Mao-Zedong-Ideen“ (im Oktober 1991 durch den XV. KPCh-Parteitag ergänzt um die „Deng-Xiaoping-Thesen“).

uns ohnehin angepasster klingt, vor allem aber das Zurücktreten, wenn nicht den Verzicht auf die Klassenkampfidee berücksichtigt.

Es ist auch falsch, in der seinerzeitigen Verkündung der „Vier Grundsätze“ und ihrer Weitergeltung eine Verschärfung oder eine Verhärtung zu sehen. Sie bedeuten aus chinesischer Sicht vielmehr den Rückzug auf ein Minimum politischer Ordnung. Letztlich führt die Kritik an „politischen Gefangenen“ natürlich auf die Unterschiede der gesellschaftlich-politischen Systeme zurück. Wenn heute die Auseinandersetzungen nicht mehr so weltanschaulich hoch an den Ideologien und den daraus abgeleiteten Unterschieden der Systeme ansetzen, sondern sich auf das konkrete Problem der Menschenrechte reduzieren, so ließe sich dies auch als Fortschritt betrachten.

Das andere, vordergründige Symptom – in westlicher Polemik „Straflager und Zwangsarbeit“ – in China als „Erziehung durch Arbeit“ begriffen, wird nicht bestritten, aber anders als bei uns verstanden: „Erziehung durch Arbeit“ sei zwar auch „Strafe“, habe aber keine strafrechtlichen Konsequenzen, d.h. sie schränkt zwar die Bewegungsfreiheit, nicht aber die Persönlichkeitsrechte ein. Die Einweisung in Arbeitslager zur „Erziehung durch Arbeit“ erfolgt nicht über die Justiz, sondern durch die Verwaltung. Trotz einschränkender und kontrollierender Regelungen, die das Verfahren auch justiziabel machen können (wenn ein verfahrensmäßig möglicher Rekurs erfolglos bleibt, kann auch Klage bei einem ordentlichen Gericht erhoben werden), entspricht dies sicher nicht unseren rechtsstaatlichen, von einer klaren Gewaltenteilung ausgehenden Vorstellungen. Diese administrative, auf ein Jahr (in Ausnahmefällen bis zu drei Jahren) beschränkte Maßnahme ist als vorbeugend im Vorfeld der Kriminalität gedacht, und chinesischerseits wird gerade im Zusammenhang mit diesem Verfahren darauf hingewiesen, dass Chinas Kriminalitätsrate eine der niedrigsten der Welt sei. Wir mögen sicherlich nicht, dass der Zweck die Mittel heiligt; da fiel es uns wohl noch leichter, zuzugestehen, dass die Verhältnisse in China eben anders sind, und uns damit der chinesischen These von der historischen Relativität staatlicher Institutionen und letztlich auch der Menschenrechte anzunähern.

Die westlichen Vorwürfe gegen die „Zwangsarbeit“ haben sich mehr und mehr auf einen aus chinesischer Sicht schwerwiegenden Ansatzpunkt verschoben. „Zwangsarbeit“ sei, soweit sie zu Exporten führe, handelspolitisch „Dumping“. China hat sich gegenüber moralisch sensibilisierten, aber nur handelspolitisch wirksam argumentierenden Exportländern förmlich bereit erklärt, den Export von Produkten aus Arbeitslagern in Länder, die

darauf bestehen, zu verbieten. Wie angedeutet, waren dabei für China nicht moralische Vorhaltungen bestimmend, sondern die geltenden Handelsregeln, die bei Nachweis von Dumping, der bei Einsatz von Zwangsarbeit als gegeben anzusehen ist, Gegenmaßnahmen zulassen. Und China ist im Interesse der Gegenseitigkeit und seiner angestrebten Mitgliedschaft in der die Welthandelsordnung konstituierenden WTO (World Trade Organisation) um ein handelspolitisch korrektes Verhalten bemüht. Rücksichten auf Menschenrechte spielen in Chinas Handelspolitik (und auch anderwärts!) sicher keine Rolle.

Für Versuche, die Menschenrechtsfrage mit Wirtschaftsfragen zu verbinden, bietet die geltende Welthandelsordnung keine Handhabe, und China hat auch erfolgreich und konsequent alle derartigen Versuche abgewehrt, wobei ihm wirtschaftliches Gewicht und Dynamik in einer zeitweise und regional stagnierenden Weltwirtschaft natürlich geholfen haben. Nachdem schon bald nach „Tiananmen“²⁸ nicht nur der „Boycott“ von Begegnungen mit China „auf höherer Ebene“ aus den westlichen Industrieländern, sondern schon vorher gewisse einschränkende Handels- und Entwicklungshilfe-Maßnahmen zerbröckelten, wurde auch das von den USA mit der chinesischen Menschenrechts-Situation verknüpfte Junktim zur Einräumung der Zoll-Meistbegünstigung für China de facto, wenn auch befristet auf jeweils ein Jahr, aufgehoben. Begründet wurde diese Auflösung des Junktims (der übrigens nur im Verhältnis Chinas zu den USA relevant war) wiederum mit – den eigenen amerikanischen – Wirtschaftsinteressen. Die chinesische Menschenrechts-Situation spielte keine Rolle mehr; durch den Beitritt Chinas zur Welthandels-Organisation ist das Problem ohnehin überholt.

Zu dem Punkt der Rechtsstaatlichkeit überhaupt, vor allem auch im Hinblick auf die Schutzrechte des einzelnen, sei zunächst einmal vorausgeschickt, dass China, jedenfalls seit Anbruch der Reformperiode, im Begriff ist, die früheren finsternen Phasen seiner Menschenrechtsgeschichte aufzuarbeiten, sei es, dass es die Exzesse nach der Machtübernahme als revolutionsbedingt ausklammert, oder dass heute die Vorgänge während der Kulturrevolution ausdrücklich verdammt werden und man sich von ihnen distanzieren. Die zynischen, menschenverachtenden Mao Zedong zugeschriebenen Worte, in einem Atomkrieg würde das letzte überlebende Bataillon ein chinesisches sein, oder seine Auffassung, dass Revolution jedes Mittel rechtfertige und China sich in einer ständigen Revolution befinde, scheinen heute einem anderen Zeitalter anzugehören.

²⁸ Gewaltsame Zerschlagung der Studentendemonstrationen auf dem „Platz des Himmlischen Friedens“ (Tianmen) im Frühling 1989 unter Militäreinsatz.

Vor diesem Hintergrund ist die im China unserer Tage intensiv vorangetriebene Rechtskodifizierung zu sehen. Wir nehmen dies vornehmlich auf dem Wirtschaftssektor wahr, weil es uns dort am unmittelbarsten berührt. Hier, für den Nachweis oder wenigstens die Prüfung der Rechtsstaatlichkeit nach innen, sind besonders Instrumente zum Schutze des einzelnen Bürgers und zu ihrer Durchsetzung relevant. Wie für die Rechtskodifizierung ganz allgemein – anders als bei uns durch das römische Recht – hat es hierzu in China keine einigermaßen direkten Traditionen gegeben. Selbst nach der republikanischen Revolution 1911 – in damals bewusster Gegenüberstellung und Ablehnung westlicher Naturrechts-Ideen – war sowohl in den rechts- und staatsphilosophischen Schriften Sun Yatsens als auch in der staatlichen Praxis der Guomindang eine womöglich noch über die Loyalitätspflichten aus der Kaiserzeit hinausgehende absolute Unterordnung des Einzelnen unter das „Volkswohl“ gefordert. Umso stärker hebt sich dagegen gerade in den letzten Jahren eine zunehmende Ergänzung und Modifizierung durch Kodifizierung des individuellen Rechtsschutzes ab, der sich davor im Verhältnis zur Justiz im wesentlichen auf das Strafgesetzbuch von 1979 und die dazugehörige Strafprozessordnung stützte (Alle früheren Gesetze waren nach 1949 außer Kraft gesetzt worden. Ein Zivilgesetzbuch nach dem Muster unseres Bürgerlichen Gesetzbuches gab und gibt es in China nicht). Ansonsten kann sich der Bürger mit seinen Beschwerden an den zuständigen oder auch den Nationalen Volkskongress, also die Legislative, wenden, die über ihre eigentlichen gesetzgeberischen Aufgaben auch als dafür zuständig gilt (was wiederum nicht gerade unserer Vorstellung von Gewaltenteilung entspricht, aber eben als „Zusammenarbeit“ für die Grundidee des chinesischen institutionellen Systems typisch ist).

Im Folgenden einige der neueren Bestimmungen zum Schutze der Rechte des chinesischen Bürgers:

Ab Oktober 1990 ist eine Verwaltungsprozessordnung in Kraft getreten, die jedem Bürger das nunmehr hinsichtlich des Verfahrens kodifizierte Recht gibt, gegen Verwaltungsakte und -organe gerichtlich vorzugehen; durch Medien und Studienkurse wurde, wie es heißt, dieses Verfahren besonders publik gemacht.

Im Mai 1994 wurde ein staatliches Entschädigungsgesetz erlassen, das die Einklagbarkeit materieller Wiedergutmachung von durch Verwaltungsakte geschädigten Bürgern regelt.

Im Februar 1995 erging ein Polizeigesetz, das u. a. Bestimmungen über den Schutz des Bürgers bei gesetzwidrigen Eingriffen in die persönliche Freiheit enthält und zur Anzeige verpflichtet.

Ein Staatsanwalts- und Richtergesetz hebt die Unabhängigkeit der Gerichtsbarkeit von Verwaltung, Organisationen und Personen hervor.

In einem Gefängnisgesetz vom Dezember 1994 betreffen zwanzig von insgesamt 78 Paragraphen den Schutz der Rechte der Häftlinge, so zum Beispiel, wie diese Rechte bei Misshandlungen geltend zu machen sind.

Wir sahen, dass sich unsere Menschenrechtsvorstellungen besonders schwer mit der administrativen Einweisung in Arbeitslager vereinbaren lassen. Immerhin ist aber dieser tiefste Eingriff in die Privatsphäre außerhalb der Justiz durch die in der Verwaltungsprozessordnung vorgesehenen Möglichkeiten bis zur gerichtlichen Klage abgedeckt, wie auch die Bürgerrechte der Insassen gewahrt bleiben.

Im März 1996 wurde in Ergänzung der Verwaltungsprozessordnung und des staatlichen Entschädigungsgesetzes (s. o.) eine Verwaltungsstrafordnung erlassen, die bei Verstößen administrative Strafen durch und gegen Regierungsbehörden vorschreibt.

Wie es dazu heißt, bräuchten diese Bestimmungen ihrem Inhalt nach nichts grundlegend Neues. Aber abgesehen davon, dass dies doch fraglich sein mag, ist jedenfalls die Kodifizierung neu, die das Verfahren transparent, publik und damit wirksamer (oder überhaupt erst wirksam?) macht. China ist wie auch sonst stets bemüht, die Kontinuität – jedenfalls ab 1949 – durch alle Höhen und Tiefen möglichst zu wahren.

Abgesehen von den angeführten neuen Kodifizierungen ist insbesondere eine „Abänderung“ des Strafgesetzbuches durch ein Gesetz vom März 1997 mit Änderungen der Strafprozessordnung von 1966 wohl tatsächlich weit mehr als eine Routine-Fortschreibung: Das Strafgesetz wurde dabei von 192 auf 452 Paragraphen erweitert; durch die vollständigere Auflistung von Straftatbeständen wurde die davor nicht nur mögliche, sondern weitgehend notwendige und übliche Analogieanwendung eingeengt, die einen sehr weiten Ermessungsspielraum ließ.

Fast noch bedeutungsvoller als diese Vervollständigung des Strafgesetzes vom März 1997 ist die 1996 erfolgte Revision der Strafprozessordnung,

die jetzt den Grundsatz fest schreibt, „dass Personen solange als schuldlos gelten, bis juristisch das Gegenteil bewiesen ist“, sowie, dass „Untersuchungshaft als eine administrative Zwangsmaßnahme abgeschafft“ ist und „eine Vorladung bzw. eine Zwangsvorladung nicht länger als zwölf Stunden dauern darf“. Dabei sollte man sich daran erinnern, dass die für uns so selbstverständliche, jetzt in China festgeschriebene und grundsätzlich übernommene und anerkannte Unschuldsvermutung in China eine prinzipielle Abwehr von alten, genau gegenteiligen, Traditionen bedeutet.

Von all diesen Neuerungen hat die westliche Öffentlichkeit im wesentlichen durch unsere Medien nur zu wissen bekommen, dass in dem neuen Strafgesetz der Tatbestand „Verbrechen der Konterrevolution“ in „Gefährdung der staatlichen Sicherheit“ abgeändert worden sei, was dabei als sprachlicher Trick bagatellisiert bis ridiculisiert wurde. Tatsächlich entspricht diese Fassung nunmehr ähnlichen gesetzlichen Bestimmungen in den meisten westlichen Staaten, nur dass es in den beiden Fällen Schutzbestimmungen für sehr verschiedene staatliche Systeme sind. Für die chinesische Seite bedeutet die Neufassung aber auch eine Anpassung an das Zurücktreten der (revolutionären) Klassenkampf-Idee. Außerdem beinhaltet die Änderung, dass der zugrunde liegende Tatbestand nicht mehr als besonders herausgehoben, sondern als „normales Verbrechen“ gilt.

Es stellt sich natürlich – jedenfalls für uns – die Frage, ob diese Gesetze und Vorschriften wirklich greifen. Man sollte jedoch nicht gleich, wie dies westliche Chinabeobachter vielfach versuchen, den Umkehrschluss ziehen, dass etwas ziemlich im Argen gelegen hat, wenn es heißt, dass von 1990 bis 1994 167.882 Fälle unter der oben angeführten Verwaltungsprozessordnung anhängig waren. Eine andere bekannt gewordene Zahl betrifft die von der Justiz aufgegriffenen Fälle der Erpressung von Geständnissen durch Folter oder sonstigen Zwang, die in 398 Fällen zu Strafen, darunter auch zu Todesurteilen, geführt hätte.

Vollständigkeitshalber hier auch die Zahl der im Jahre 1996 abgeurteilten „Schwerverbrecher“, die offiziell mit 322.382 angegeben wird. Die Größenordnung von einer Viertel- bis zu einer halben Million mag illustrieren, welchen Anforderungen sich die chinesische Justiz gegenüber sieht, und natürlich müssen solche nach europäischen Maßstäben erschreckend hohen Ziffern vor dem Hintergrund der Größenordnungen des Landes gesehen werden. Mag auch bezweifelt werden, ob sich mit all dem die Maßstäbe in den westlichen Industrieländern und vor allem der Grad der Durchsetzung

erreichen lassen, so sollte doch immerhin der Trend in Richtung Rechtsstaatlichkeit überzeugen.

Bei der Diskussion über Chinas Menschenrechtslage in der fachlich interessierten deutschen Öffentlichkeit vermisste man gelegentlich in China ein Äquivalent zum Bundesverfassungsgericht. Es gibt in China keine unabhängige Instanz, die die Verfassungsmäßigkeit eines von der Legislative erlassenen Gesetzes und in dessen Rahmen getroffener Verfügungen überprüfen könnte. Bestehen Zweifel, kann ein Betroffener nur wiederum an die Legislative, also einen Volkskongress auf der für den Fall zuständigen Ebene herantreten. Tatsächlich scheint von solchen „Petitionen“ häufig Gebrauch gemacht zu werden. Bei der Bedeutung, die bei uns die Verfassungsgerichtsbarkeit erlangt hat, erscheint dies als eine Lücke, die sich durch das chinesische Petitionsverfahren nicht schließen lässt. „Man kann den Bock nicht zum Gärtner machen“, hieß es. Es braucht hier nicht auf die verfassungsrechtliche Problematik eingegangen zu werden, ob nicht eine überzogene Verfassungsgerichtsbarkeit die Entscheidungshoheit des Parlaments aushöhlt oder diese sogar abschiebt, aber es sei doch darauf hingewiesen, dass auch westliche Länder wie besonders Großbritannien als ein Mutterland der westlichen Demokratie, ebenso wie die skandinavischen Länder und die Niederlande eine solche Institution auch nicht kennen, ja manche nicht einmal ein Verfassungsdokument haben. Besonders Großbritannien hat in seiner Geschichte bis in die Gegenwart an der absoluten Unabhängigkeit seines Parlaments als letzter Instanz festgehalten. Erst jetzt führt die europäische Integration dazu, dass dort europäische und nationale britische gesetzliche Regelungen auf ihre Vereinbarkeit gerichtlich geprüft werden, dies aber von ordentlichen Gerichten. Das Gegenbeispiel im Westen sind die USA, in der eine Verfassung seit der Unabhängigkeit und Staatsgründung eine herausragende Rolle spielt und ihre Einhaltung ebenfalls durch ein Verfassungsgericht gestützt und gewahrt wird.²⁹

China misst seiner Verfassung sowohl zur Zeit der Republik nach 1911 wie wenn möglich noch mehr in der Volksrepublik nach 1949 formal wie inhaltlich zentrale Bedeutung zu und hat sie mit Änderungen, Reformen und Neufassungen – ca. 6 in der Republik bis 1949; 4 bis 7 oder mehr danach³⁰ (Offizielle Version „vierte“ „Reform“ 2004) – eng der gesellschaft-

²⁹ Zur Verfassungsgerichtsbarkeit der Bundesrepublik im Vergleich zu anderen westlichen Demokratien aus deutscher Sicht Jutta Limbach, Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts: „Der Vorrang der Verfassung“ Vortrag November 2000, Druckfassung Überseeclub Hamburg

³⁰ Die Abgrenzungen sind nicht immer eindeutig; Tilemann Grimm in „Verfassungen“ Chinahandbuch Düsseldorf 1974 kam für 1908-1970 alle Änderungen und auch Textentwürfe ein-

lich-politischen Entwicklung folgen lassen. Ohne dass nach unserem westlich-demokratischen Verständnis hier darüber gerichtet werden soll, wurde dies durch die eindeutigen Mehrheitsverhältnisse sehr erleichtert. Es fragt sich deswegen auch, ob unter diesen Verhältnissen eine Verfassungsgerichtsbarkeit im heutigen China überhaupt praktisch sinnvoll wäre, da sich die Legislative durch eine Verfassungsänderung leicht über ein problematisches Urteil hinwegsetzen könnte. Aber soweit dürfte es in China ohnehin nicht kommen. Seit 1911 und über 1949 hinaus, und dies auch heute in China/Taiwan, ist nicht Gewaltenteilung, sondern ihre Zusammenarbeit das im Konsensverhalten verwurzelte Prinzip.

Im Jahre 2003 von der KPC erarbeitete und 2004 publik gemachte Verfassungs-Reformvorschläge sehen – erstmals auf dieser höchsten Ebene – in Artikel 33 den Schutz der Menschenrechte vor: „The State respects and guarantees Human Rights“. Wie bei allen früheren Verfassungsakten schreibt auch diese Reform nur fest, was entschieden und vollzogen ist, wie in Bezug auf die Menschenrechte hier ausführlich dargestellt worden war. Dies gilt auch für das zentrale Motto der Reform „The Three Represents“ auf dessen Text und Bedeutung im dieses Kapitel abschließenden Abschnitt „Die Globalisierung der Menschenrechte in China“ eingegangen sei. Für die Herrschaft des Rechts („Rules of Law“ anstelle „Rules of Men“) der Rahmen der auch die Menschenrechte umfasst, wurde dies besonders betont und mit seiner Vorgeschichte bis zurück zum Ende der siebziger Jahre betont.

Wenn auch die Aufnahme des Menschenrechts-Schutzes in die Verfassung nach innen nur bestätigt, könnte sie ein neues gegenseitiges Menschenrechts-Verständnis im Verhältnis zum Westen einleiten. Soweit werden im Westen als Mängel empfundene Besonderheiten im Eigeninteresse aus Nutzenerwägungen überbrückt, wenn nicht verdrängt. Zwischen zivilisierten, normal bis freundlich miteinander verkehrenden Ländern, die nach Einfluss und Gewicht in der Welt nicht nur wirtschaftlich sondern auch politisch in hohem Masse aufeinander angewiesen sind, wie sich bei dem Bemühen, die Probleme in ihr friedlich zu lösen, immer wieder zeigt, ist diese kein befriedigender Zustand.

geschlossen auf 39 (neununddreißig!), Offizielle Version seit der Basisverfassung von 1954 (einschließlich) bis zur Reform 2004 (einschließlich) sieben Verfassungen und Reformen nämlich 1954, 1975, 1978 und 1982 mit ihren Reformen 1988, 1993, 1999 und jetzt 2004, wobei man sich jedoch von den Verfassungen in und noch aus der Kulturrevolution von 1975 und 1978 distanziert und die Kontinuität, wenn auch nicht formal, so doch de facto auf die Verfassung von 1954 und die Verfassungsakte ab 1982 beschränkt.

Die Globalisierung der Menschenrechte in China

Nachdem die Volksrepublik China ohnehin schon allen internationalen Menschenrechtskonventionen im Rahmen der Vereinten Nationen beigetreten war und sein Rechtssystem insbesondere auch hinsichtlich der individuellen Freiheits- und Schutzrechte zunehmend angepasst hatte, hat es durch Artikel 33 seiner Verfassungsvorschläge im Jahre 2004 ein weiteres Zeichen gesetzt. Gleichzeitig wird dabei auch der Wandel der politischen Philosophie betätigt; die „Three Represents“, unter deren Motto die Verfassungsreform erfolgt – „Die fortschrittlichen Kräfte, das beste kulturelle Erbe, das weiteste gemeinsame Erbe vertreten“³¹ – wäre auch für jede Westdemokratie annehmbar.

Dem Beispiel Chinas zufolge sollte die Menschenrechts-Kontroverse in absehbarer Zeit ebenso Geschichte sein, wie der Kampf gegen den Kolonialismus und die Konfrontation der politischen Weltanschauungs-Systeme und ihrer Ideologien im „Kalten Krieg“ – und dies beschleunigt durch die notwendige gemeinsame Antiterrorismus-Front. Im Zuge der Globalisierung sollte sich die Angleichung am ehesten und stärksten in Asien vollziehen, dank seiner dynamischen Entwicklung, aber auch seiner wenig entgegenstehenden geistesgeschichtlichen Grundlagen. Gerade heute kontrastiert das Verhältnis zwischen dem christlichen/abendländischen Kulturkreis und den sino/konfuzianistischen und indo/hinduistischen Kulturkreisen und aller dieser drei zu dem islamisch/arabisch/iranischen Kulturkreis. Zwar sollte man auch hier nicht vorschnell einen „Kampf der Zivilisationen“ vorhersehen; aber die Einbeziehung des Mittleren Ostens und der islamischen Welt, auch wenn man diese nicht über den gleichen fundamentalistischen Kamm scheren kann, in ein verbindendes Werte-System erscheinen sehr viel ungünstiger, als des Westens zu Asien einschließlich des uns nicht nur geographisch fern liegenden China.

Als sich nach dem 11. September 2001 das nationale und weltöffentliche Interesse und die internationale Zusammenarbeit auf die Begegnung des grenzüberschreitenden, souveränitätsmissachtenden Terrorismus richtete, traten die zwischenstaatlichen Menschenrechtskontroversen ohnehin allgemein in den Hintergrund. Es führte darüber hinaus jenseits früherer Fronten zu schweigenden oder offenen Solidaritäten wie zu Russland in Tschet-

³¹ Die Vorgängerformel: „Die Vier Grundsätze“ = „Festhalten am sozialistischen Weg, der demokratischen Diktatur des Proletariats, der Führung durch die Kommunistische Partei Chinas und den Marxismus-, Leninismus-, Mao Zedong und Deng Xiaoping-Ideen“ bleibt als Konstante des Systems in der Verfassung.

schenien, zu China in seinem Nordosten mit den dortigen Affinitäten zu den islamischen Ethnen Zentralasiens sowie dem Ursprungsherd durch Taliban und Al Quaida als weltpolitisches Problem Afghanistan. Selbst innerhalb des Westens hat sich die Front gerade auch gegenüber China schon früher gelockert; Westeuropa distanzierte sich von den Versuchen der USA, in den Vereinten Nationen eine „Verurteilung“ Chinas wegen seiner Menschenrechtslage durchzusetzen. Später fanden die USA auch keine Unterstützung bei ihrem Bemühen, amerikanische Friedenstruppen von der Strafverfolgung durch den internationalen Strafgerichtshof freizustellen, als dieser am 1. Juli 2002 nach ausreichender Ratifizierung in Kraft gesetzt worden war; Vergehen sollten der eigenen Gerichtsbarkeit vorbehalten bleiben.³² Mit dem absoluten Souveränitätsanspruch seiner Rechtsverhältnisse steht China damit nicht ganz allein, zumal dies im Grundsatz auch andere westliche Staaten nicht anders sehen. Im Ganzen scheint heute die zur Volksrepublik China kulminierende Menschenrechtskontroverse ebenso vergangene Geschichte, wie die Gegensätze in und aus der Kolonialzeit und der Weltanschauungen im Kalten Krieg – auch dies eine Folge der Globalisierung, die zunehmend auch die Wertvorstellungen erfasst.

Der Brennpunkt der Minderheiten-Probleme aus westlicher Sicht und im Vergleich

Minderheiten wurden auch im Westen erst mit der Entstehung der Nationalstaaten zu einem politischen Problem. Vorher war die Loyalität zum dynastischen Herrscher bzw. dem örtlichen Feudalherren die gemeinschaftsbildende und -tragende Idee und weniger ethnische oder kulturelle Gemeinsamkeiten und Besonderheiten. Im Kolonialismus hat sich dies in Übersee und auch in Asien kulturell als „zivilisatorisch“ verbrämt, fortgesetzt. Zum Ende des Ersten Weltkrieges wurde dann die Minderheitenfrage ein zentrales Problem, als in den Versailler Friedensverhandlungen mit dem Postulat der „Selbstbestimmung der Völker“ in den „Wilsonschen Vierzehn Punkten“ die Aufteilung des Habsburg-Reiches ideologisch begründet wurde (Niemand ahnte, dass dies einmal zu blutig ausgetragenen Minderheiten-Problemen führen würde ...). In Asien wurde der Grundsatz damals von vornherein durchbrochen: Nicht China sondern Japan erhielt die auf dem chinesischen Festland gelegene ethnisch wie kulturell chinesische, ehemalige deutsche Kolonie Tsingtao; bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges wurde dies zum belastenden Dauerproblem zwischen den beiden asiatischen Staaten.

³² Die USA treffen jetzt mit für Friedenseinsätze in Frage kommenden Ländern entsprechende bilaterale Vereinbarungen, wogegen natürlich nichts einzuwenden ist.

Im Ganzen waren in Asien die Minoritäten-Probleme im Kolonialismus bis nach dem Zweiten Weltkrieg und auch noch später durch den Vorrang von Weltanschauungen überdeckt, spitzten sich allerdings unter den Kolonialherrschaften unterschwellig noch zu: Holländer bedienten sich in ihrem Hinterindien ohne Rücksicht auf den traditionellen gesellschaftlichen Kosmos der darin völlig fremden Übersee-Chinesen, die Engländer zogen in British-Indien die Bengalen zu einer elitären Oberschicht für ihre Verwaltungsaufgaben heran; ihre größere demographische Dynamik verschärft bis heute in den indischen Nordost-Provinzen gegenüber der dortigen Stammesbevölkerung die Minderheiten-Problematik. Die im Rahmen des britischen Empires erleichterten Wanderungsbewegungen haben in Burma wie auch anderwärts in Hinterindien bis in den Pazifik (Fidschi) Reaktionen bis zu Pogromen gegen indische Diasporas ausgelöst. Zur Staatenbildung und regionalen Integration hat der Westen durch die kolonialen Herrschaften den Anstoß gegeben und beigetragen, jedoch kaum zu einer Glättung der Minderheitenprobleme, die dann später gegen zentralistische Nationalstaatsideen um so kräftiger ausbrachen. Auch die auf Gleichheit und Menschenliebe gerichteten abendländischen christlichen Kirchen haben mit dem Flickenteppich ihrer Missionstätigkeit verschiedener Konfessionen kaum ausgleichend wirken können, Fälle wie Timor und auch in Indien scheinen eher auf das Gegenteil hinzuweisen.

Nach dem Ende des Kolonialismus wurden die Minoritäten ein Problem asiatischer Majoritäten, wobei dies nicht selten nur als Fortsetzung der Kolonialherrschaft empfunden wurde, wie etwa im Verhältnis der Javanesen zu den Ethnen auf den anderen Inseln, der Regierung in Delhi zu den Stämmen in Assam im Nordosten und den durch Grenz- und Religionskonflikte virulenten Kaschmir im Nordwesten Indiens, in China ohne das koloniale Vorspiel der Han-Chinesen zu den Tibetern und Ughuren. Vom Westen waren diese teilweise virulent ausbrechenden Probleme anfangs als unvermeidliche Geburtswehen des Unabhängigkeitsprozesses in den jungen asiatischen Staaten, später im Kontext des kalten Krieges gesehen, bis das Hervortreten der Menschenrechts-Idee die Minderheitsprobleme weiter aktualisiert und zusätzliche Maßstäbe geschaffen hat. Dabei waren und sind vor dem Hintergrund der Geschichte des Westens in Asien aber auch im Vergleich der Handhabung der eigenen Minderheitsprobleme des Westens die Urteile nicht immer fair:

Die flächen- und bevölkerungsgrößen asiatischen Staaten, China und Indien, die auch die größten, zahlreichsten und vielfältigsten Minderheiten aufweisen, haben ihre Minderheitenprobleme durch Autonomie-Zuge-

ständnisse oder einen weitgehenden föderalen Staatsaufbau zu lösen oder zu entschärfen gesucht. So gesteht das traditionell zentralstaatliche China seinen ethnischen Minderheiten Autonomie-Rechte von der Ebene der Region bis hinunter zur Ebene einzelner Kreise zu. Indien hat, wie schon seine Staatsbezeichnung als „Union“ besagt, in Anpassung an die ethnischen und kulturellen, insbesondere religiösen, Verhältnisse und seine Traditionen als ein Vielvölker-„Kontinent“ ein föderatives System; die – vorhandenen – zentralen Eingriffsmöglichkeiten der Union in die Einzelstaaten haben soweit nur zu deren Stabilisierung eingesetzt werden müssen, nicht aber um zentrifugalen Tendenzen zu begegnen. In Indonesien, dessen geopolitische Verhältnisse einem Zentralstaat besonders zu widersprechen scheinen, versucht man jetzt aus virulent gewordenen Anlässen durch einzelne Autonomie-Zugeständnisse Lösungen zu finden. Die Minderheitenprobleme scheinen zwar in Asien ebenso wenig reibungslos abschließend und vollständig gelöst zu sein wie in Westeuropa und Nordamerika, von anderen Regionen gar nicht zu sprechen, aber die Situation ist komplexer als sie uns erscheint und im Allgemeinen besser als ihr Ruf in der westlichen Öffentlichkeit. Dies sei in den beiden größten Flächenstaaten Indien und China an einigen wesentlichen Aspekten sowie den meistdiskutierten Beispielen aufzuzeigen versucht.

Was zunächst China allgemein anbelangt, so muss man sich vergegenwärtigen, dass die Volksrepublik China nicht nur ihrer Verfassung zu Folge formal sondern in mehrtausendjähriger Tradition ein zentralistischer Einheitsstaat war und ist. Es unterscheidet sich damit von den meisten europäischen Staaten, die Bundesrepublik eingeschlossen, vielleicht mit der Ausnahme Frankreichs. Wenn es in China zu regionalen Zerfallserscheinungen kam, so galten diese als Zeichen des Niedergangs und bestärkten noch in der Einheitsidee, die sich gegen solche temporären Unterbrechungen immer wieder durchsetzte. Zum Zweiten ist China, zumal für ein so großes Land, ethnisch ungewöhnlich homogen. Es gibt zwar keine offiziellen, zugänglichen Statistiken, und die Übergänge sind fließend. Aber man kann wohl davon ausgehen, dass der Anteil der Han-Cinesen, also des eigentlichen Staatsvolkes, bei über 90% liegt und dass die auf 6% bis 8% geschätzten „nationalen Minderheiten“ (ihre offizielle Bezeichnung) auf über 50 nicht nur ethnisch sondern auch zivilisatorisch und dem Entwicklungsstand nach sowie kulturell und religiös auf sehr unterschiedliche Völker fallen. Selbst die größten unter ihnen haben weniger als fünf Millionen Angehörige, die dabei – mit Ausnahme der Tibeter – nicht in geschlossenen Siedlungsräumen leben. In dem besonders krassen Fall des autonomen Gebiets „Innere Mongolei“ beträgt die heutige Minderheiten-Quote nach offi-

ziellen Angaben nur 17,5% und dies sind zwar überwiegend aber nicht nur Mongolen. Für Singkiang wird der Anteil der Minderheiten in der „Xinjiang Uygur Autonomous Region“ mit 61,4% angegeben; dabei ist aber die Anzahl der Ughuren und der Han-Chinesen mit je etwa fünf Millionen ziemlich gleich. Alle Minderheitengebiete mit Autonomiestatus zusammen genommen machen darin die Minoritäten nur 44% aus. Dies ist zu berücksichtigen, wenn es heißt, dass die autonomen Minderheitsgebiete für die 6% bis 8% der Nicht-Han-Chinesen ca. 50% der Fläche Chinas ausmachen und dass so eine niedrige Prozentzahl unter chinesischen Größenverhältnissen noch immer 70 bis 90 Millionen Menschen bedeutet.

Wesentlicher als diese demographischen Statistiken ist aber, dass die Minderheiten-Gebiete nicht nur geographisch sondern auch wirtschaftlich peripher sind. Ihre 50% der Gesamtfläche Chinas reduzieren sich auf weniger als 10% seiner landwirtschaftlich nutzbaren Fläche. Sicher, es gibt in Singkiang Erdöl und NE-Erze, in der Inneren Mongolei Kohle und Eisenerze. Aber die Vorkommen sind nicht die einzigen, nicht einmal die größten in China und ihre Standorte lassen sich nicht auch nur entfernt mit der wirtschaftlichen Rolle etwa der Ukraine für die frühere Sowjetunion oder des Ruhrgebiets für Deutschland vergleichen. Zwar fallen in China die wirtschaftlich-industriellen Zentren im Osten um Shanghai in der Mitte, Tientsin im Norden und Kanton im Süden und die Rohstoffvorkommen insbesondere die Energie-Rohstoffe geographisch weit auseinander; aber trotz der günstigeren natürlichen Situation in den westlichen und nördlichen Außengebieten hat sich die Entwicklungsschere weiter geöffnet und die Rohstoffvorkommen hatten dabei eine noch zusätzlich zentripetale Wirkung.

Was bedeutet „Autonomie“ unter den heutigen politischen Verhältnissen in China? Einmal spielt im lokalen Bereich die damit gewährleistete Bewahrung und Pflege der kulturellen Eigenheiten, vor allem, wenn, wie in vielen Fällen, darunter eine Sprache ist, manchmal mit einer Schrift, abgesehen von Trachten, Festen und Tänzen, Essgewohnheiten usw. für das tägliche Leben eine, wenn nicht die erste Rolle. Aber die Autonomie greift besonders im Bereich der wirtschaftlichen Entwicklung auch über den regionalen Bereich, mit gewissen Mitwirkungsrechten auch auf zentralen Ebenen, hinaus, wenn auch der Spielraum durch die Aufsplitterung und Mischung der Minoritäten eingeengt ist, und ohnehin und vor allem die im politischen System verankerte Majorisierung durch eine Partei Entwicklungen nicht aus dem Ruder der zentralen politischen Willensbildung laufen lässt. Aber man muss diesen Zustand im Fluss von Geschichte und Tradition sehen, in denen die Minderheiten gegenüber den jeweils herrschenden Ethnen, seien

es Han oder Mongolen bzw. Mandschus mit Han untergeordnet, auch in ihrem rechtlichen Status, waren. Neben der Gleichstellung der Frau ist die im Parteiprogramm schon früh festgeschriebene verfassungsmäßige Gleichstellung der „nationalen Minoritäten“ ein bis heute besonders herausgestellte „revolutionäre Errungenschaft“, die allerdings durch die wirtschaftliche Entwicklung in der „sozialistischen Marktwirtschaft“ de facto differenziert wird. Dem Zurückbleiben der peripheren Westgebiete, in die die Mehrzahl der Minderheiten eingestreut sind, versucht die Zentrale in Peking jetzt in der Wirtschaftsplanung entgegen zu wirken, die traditionell starke Position der Mitte den Randgebieten gegenüber wird in der Phase der Priorität der wirtschaftlichen Entwicklung noch verstärkt. Selbst von den Minderheiten, deren Hauptsiedlungsgebiete außerhalb der chinesischen Landesgrenzen liegen wie Koreaner im Nordosten, Mongolen im Norden, Kasakhen, Kirgisen und Ughuren im Nordwesten gehen keine Sezessionstendenzen aus, abgesehen davon, dass diese gegen die Verfassung verstoßen würden. Die bekannten Ansätze, durch Druck von außen in Zeiten chinesischer Schwäche, Loslösungen aus dem Gebiet zu erreichen, wie im Nordosten in der Mandschurei das „Kaiserreich Mandschuko“ durch die Japaner oder der vorübergehende sowjetrussische Einfluss im Nordwesten in der Provinz Singkiang haben keine Spuren hinterlassen. Sezession als akutes Problem im Verhältnis der Volksrepublik China zu China/Taiwan ist kein Minderheits- sondern ein politisch-ideologisches Problem: die politische Entwicklung der 50 Jahre seit der Gründung der Volksrepublik und dem Rückzug der Reste der National (Kuomintang)-Regierung vom Festland auf die Insel Taiwan hat ein etwa vorhandenes ethnisches Minoritäten-Problem – auch gewaltsam – eingeebnet.

Wie in China wirkt auch der andere kontinentale asiatische Staat, Indien, ungeachtet seines – wenn auch zentralistisch abgesicherten – Föderalismus auf Integration statt Partikularismus hin. Anders als China ist Indien ethnisch der heterogenste Staat der Welt.³³ Die indische Verfassung anerkennt 15 Landessprachen sehr verschiedener Wurzeln und als linguistisch einigendes Band gilt immer noch das Englische, nachdem sich das nordindische Hindi als übergeordnete Staatssprache gegenüber dem drawidischsprachigen Südindien nicht durchsetzen lassen. Die 15 Landessprachen und weitere 150 bis 250 Dialekte bis zu voller Eigensprachlichkeit haben verschiedene Schreibweisen, Alphabete und Zahlensysteme. Abgesehen vom föderalen, die großen ethnischen Grenzen möglichst berücksichtigenden, Staatsaufbau sieht die Verfassung Schutz- und Förderbestimmungen

³³ Sasnka Sakhar Sarkar: „Race and Race Movements in India“ in „The Cultural Heritage of India“, Calcutta 1973 (Reprint) Band I, Seite 15ff

für eine fast überall meist in abgelegenen Gebieten eingesprenkelte Stammesbevölkerung ebenso wie zur Überwindung der traditionellen Kastentrennung für die unteren Kasten und die kastenlosen vor, ein Aspekt, der ungeachtet der indischen staatlichen Bemühungen im Westen negative Assoziationen erweckt. Zur Befriedigung ethnischer Spannungen wurde, wie in Indiens Nordosten, das Vielvölker-Gemisch neu geordnet, indem Assam in die „Sieben Schwestern“, eigene Unionsstaaten für Nagas, Mizos, Manipuris, die Stämme in Megalaya, Bengalis in Tripura und Assamesen im verbliebenen Assam und das Unionsterritorium Arunachal Pradesh aufgeteilt. Dort und in Indien allgemein hat die von der Zentrale ausgehende wirtschaftliche Dynamik zwischenethnische Probleme überwinden helfen. Eher noch stärker als in China sind die Tendenzen zentripetal und wirken über die Staatsgrenzen hinaus, wie in anderem Zusammenhang zu zeigen versucht worden war. Indiens positives Bild im Westen beruht auf der Anerkennung als „Größte Demokratie der Welt“ (wofür sich der Westen mehr oder weniger ausdrücklich den Verdienst zuschreibt.) Die größere geschichtliche Leistung des neuen Indien ist jedoch die Wahrung und Stärkung des Zusammenhalts zur nationalen Gemeinschaft mit Wirkung auch nach außen aus diesem Völkerkosmos.

Das Vielvölker-Gemisch in Asien mit seinen ethnischen und kulturellen Wurzeln war im Westen zwar immer schon ein faszinierendes Thema, aber erst die Menschenrechtsidee hat eine weitere Öffentlichkeit davon berühren lassen, wie dies besonders für das chinesische Tibet gilt. Im Westen werden im Allgemeinen asiatische Minderheitsprobleme mehr emotional als rational wenn überhaupt wahrgenommen. In manchen abgelegenen Teilen Asiens wie etwa in der indischen Nordost-Region im Unionsterritorium Arunachal Pradesh im Grenzgebiet zu China sind die ethnischen und Lebensverhältnisse weitgehend unbekannt, ja teilweise unerforscht. Im zwar unmittelbar benachbarten aber kulturell hoch stehenden und als ehemaliges Königreich geschichtsträchtigen Assam in der fruchtbaren Bramaputra-Ebene wurden ethnische Unruhen, die zu einer regionalen Neugliederung aber noch immer nicht zu voller Befriedigung führten (s. o.), von außen kaum wahrgenommen; ein gewisses Interesse fand höchstens, dass die Nagas, heute in ihrem eigenen Unionsstaat, früher einmal Kopfjäger gewesen waren (und heute christlich sind). Meist finden nur negative oder besonders ausgefallene Erscheinungen eine gewisse Aufmerksamkeit. Auch als in dem immerhin auf seiner Hauptinsel Java ethnisch einigermaßen homogenen Indonesien auf den Außeninseln durch die Zuwanderungspolitik blutige Konflikte mit der ansässigen Stammesbevölkerung entstanden, nahm man kaum davon Kenntnis, geschweige, dass man sich darüber erregte.

Dass es auch in dem fast hundertprozentig ethnisch homogenen Japan soziale Minderheitsprobleme gibt – in Japan ansässige Koreaner, die Urbevölkerung der Ainu auf Hokkaido – ist nur Landeskennern bekannt und in Burma, wo sich die ethnische Gemengelage Nordost-Indiens fortsetzt, sind die Minderheiten-Probleme nicht faktisch, sondern auch im Öffentlichkeitsbild nach außen durch das Problem einer undemokratischen Militärdiktatur verdeckt. Erst Terrorakte wie auf den Philippinen, blutige Unruhen und gewaltsame Repression wie auf Timor oder bewegende Einzelschicksale von Entführungen und Geiseln machen die Welt von Fall zu Fall aufmerksam.

Tibet im westlich/asiatischen Missverständnis

Tibet ist die Ausnahme, einmal wohl wegen seinem hinter natürlicher Unzulänglichkeit verborgenem Mythos von Ferne und Fremdheit sowie von Kultur und Lebensweise, aber auch wegen seiner das Interesse des Westens während der Kolonialzeit Indiens direkt berührenden Geschichte, romantischen Einzelschicksalen und später dramatischer Ereignisse; operationell ist dieses westliche Interesse an Tibet nie geworden; als sich die Tibeter einst einmal Hoffnung darauf machten, hat es ihnen nur geschadet, wie noch eingehender im Folgenden gezeigt werden wird. Die Tibetfrage ist in Asien, abgesehen von Tibet selbst aus gesehen, ohne und nur ihm Westen von, allerdings auch mehr öffentlichkeitspolitischer, Bedeutung. Zwar sind im Himalaya-Gebiet die chinesisch/indischen Grenzfragen umstritten und noch offen. Aber dies wird in Indien nicht als ein Problem mit oder für Tibet sondern mit China gesehen und der aus Lhasa 1959 nach Indien geflohene Dalai Lama wird korrekt als Asylant behandelt und verhält sich – jedenfalls in Indien – so.

China verteidigt seinen heute durch eine kulturelle und soziale Autonomie aufgelockerten Anspruch auf Tibet historisch, sozialrevolutionär und zivilisatorisch, etwa in dieser Reihenfolge. Historisch führt China seine Oberherrschaft auf die Zeit der Mongolenherrschaft zurück, der sich die tibetischen Stämme lange vor der Mongolenherrschaft in Peking und einem direkten Angriff vorbeugend unterwarfen. Als die Mongolen 1271 auch die Oberherrschaft in China gewannen und als Yuan-Dynastie bis 1368 von Peking aus China regierten, ergab sich eine sowohl formale wie reale Abhängigkeit Tibets von China, die die Herrscher der nachfolgenden Ming- und Ching-Dynastien fortgesetzt sahen. Unter der Ching-Dynastie war auch die gelegentliche Entsendung chinesischer Truppen, damals als freundliche Geste zur Hilfe gegen gemeinsame Feinde aus Innerasien hin-

genommen und vielleicht sogar begrüßt worden. Erst 1910 wurde erstmals der Einmarsch chinesischer Truppen bis Lhasa als feindliche Invasion betrachtet. Die damalige Entsendung chinesischer Truppen in tibetisches Gebiet war als Reaktion darauf zu verstehen, dass sich der seinerzeitige (dreizehnte) Dalai Lama an eine außenstehende Macht – England – mit der Bitte um Hilfe gewandt hatte. England hat damals den Begriff der „Souveränität“ für das Verhältnis von China zu Tibet eingeführt und damit eine erbetene Intervention in die Beziehungen zwischen China und Tibet abgelehnt. Unumstritten war, dass der chinesische Kaiser einen Vertreter in Lhasa hatte. Auch die chinesische Republik ab 1911 hat die Herrschaft über Tibet nie in Frage gestellt gesehen. Allerdings trat dann und besonders während des Zerfalls Chinas in die „Warlord“-Regionen eine wechselvolle Zeit der Unsicherheit im chinesisch-tibetanischen Verhältnis ein, bis 1951 die Rote Armee und die kommunistische Revolution auch Tibet erreichten. Dies war damals in erster Linie ein sozialrevolutionärer Akt und bestätigte eher nebenbei auch die chinesische Souveränität, die man eigentlich als selbstverständlich unterstellte. Ein 1951 in Peking mit einer tibetischen Delegation unter Leitung des Dalai Lama unterzeichneter Vertrag über weitgehende Autonomierechte Tibets galt und gilt in China als Zeichen einer fortschrittlichen Minderheitspolitik. („Um Schlimmeres abzuwenden, habe er unterzeichnet“, schreibt der Dalai Lama in seinen Darstellungen). Der Vertrag wird von der Volksrepublik China bis heute als Grundlage der Beziehungen betrachtet. Weite Teile Tibets waren bis dahin ohne strikte verwaltungsmäßige Ordnung und litten unter dem Räuberwesen der Kampas, die der Dalai Lama, der ja nicht nur geistlich sondern auch weltlich verantwortlich war, nicht in den Griff bekam oder nicht bekommen wollte oder sogar, zumindest moralisch, unterstützte. Um möglichen (und nach seiner Darstellung akut bevorstehenden) Zwangsmaßnahmen gegen ihn zuvor zu kommen, floh er mit führenden Persönlichkeiten des Landes nach Indien und lebt dort seither im Asyl.

Die Verhältnisse in Tibet sind heute unter dem volksdemokratischen System unter Wahrung des zugestandenen Autonomie-Status geordnet. Überzeugender als die wechselvolle Geschichte der chinesisch-tibetanischen Beziehungen erscheint die sozialrevolutionäre Argumentation: Tibets seinerzeit auf eine menschenverachtende Sklavenwirtschaft gestützter Feudalismus bedurfte, wie China einmal selbst aus dem Westen, des Anstoßes durch eine wie auch immer geartete moderne Weltanschauung, die nicht nur den sich durchsetzenden Menschenrechtsvorstellungen genügt, sondern auch den Weg zum wirtschaftlichen Fortschritt und in die heutige globale Welt frei macht. Das bedeutet nicht das Ende der kulturellen Identität Ti-

bets, deren Schutz im Autonomie-Status ja vorgesehen ist. Damit unterscheidet sich das Verhältnis von China zu Tibet vom seinerzeitigen westlichen auf „Zivilisation“ gerichteten Kolonialismus, in dem „Zivilisieren“ moralische Rechtfertigung war. Aber die wenn auch selbst gewählte Exilierung des in Tibet weiterhin als Gottkönig anerkannten und verehrten Dalai Lama hält ihren emotionalen Auswirkungen im Westen offen. Auch anderwärts in Asien sind Minderheiten- und Territorialprobleme und -konflikte wenn nicht direkt gegen den Westen wie in Vietnam, so doch entgegen der westlichen öffentlichen Meinung zu lösen versucht oder gelöst worden. In Indien waren handstreichartig die als Erbe interwestlicher Zusammenarbeit verbliebenen portugiesischen Flecken okkupiert worden, die heute reibungslos in die indische Union unter Wahrung ihrer kulturellen Eigenheiten integriert sind. Der Ansatz in Indonesien war ähnlich, nur stieß dort die Integration anders als im säkularen Indien auf Probleme. Aber bei beiden und auch sonst im bis dahin kolonialen Asien hat die „Befreiung“ den emotionalen Schub abgegeben, der auch ein so heterogenes Staatsgebilde wie Indien als gefestigte Einheit zusammenhält. So hat die Unionsregierung kurz danach mit einem Federstrich die überkommenen Privilegien regionaler Feudal- und Territorialherren beseitigen können. Es gibt in diesem Vielvölkerstaat auch keine ernsthaften Sezessionsbewegungen. Indien wirkt, wie traditionell China als „Reich der Mitte“, zentripetal, wie die Anlehnung von Nachbarn in Krisensituationen, so des ehemaligen Ostpakistan und danach Bangladeshs, Ceylons mit seinem Tamilenproblem, der Republik der Malediven bei einem Staatsstreich und der Anschluss von Sikkim gezeigt haben. Der Westen hat dabei höchstens potentiell aber aktiv keine Rolle gespielt. Ähnlich war es in Indonesien, bis der Aufstand im westlich/christlichen Ost-Timor die Weltöffentlichkeit alarmierte und durch den Eingriff der VN die Sezession erzwungen wurde.

Die Region Asien, die wegen ihrer ethnischen und kulturellen Vielfältigkeit und dem Zusammen- und Aufeinandertreffen der großen Weltreligionen – Christentum und Islam, Hinduismus und Buddhismus – für Minderheitsprobleme, jedenfalls potentiell, besonders anfällig ist, ist Südostasien. Politischer mehr oder weniger repressiver Monismus haben dies nicht virtuell, allerdings wenn, dann explosiv, wie im Falle Ost-Timor, aufbrechen lassen. Aber ohne dass dies im Westen so gesehen werden mag, war Ost-Timor kein Einzelfall, sondern eher symptomatisch. Das weltweit einigende geschärfte Gefühl der Terrorismus-Bedrohung und aus Anti-Terrorismus-Maßnahmen und die teilweise verwischte Grenze zwischen politischer und krimineller Motivation haben die Minderheitsprobleme und ein mitfühlendes Verständnis aus dem Westen, wie dies aus dem Westen in der

Tibetfrage eher übertrieben der Fall ist, verdeckt, zumal wenn sie, wie bei den Abu Sahid auf den Philippinen, nur ein ideologisches Etikett über krimineller Substanz waren. Auch wenn Terror oder Kriminalität nicht hineinspielen, wird das Schicksal der Karen in Burma oder der fundamentalistischen moslemischen Ethne in Aceh in Nord-Sumatra eher gleichgültig hingenommen, während das der Ughuren in China vergleichsweise ein Dauerthema ist. Dass es auch in Thailand, Malaysia, Vietnam und auf den Philippinen außer Abu Safid Minderheitsprobleme teils aus Unterwanderung wie durch die Übersee-Chinesen gerade auch in Südost-Asien, und Überwanderung wie der Burmesen über die Karen und auch anderwärts zu Lasten einer älteren einheimischen Bevölkerung gibt, wird nur von einer anthropologischen, soziologischen, geopolitischen Fachwelt wertfrei wahrgenommen. Auch Ignoranz aus dem Westen, die die Verhältnismäßigkeit der Symptome von Minderheitsproblemen verwischt, sofern sie überhaupt bekannt sind, spielt in unserem Verhältnis zu Asien eine Rolle.

Minderheitsprobleme sind nationale Probleme, aber sie sind heute in der Welt, und nicht zuletzt auch im Westen, transparenter geworden, unterliegen einem wachsenden Menschenrechtsverständnis und haben zumindest eine gewisse Öffentlichkeitswirkung über nationale Grenzen hinaus. Ob sie sich dadurch glätten, ist eine andere Frage, die sich am ehesten noch mit dem Argument der indirekten Beziehung über das wirtschaftliche Wachstum und die Wohlfahrtsforderung positiv beantworten lässt. Aber ein hohes Wirtschaftspotential kann auch Minderheitskontroversen verstärken, – zum Beispiel die Erdölvorkommen im Aceh-Minderheitengebiet in Nordsumatra für Indonesien. (Ein Problem in Europa wäre das spanische Baskenland, auch wenn seine reichen Erzvorkommen heute weitgehend erschöpft sind): Normalerweise erscheint ein Fall, wie der, der sieben Unionsstaaten bzw. -territorien, in die die indische Nordost-Region mit Rücksicht auf seine Minderheiten aufgeteilt wurde, für die die wirtschaftliche Entwicklung und ihre Förderung die wirkungsvollste Klammer mit der Unionsregierung in Delhi³⁴ ist, selbst wenn die Problematik durch die Unterwanderung bengalischer Immigranten aus dem angrenzenden Bangladesh erschwert wird. Ebenso entschärft China sein im Westen bekanntestes Minderheitsproblem – Tibet – noch am wirkungsvollsten durch die Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung. Die Minderheiten-Probleme liegen jeweils sehr verschieden. Grundsätzlich kann aber wohl gelten, dass die einheitliche wirtschaftliche Entwicklung die Kohärenz des jeweiligen Mutterlandes im Verhältnis zu seinen Minderheiten stärkt.

³⁴ Handke: „Regionalismus und Zentralismus in Indien, Wirtschaft und Politik ostwärts Delhi“, Institut für Asienkunde Hamburg, 1982

Asiatisch/westliche Kontroversen im Globalisierungsprozess

Die zunehmende Werte-Globalisierung der Rechtsauffassungen in Bezug auf Individuen, Ethnen und Völker lässt sich als positive Auswirkung des Globalisierungsprozesses einordnen. Dies schließt jedoch Kontroversen, die sich in und auch aus der Globalisierung ergeben nicht aus.

Das „Nord/Süd“-Ungleichgewicht

Im Verhältnis des Westens zu Asien und umgekehrt ist zwar die zumindest selektive weltanschauliche Kampfstellung mit tatsächlichen und potentiellen Konflikten ebenso entfallen wie auf der Gegenseite die politisch motivierten wirtschaftlichen Autarkietendenzen. Aber der Interessensgegensatz im Nord-Süd-Verhältnis ist geblieben, der durch „Dialog“ nur unzulänglich entschärft ist. Der „Kampfplatz“ hat sich dabei zunehmend auf die multilaterale Ebene verschoben. Nicht von ungefähr werden dabei die Interessensgegensätze nicht nur in institutionalisierten Konferenzen sondern ad hoc, demonstrativ, teilweise auch handgreiflich, an ihren Rändern ausgetragen, wobei „Globalisierung“ für die verschiedensten Motive als einigende Anklage herhalten muss. Während in den Konferenzen „Norden“ und „Süden“ nach einem Ausgleich im wirtschaftlichen Interesse auch aus einer moralischen Verpflichtung der hoch entwickelten Länder des Nordens gegenüber den Entwicklungsländern im Zeichen – aber auch unter den Zwängen der „Globalisierung“ suchen, wird an ihrem Rande „auf der Straße“ „Globalisierung“ zum Schimpfwort. Politische Einsicht und persönliche Interessen gehen nicht immer parallel. Der Norden kann sich nicht auf die „Festung Europa“ oder Nordamerika zurückziehen, wenn es für seinen Export die Öffnung verlangt und nutzt. Man kann heute nicht mehr wie im Kolonial-Indien die handwerkliche Textilproduktion und sogar das häusliche Spinnen und Weben unter Strafe stellen, nur um für die britische Textil-Industrie in Lancashire den indischen Markt offen zu halten. So weit gehen die Forderungen der Globalisierungsdemonstranten des Westens nun heute nicht mehr. Aber der Schutz der nicht mehr voll wettbewerbsfähigen Landwirtschaften in einigen westeuropäischen Ländern ist ein akutes politisches Anliegen (allerdings vor allem ein innerwestliches gegenüber den USA, am allerwenigsten Asien gegenüber!). Gegenüber Asien spielt zwar schon seit den ersten Klagen über die „japanische Konkurrenz“ vor über 50 Jahren das Argument der „Niedrig-Löhne“ eine Rolle. Aber diese sind in unserer Weltwirtschaftsordnung ein anerkannter komparativer Vorteil, der die Grundlage jeden Außenhandels ist. Die Lohnkosten-Vorteile sind kein „Dumping“. (Nur am Rande sei fest gehalten, dass sich Löhne und

Lebensstandards jedenfalls in Japan schon lange dem „Westen“ angeglichen haben, und sich Japans Konkurrenzfähigkeit auf andere komparative Vorteile stützen muss; eine ähnliche Entwicklung ist auch in anderen asiatischen Ländern zu erwarten.) Der Interessensgegensatz zwischen entwickelten und zu entwickelnden Ländern, kurz und vereinfacht, die Nord-Süd-Problematik, beschränkt sich nicht auf das Verhältnis zu Asien. Spezifisch ist aber, dass auf keinem anderen Kontinent die wichtigsten Staaten so schnell und erfolgreich die globalen Möglichkeiten ausgenutzt haben. Lateinamerika hat zwar einen gleichen zum Teil auch höheren Entwicklungsstand erreicht; aber die „Öffnung“ dort war weniger spektakulär, weil sie weiter zurück reicht und dadurch organischer verlief. Es hatte dennoch Probleme, sich rechtzeitig auf die globale Wirtschaft einzustellen und sie zu nutzen und machte dafür den Norden verantwortlich: In der globalen Wirtschaft seien die Entwicklungsländer als überwiegend Roh- und Halbwarenherzeuger durch eine automatische Verschiebung der Austauschrelationen immanent benachteiligt; entsprechend müsste die Welthandelsordnung geändert werden. Asien dagegen hat, angefangen mit Japan vor über einem halben Jahrhundert, durch strukturelle Anpassung unter anderem durch eigene Industrialisierung die Problematik einer zu einseitigen Wirtschaftsentwicklung überwunden. Dagegen sind in einer ganzen Anzahl mittel- und südamerikanischer Staaten die Monokulturen nach wie vor ein Problem. Afrika mit ähnlichen Problemen, aber mehr noch aus anderen unterschiedlichen, hauptsächlich dem Mangel an stabilen politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen rührend hinkt mit Ausnahmen des eigentlich schon zum Norden zu rechnenden Südafrika und den Sonderfällen der Erdöl exportierenden Länder im Norden, ohnehin hinterher.

Der Vergleich zeigt, dass der Aufbruch Ost-, Südost- und Südasiens zu recht als „Wirtschaftswunder“ gilt. Es ist dies aber auch eine prononzierte Herausforderung, die zu auch schmerzhaften Anpassungen führen kann. Aber trotz der herausragenden Dynamik ist es in der Nordsüd-Kontroverse zu keinem „Asien-Komplex“ gekommen, ja die im ganzen ziemlich unartikulierten wenn auch lautstarken Proteste des Westens waren vornehmlich eine innerwestliche Angelegenheit zwischen den Wirtschaftsblöcken Europa und Amerika, während sich im Verhältnis zu den Entwicklungsländern „des Südens“ zunehmend ein moralisch gestütztes emotionales Verständnis im Westen verbreitet.

Die Asiatischen Werte

Bei den Globalisierungsgegnern im Westen lässt sich soweit kein besonderer „Asienkomplex“ feststellen; es ist hier eher vergleichsweise sogar noch ein innerwestliches Problem. Es ist sogar erstaunlich, wie die frühere Konkurrenzangst gegenüber Asien, vor allem gegenüber Japan, nunmehr als ein historisches Phänomen empfunden wird. Ebenso sieht und nutzt man in Asien die Globalisierung, gerade auch gegenüber dem Westen, als Chance. Sicher, es gab Ansätze, dem Westen „Die Asiatischen Werte“ entgegen zu stellen, grundsätzlich zwar mehr kulturell als politisch, in der Gegenüberstellung der verschiedenen Lebensweisen in der Gemeinschaft. Aber in der Wirtschaftskrise wurden sie auch auf die Wirtschaftsbeziehungen nach außen bezogen. So führte Malaysia den Schutz der Asiatischen Werte bei der Wiedereinführung von Kapitalverkehrskontrollen entgegen dem ihm vom Internationalen Währungsfonds auferlegten Konzept an. Dies blieb so direkt und konkret, jedenfalls soweit von außen festzustellen, ein Einzelfall. Andere Länder Ost- und Südost-Asiens akzeptierten zumindest rhetorisch die Konditionen der Stützungsmaßnahmen, wenn sie sie auch drückend und einengend empfanden, und sich auch international außerhalb Asiens Kritik an ihrer Zweckdienlichkeit erhob. Wenn sie wie in Indonesien mit Unruhen koinzidierten, so richteten sich diese gegen die eigene Regierung und hatten tatsächlich auch andere zurückliegende tiefer liegende Gründe, auch wenn die Wirtschaftskrise und die mit der Stützung verordneten Konditionen zur Auslösung beigetragen haben mögen. Der Nutzen der Globalisierung und das Verhältnis zum Westen wurden nicht in Frage gestellt. Für andere Länder in Asien lag darin auch durch und in der Krise, überhaupt kein Problem. Chinas noch nicht an WTO-Verpflichtungen gebundene Öffnung war weniger anfällig, seine hohen Währungsreserven machten eine Währungsstützung unnötig und was die „Asiatischen Werte“ anbelangt, so fühlte es sich zwar mit seinen asiatischen Nachbarn solidarisch, hatte aber seine eigene ideologische Basis. Dank seiner Stabilität wirkte es auch auf die Nachbarländer krisenmildernd ein, indem es seinerseits auf eine Abwertung verzichtete. China hielt an der fortschreitenden Öffnung und dem Zugeständnis ihrer Festschreibung in den WTO-Verhandlungen fest. Die Einstellung zum Westen wie zur Globalisierung blieb nach außen wie nach innen unverändert. Ähnlich war es, wenn auch unter anderen Ausgangsbedingungen, für Indien.

In Asien wurde und ist Globalisierung nicht der „Schwarze Mann“ oder ein Schimpfwort wie dies im Westen die emotionalen Ausbrüche anlässlich der „globalen“ Konferenzen in Seattle oder Genua den Eindruck erweck-

ten. In Shanghai, Hongkong, Kuala Lumpur, Singapur oder Delhi wäre so etwas kaum vorstellbar und dieses nicht nur wegen effektiveren Kontrolle der öffentlichen Hand; schon die Konferenz in Doha ist ruhiger abgelaufen (Auch wenn sie im geopolitischen Kontext kein Beispiel ist.) Grundsätzlich dürfte jedenfalls in dem hier betrachteten Asien die Globalisierung deutlicher und einhelliger als Chance verstanden und anerkannt werden, und sie hat dort ja auch besonders eindrucksvoll gewirkt.

Der Islam zwischen Diaspora und Globalisierung jenseits des Khyber

In Südasien bis Ostasien leben die größten Zivilisationen der Welt zusammen und nebeneinander. Weder hat sich wie in Europa das Christentum oder im Mittleren und Nahen Osten bis nach Nordafrika der Islam, wenn auch beide mit verschiedenen Schattierungen, als vorherrschend und kulturell prägend durchgesetzt, noch haben sich wie in Nordamerika sowie in Süd- und Mittelamerika auf christlicher Basis Eingeborene, Zwangsverschleppte, Einwanderer und Eroberer miteinander verschmolzen. In Asien haben die Zivilisationen ihre Eigenarten und Merkmale bis auf ihre transzendenten Überzeugungen bewahrt. In ihrem zwischenstaatlichen wie innerstaatlichen Zusammenleben sind sie dennoch gegenseitig nicht ohne Einfluss geblieben. Dies gilt auch für den Islam. So unterscheidet sich der Islam von jenseits des Khyber von dem islamischen Kernland diesseits des Khyber in seinen politischen Manifestationen, wie sich bis auf die frühesten Wurzeln zurückverfolgen lässt: Während der Islam aus Arabien durch den Mittleren und Nahen Osten und durch Nordafrika bis nach Europa aggressiv erobernd gelangte, machte die erste islamische Bekehrungswelle weiter nach Osten mit der Eroberung des Königreichs Sind (heute Provinz Pakistans an seiner Südwestgrenze) halt. Die späteren Eroberungswellen aus Zentralasien, in die sich der Islam zwischenzeitlich ausgebreitet hatte, waren entweder reine Beutezüge oder dienten der Machtausbreitung einzelner Herrscher, die sich unter dem Sultanat und der Mogulherrschaft bis zur Kolonialherrschaft unter den Engländern fast auf ganz Nordindien erstreckte und sich mit einzelnen Vorstößen sogar in den Dekkan in Mittellindien und Südindien ausdehnte, ohne dass dies von einer Bekehrungswelle begleitet war. Der Islam verbreitete sich mehr sozialrevolutionär „demokratisch“³⁵ gegen den menschenverachtenden Absolutismus der Feudalherren und einem verkrusteten Hinduismus mit erblichen Kastenwesen unter der Priesterherrschaft der Brahmanen. Ähnlich dürfte sich auch die Ausbreitung des Islam in anderen Regionen Asiens wie nach Malaysia und

³⁵ M. T. Akbar: „Islamic Culture“ in „The Cultural Heritage of India“ Vol IV Seiten 571ff

Hinterindien ergeben haben. Heute leben allein in Indien 100 Millionen³⁶ Moslems und mit den indischen Nachfolgestaaten Pakistan mit 128 Millionen Einwohnern zu fast 100% Moslems sowie Bangladesh mit 124 Millionen Einwohnern davon 87% Moslems zusammen also über 300 Millionen Moslems und damit mehr Moslems als im ganzen Mittleren und Nahen Osten und in Nordafrika zusammen.

Südasiens und Asiens weiter nach Osten waren auch später bis in die Gegenwart nicht frei von kulturell-religiösen Konflikten mit dem weltweiten Höhepunkt der Begleitumstände der Teilung Indiens, wenn auch vielleicht gar nicht einmal dieser an sich. Es mag umstritten bleiben, ob die Teilung nach 200 Jahren britischer Kolonialherrschaft besonders ihrer letzten Jahrzehnte bedingt war oder in dem erst von den Engländern als dem ihnen zugestandenem Verdienst geeinigtem Großreich zwangsläufig geworden wäre. Sie ist jedenfalls nicht mehr umkehrbar und wenn an dem Status quo gerüttelt wird, geht es, wie in den beiden indisch/pakistanischen „Grenz“(sic!)-Kriegen nicht um Glaubens- sondern Territorialfragen und nicht um missionarische Bekehrungsfeldzüge oder gar um kulturell-religiöse „Reinigungen“.³⁷ Kommunale Unruhen in Indien nach der Teilung hatten historische Anlässe oder soziale Gründe. In Südostasien wurden Glaubensfragen berührt oder hineingezogen, weil sie sich mit nationaletnischen Motiven deckten wie bei den moslemischen Moros auf den christlichen Philippinen oder seinerzeit dem christlichen Ost-Timor in einem überwiegend moslemischen Indonesien oder einzelnen weniger bekannten Fällen in Myanmar und auf der Indochina-Halbinsel. In dem Schub der Wirtschaftsentwicklung nach der von China ausgehenden Öffnung in die Globalisierung war weder der Islam noch Konflikte mit ihm ein Hindernis, eher das Gegenteil. Das moslemische Malaysia wurde gerade mit und durch seine chinesische kulturell andere Bevölkerung zu einem der wirtschaftlich besonders erfolgreichen „Tiger“. Indien hatte sich über andere ideologische Gründe hinwegzusetzen und auch im Mittleren Osten war der Glaube kein Hindernis, dass die Scheichtümer am persischen Golf und die Erdöl exportierenden Staaten die reichste Region der Welt wurden. Hinsichtlich der wirtschaftlichen Nutzung der Globalisierung gibt es in Asien auf beiden Seiten des Khyber keine grundsätzlichen Unterschiede mehr. Aber im Osten hat die Globalisie-

³⁶ Bevölkerungsziffern zu Stande 1992, Moslem-Anteil geschätzt aus verschiedenen Quellen

³⁷ Es wird heute überlegt, ob selbst die in den ersten Jahren des Terrors aus dem heute fast vollständig moslemischen Kaschmir (anders als in Jammu) vertriebenen hinduistischen „Kaschmiri Pandits“ zurückkehren können, nach Rothermund: „Die Wahlen in Jammu und Kaschmir von 2002“ in „Indien 3003“ Hrsg Werner Draguhn, Institut für Asienkunde Hamburg

rung dort nicht halt gemacht. Während gerade der Islam im Mittleren Osten in einer antiwestlichen Frontstellung verharrt, hat sich Asien von Indien bis China (Japan ohnehin) auch kulturell dem Westen geöffnet, ohne seine eigenen kulturellen Stärken durch „Verwestlichung“ in Frage zu stellen. Auch in den grundsätzlichen Bereichen wie demokratische Partizipation, Rechtssystem und -Verständnis und soziale Gleichstellung ist der östliche Teil Asiens nicht nur in den laizistisch verfassten Staaten stärker „globalisiert“, wenn auch auf beiden Seiten mit Unterschieden. Als ideologisch mit finanzieller Unterstützung der fundamentalistische Islam fallweise gewalttätig hinüberreichte, wurde Süd- bis Ostasien ein wichtiger Pfeiler der globalen Antiterror-Brücke. Aber Globalisierung ist nicht wertfrei, auch der Terrorismus bedient sich seiner Mittel; gerade die Kontrolle der Verkehrs-, Nachrichten- und Geld- und Finanzwege, auf deren Freiheit und Zugänglichkeit die Globalisierung weitgehend beruht, sind die wichtigsten Felder der Gegenmaßnahmen. Ob sich dies die demonstrierenden Globalisierungsgegner von Genua und Seattle so vorgestellt haben, ist wohl eher zweifelhaft.

Von Kontroversen zu Konvergenzen nach der sich von China ausbreitenden Öffnung

Die Reformwelle aus Öffnung nach außen und individueller Wirtschaftsfreiheit nach innen hat die gesellschaftlich/kulturellen ideologischen Hemmnisse teils mehr, teils weniger radikal in ganz Asien überrollt oder ist im Begriff, dies zu tun. Sie ebnet die Gegensätze der wirtschaftspolitischen Konzeptionen in einem Maße ein, das früher nicht vorstellbar gewesen war. Dies gilt besonders im Vergleich der beiden Länder, die früher als grundsätzliche Alternativen gegenübergestellt wurden, nämlich Indien und China. Indien als „westliche Demokratie“ vom Westen aus ideologischer Verbundenheit, aber auch aus substantiellen Gründen, wie nicht zuletzt der Offenheit für Rat und Hilfe (besonders auch in der Phase des kalten Krieges), wurden auf lange Sicht die besseren Chancen eingeräumt. In der Phase der gesellschaftlichen Experimente war das nicht ganz abwegig, wenn dies angesichts der Anfangserfolge des neuen China und auch einer bis nach Europa reichenden Euphorie über Maos Weg als Allheil-Rezept gegen Armut und Elend nicht so eindeutig war. Aber selbst von China aus gesehen war die Einstufung richtig, das mit seiner Reform unter Deng Xiaojing die Konsequenzen zog. Dies stieß bekanntlich auf den stereotypen Einwand des Westens und entsprechend düstere Prognosen, dass wirtschaftliche Freiheit ohne politische Freiheit nicht geht. Abgesehen davon dass in China sehr wohl, wenn auch für uns zögernd, sowohl der persönli-

che Freiraum, als auch die Mitwirkung an demokratischer Willensbildung erweitert wurde, ist es doch trotz grundsätzlichem Festhalten an seinem System, zum Beispiel in Asien geworden: In der Volksrepublik China und in Indien war noch 1987 das Prokopf-Jahreseinkommen mit 330 \$ gleich hoch, im Jahre 2000 erreichte es in China 750 \$, in Indien nur 450 \$³⁸. Sicher spielt dabei die höhere Bevölkerungsrate Indiens von 2% gegenüber China 1,2% (jeweils 1990-98)³⁹ eine Rolle. Aber zumindest fast ebenso wirkte es sich aus, dass Chinas Sozialprodukt-Wachstum mit durchschnittlich 9,6% im gleichen Zeitraum mehr als doppelt so hoch war wie das Indiens mit 4,3%⁴⁰, wobei dazu anzumerken ist, dass damit Indien noch durchweg deutlich über dem Weltdurchschnitt – 1996=3%, 1997=3,2%, 1998=1,6%, 1999 (Voranschlag) 2,6%, 2000 vorausgeschätzt=2,8%⁴¹ lag und liegt. Wählt man für einen kontinentalen Vergleich das etwa normale Jahr 1992, so überragt das Jahreswachstum in Asien mit 6,5% deutlich das Afrikas 3,4%, Lateinamerikas 3,5% (jeweils nur Entwicklungsländer) und der Welt insgesamt von 1,8%.⁴²

In Asien ließ das Beispiel Chinas auch andere kommunistische Länder ideologische Hemmungen überwinden. Vietnam hat nicht nur die Öffnung im Grundsatz übernommen, sondern folgt bis in die Einzelheiten, etwa mit seinen Bestimmungen über Auslandsinvestitionen, dem chinesischen Muster.⁴³ Sogar eine Wende in Nordkorea scheint heute in einer nicht zu fernen Zukunft möglich. Die mongolische Volksrepublik ist zwar direkter vom Wandel in Russland, ihres Nachbarn im Norden, nach dem Ende der Sowjetunion berührt und bewegt, aber das wirtschaftlich attraktivere Beispiel des benachbarten China wirkt sich auch dort aus. Ebenso haben die benachbarten Nachfolgestaaten der Sowjetunion wie Kasachstan oder Kirgisistan das Beispiel Chinas unmittelbar vor Augen, wenn es auch zu früh ist zu spekulieren wie sie ihre neu erworbene Unabhängigkeit nutzen – noch schwerer ihre künftige Bedeutung für Asien abzuschätzen. Jedenfalls heute lässt sich ihre Bedeutung und Rolle nicht mit dem Rang des südostasiatischen Raumes vergleichen, der, ungeachtet noch ungelöster politischer

³⁸ „World Bank Indicators“ aus „World Bank Atlas“, jeweils 1989 (Seiten 6/7) und 2000 (Seite 15)

³⁹ Wie 1) in „2000“ Seite 24

⁴⁰ Wie 1) in „2000“ Seite 4

⁴¹ „Economic and Social Survey of Asia and the Pacific 2000“ Tabelle 1.1 Seite 5, United Nations New York 2000

⁴² „Asian Development Outlook 1992“ Asian Development Bank, Manila 1992, Tabelle 1.1 Seite 2

⁴³ Asien-Pazifik-Ausschuss der deutschen Wirtschaft (APA) Rundschreiben vom 13. Sep. 2001 mit dem Jahreswirtschaftsbericht der deutschen Botschaft Hanoi

Probleme wie in Indonesien oder den Philippinen und mangelnder politischer Stabilität, mit Ostasien schon selbst und für sich ein Gravitationszentrum des sogenannten „Asiatischen Wirtschaftswunders“ war. Dieses erhielt jedoch durch die Öffnung Chinas wesentliche zusätzliche Impulse. In der „Asienkrise“ erwies sich China als ein Stabilisierungsfaktor, wie eingehender in folgendem Abschnitt IV, wie unter V „Asien in der Welt: Wirtschaftswunder, Wirtschaftskrise, Herausforderung“ noch zu zeigen sein wird.

IV AUS IDEOLOGISCHEN IRRWEGEN ZUR KONVERGENZ IN DIE GLOBAL OFFENE WIRTSCHAFTLICHE ENTWICKLUNG – VORGESCHICHTE UND ERFOLGE DER ÖFFNUNG AUS ASIEN

Die kontinentalen Regionen Nordamerika, Südamerika und Australien hatten sich der Globalisierung und dabei der „Verwestlichung“ früher geöffnet als Asien. Afrika auf der anderen Seite mit seinen fundamentalistisch-religiösen Problemen im Norden und seinen fundamentalistisch-ethnischen Problemen im Äquatorgürtel ist außer im Süden nach Überwindung der rassistisch-fundamentalistischen Apartheid, für seine noch ungefestigten z.T. vage westlich demokratischen Zielvorstellungen auf der Suche nach den staatlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. In Asien begann der Prozess globaler Öffnung in den letzten 50 Jahren. Nur Japan als Ausnahme hatte vorher – aus eigener Kraft aber in Anlehnung an westliche Vorbilder – als Sonderfall ein dem Westen vergleichbaren Entwicklungsstand erreicht; aber seine kulturellen Eigenheiten haben sich bis heute im Wirtschaftsprozess und auch in der Globalisierung niedergeschlagen.

Der Weg in ihren heutigen Grad der Globalisierung verlief in Indien und schon gar nicht in China gradlinig. Der Durchbruch zur Priorität des wirtschaftlichen Wachstums als Voraussetzung erfolgte spät. Er war aus damaliger Sicht überhaupt nicht selbstverständlich. In Indien stand nach der Erlangung der Unabhängigkeit zu ihrer wirtschaftlichen Sicherung eine starke Autarkie-Komponente im Vordergrund. Noch ausgeprägter war dies im China Maos und dort noch nach einer absoluten Priorität der gesellschaftlichen Umwandlung. Wenn auch graduell unterschiedlich diente beiden Ländern die Sowjetunion als Entwicklungsmodell. Beide lehnten sich auch politisch an diese an und nahmen ihre Hilfe in Anspruch, – wenn auch Indien gleichzeitig die des Westens. Versetzt man sich in jene mehr als drei Anfangs-Jahrzehnte des unabhängigen Indien und die ebenso lange Zeit der gesellschaftlichen Experimente im kommunistischen China zurück, hätte niemand die heutige Situation – Entwicklungsstand und globale Öffnung ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Risiken – voraussehen können. Dies wäre damals unvorstellbar, ja undenkbar gewesen.

Indien mit der Unabhängigkeit in autarkistischer Wirtschaftsplanung und Entwicklung, aber auch westlicher Entwicklungshilfe

Indien wurde sehr bald der größte Empfänger von Wirtschaftshilfe aus den westlichen Industrieländern. Ungeachtet dessen nahm Indien sich das zentralplanwirtschaftliche Entwicklungsmodell der Sowjetunion grundsätzlich zum Vorbild. Nicht so sehr aus ideologischen Gegen Gründen sondern wegen der kulturell-gesellschaftlichen Gegebenheiten ließ man pragmatisch neben der als Entwicklungsmotor gedachten autarkistischen Staatswirtschaft einen privatwirtschaftlichen Sektor fortbestehen. Im Vergleich mit den damaligen Ostblock-Ländern und auch der Volksrepublik China erschien dies aus dem Westen ein „Mittelweg“, der immerhin als eine Annäherung an die eigenen wirtschaftspolitischen Konzepte empfunden wurde. Aber sowohl dieses wirtschaftspolitische Konzept wie auch die Zusammenarbeit mit den westlichen Geberländern erwiesen sich als nicht unproblematisch.

Sehr früh konnte die Zusammenarbeit in einem Konsortium der westlichen Geberländer unter Führung der Weltbank gebündelt werden. Die Überwindung einer Verschuldungskrise hatte dafür Anlass gegeben. Großbritannien fühlte sich als ehemalige Kolonialmacht in politischer Verantwortung, ohne gerade deswegen besonders hervortreten zu wollen. Das Konsortium wirkte auf die Hilfe anonymisierend. Der überwiegende Teil der Leistungen kam ohnehin multilateral aus der Weltbank. Dennoch war in Indien diese Hilfe, die letztlich doch mit dem Westen identifiziert wurde, trotz der Versuche, sie politisch zu neutralisieren und zu objektivieren, und obwohl Indien selbst eines der Gründungsmitglieder von Weltbank und Währungsfonds und im Weltbankkonsortium vertreten war, innenpolitisch, in intellektuellen Fachkreisen und auch in den Medien zumindest fall- und teilweise umstritten.⁴⁴ Solche Fälle waren etwa die Verknüpfung der Hilfe mit dem Abschluss des indisch-pakistanischen Indus-Wasserabkommen, später eine vom Währungsfonds „aufgezwungene“ Abwertung der Rupie und weitere Konditionierungen einer Umschuldungs-Aktion (neben aber nicht identisch mit Entwicklungshilfe), ein Ausschließlichkeitsabkommen der deutschen Firma Siemens mit der indischen BHEL, dem Staatsunternehmen für die Herstellung und den Bau von Kraftstromanlagen. Obwohl Indien, jedenfalls im Vergleich zu den damaligen Ostblock-Ländern und besonders auch zu China damals aus unserer Sicht einen Mittelweg zu gehen schien, war seine „sozialistische Planwirtschaft“ auch eine Gegenreaktion

⁴⁴ Bezeichnend C.P. Bhambhri: „World Bank and India“, New Delhi 1980

zum „westlichen Kapitalismus“. Der ideologische Gegensatz hat das Verhältnis realiter nur deswegen weniger belastet, als für den Westen die Zusammenarbeit auch ein Mittel schien, den Einfluss der Sowjetunion in der damaligen Phase des Kalten Krieges entgegenzuwirken. Die westliche Entwicklungshilfe wurde auch nicht weiter ideologisiert etwa indem sich ihr Ansatz auf den privatwirtschaftlichen Bereich beschränkte.

Das auch in seiner Führung unter Nehru, seiner Dynastie und späteren Nachfolgern pragmatische Indien wurde sich in „Trial and Error“ nach und nach der Grenzen einer ideologisierten Planwirtschaft bewusst: Der erste indische Fünfjahresplan ab April 1951 verdiente noch kaum seinen Namen. Er war lediglich eine Inventur laufender oder schon fest vorgesehener Projekte und ihrer Fortschreibung. Die eigentliche indische Wirtschaftsplanung begann mit dem nach sowjetischen Muster und mit sowjetischer Hilfe entworfenen zweiten Fünfjahresplan ab 1. April 1956, der, abgesehen von der für die damaligen indischen Verhältnisse viel zu ehrgeizigen Verfahren, sachlich noch in einem realistischen Rahmen blieb. Mit dem dritten Plan ab April 1961 erlitt die sozialistische Wirtschaftsplanung in Indien jedoch Schiffbruch. Selbst aus der Planungskommission wurde zugegeben, der Plan sei misslungen. „Unluckiest venture of all times“, heißt es in einer Fachpublikation. Zuzugeben ist allerdings, dass dabei äußere Faktoren eine wesentliche Rolle gespielt haben: Dürre in zwei aufeinander folgenden Jahren, Krieg mit China und Verstärkung der Rüstung, Tod Nehrus, Pakistankrieg und vorübergehende Drosselung der westlichen Hilfe. Eine anschließende dreijährige Übergangsperiode setzte sich aus drei Einjahresplänen zusammen. Erst mit dem vierten Plan kehrte Indien formal zu dem alten System zurück, wurde aber in den Planzielen vorsichtiger. Die eindrucksvolleren politischen Aussagen wurden in die vagere längerfristige Perspektive verlegt, etwa dass sich in zwölf Jahren das Bruttosozialprodukt verdoppeln und das Prokopf-Einkommen um 51% anstiegen sollte. Aber auch diese Vorhersagen erfüllten sich nicht, und auch der Fünfjahresplan geriet in Schwierigkeiten, da eine schnelle Inflation – 76% während der Planperiode – die Rechenhaftigkeit der Ansätze wesentlich verschob. Danach begann der fünfte Plan, der für die Zeit von April 1974 bis März 1979 vorgesehen war, zwar nicht formal aber de facto mit einer Zwischenperiode, da seine endgültige Fassung erst im September 1978, fast zweieinhalb Jahre nach Planbeginn, in Kraft gesetzt wurde. Und nach weiteren eineinhalb Jahren wurde er durch den Regierungswechsel von der Kongresspartei zur Janata nach den Wahlen von März 1977 praktisch gestoppt, um neue Prioritäten zu setzen und eine neue Verfahrenskonzeption des „Rolling Plan“ einzuführen. Dies bedeutete das Ende des bisherigen Fünfjahresplan-

Rythmus. Es wurde zwar noch auf fünf Jahre geplant, aber ohne festes Anfangsdatum also von 1978 auf 1983, von 1970 auf 1980, von 1980 auf 1985, usw. Nicht ganz folgerichtig sprach man nach einem erneuten Regierungswechsel zurück zur Kongresspartei 1980 von einem sechsten Fünfjahresplan der Janata von 1978 bis 1983 und kehrte mit einem neuen ebenfalls sechsten Fünfjahresplan von 1980 bis 1985 im Rahmen eines 15-Jahres-Perspektivplanes jedenfalls formal zu dem alten Verfahren zurück. Ungeachtet dieser wechselvollen, nicht nur aus westlicher Sicht, sondern auch in Indien kritisierten Wirtschaftspolitik mit ihren ideologisch beeinflussten Rahmenbedingungen, ist Indien der größte Partner westlicher Entwicklungszusammenarbeit geblieben. Immerhin war anzuerkennen und wurde anerkannt, dass ein kräftiger privater Sektor ausgleichend wirkte und auch seinerseits gefördert wurde, dass die Regierung sich in dem Planungsrahmen verhältnismäßig realistisch den jeweiligen Verhältnissen anzupassen suchte und dabei die Erfahrungen berücksichtigte, dass sich natürliche Faktoren in diesem überwiegenden Agrarland auswirken, sowie externe politisch-militärische unvorhersehbare Ereignisse eintraten und, last, not least, Indien im Ganzen an einer demokratischen Willensbildung festhielt und damit ein Gegenbeispiel zu dem anderen großen Entwicklungsland Asiens, China, war; am Erfolg Indiens war dem Westen aus politischen Gründen besonders gelegen. Der Westen ging auch in einem Maße, das unter den heutigen Kriterien der Entwicklungs-Zusammenarbeit kaum vorstellbar ist, auf die indischen Wünsche des prioritätischen Aufbaus einer Schwerindustrie ein. Bis heute ist das Stahlwerk Rourkela das größte Entwicklungshilfe-Projekt Deutschlands geblieben, das zusammen mit den Stahlwerken Durgapur mit britischer Hilfe und dem Stahlwerk Bhilai mit russischer Hilfe gegen Zweifel und Kritik entstand. Im Nachhinein erscheint Rourkela dennoch als einer der größten Erfolge deutscher Entwicklungszusammenarbeit, nicht nur weil seine Kapazität mittlerweile verdoppelt wurde und es sich wirtschaftlich „rechnet“ und, nachdem es zunächst isoliert „in dem Dschungel“ verloren schien, Folgeinvestitionen und in seinem Umkreis auch die landwirtschaftliche Entwicklung nach sich gezogen hat, sondern auch weil sich an ihm ein Mythos deutsch-indischer Freundschaft entzündet hat, dessen Symbol es geworden ist. Durch die vom Westen vergleichsweise großzügig aus politischen Gründen gegen den sowjetischen Einfluss, aber auch unter der damals entstandenen und entwickelten Idee der Hilfe⁴⁵

⁴⁵ Als Anfang der Hilfe der Industrieländer für die „Entwicklungsländer“ nach dem zweiten Weltkrieg gilt der „Punkt Vier“ in einem Programm des ersten US-amerikanischen Nachkriegspräsidenten Truman, in dem erstmals maßgeblich Hilfe für die „unterentwickelten“ Länder der Welt gefordert wird. Diese richtete sich nicht zuletzt auch aus politischem Interesse frühzeitig als zeitweise größter Empfänger von „Entwicklungshilfe“ auf Indien. Mitmoti-

für die unterentwickelten Staaten gebotene und angenommene Hilfe wurde Indien nicht westlich und wurde es auch dann nicht, als die östliche Alternative fortfiel. Es ließ sich auch aus dem Westen in seiner autonomen autarkistischen Wirtschaftspolitik durch den marktwirtschaftlich basierten Liberalismus nicht beeinflussen. Aber es war nicht verschlossen. Es war und blieb von außen zugänglich und transparent. Auch wenn in der indischen Öffentlichkeit der westliche Einfluss auf dem Wege der Hilfe und des Einsatzes der mit dem Westen identifizierten Internationalen Währungsfonds und selbst der Weltbank kritisiert wurden, und dies nicht nur von den verschiedenen kommunistischen Parteien des Landes, darunter auch einer strikt moskauhörigen, wurde die Offenheit nicht berührt, die in der indischen Demokratie ein Grundkonsens war, der von keiner Seite in Frage gestellt wurde.

So war in Indien der Eintritt in eine Phase der Priorität von Wachstum und Wohlstand keine „Öffnung“, vielmehr ein Übergang zu mehr Gewicht von Prinzipien marktwirtschaftlicher Liberalisierung, und es war dies in Indien auch kein solcher „Ruck“ wie ab 1978 in China. Aber es war die Öffnung Chinas und ihr sehr bald sichtbarer Erfolg, der für Indien der Anstoß für eine durchaus grundsätzliche wenn auch in der Praxis sehr viel weniger radikale Wende (da sie in dem Maße wie in China nicht notwendig war) einleitete. Tatsächlich erstreckte sich Indiens „Liberalisierung“ im wesentlichen auf den Kapitalverkehr. In seinem Außenhandel waren Restriktionen durch seine Zahlungsbilanzprobleme und -krisen und nicht grundsätzlich bedingt. Und selbst im Kapitalverkehr hatte es „westliche“ Eigentumsverhältnis voraus, während China den Grundsatz des alles umfassenden Gemeineigentum dafür de facto zunehmend aufweichen musste und ideolo-

viert durch die ehemalige Kolonialmacht England, die andererseits gerade aus diesem Grunde nicht besonders hervortreten wollte, schlossen sich die westlichen Geber mit dem Empfänger Indien unter der Führung der Weltbank in einem „Weltbank-Konsortium“ zusammen. Die Bundesrepublik beteiligte sich nach Beginn ihres wirtschaftlichen Aufstiegs nach dem Kriege aus wirtschaftlichen aber auch politischen Gründen an der internationalen Entwicklungshilfe und nicht zuletzt für Indien und im Konsortium. Die deutschen Verpflichtungen für das Stahlwerk Rourkela gehen auf den zweiten indischen Fünfjahresplan (1957-61) zurück. Bis zur Gründung eines „Ministeriums für Wirtschaftliche Zusammenarbeit“ Mitte der sechziger Jahre lag die Zuständigkeit für die deutsche Entwicklungshilfe beim Auswärtigen Amt, das dafür eine Unterabteilung bereitstellte, unter Mitwirkung des Wirtschaftsministeriums für die Finanzhilfe. Initiativen und Anregungen gingen von den Botschaften oder von befreundeten westlichen Geberregierungen aus und wurden zunehmend zwischen ihnen, für Indien im Weltbankkonsortium (ebenso gesondert für Pakistan), abgestimmt, (Der Verfasser war 1964 bis 68 als Legationsrat im Auswärtigen Amt 1964-1968 im Referat für Kapitalhilfe später für Grundsätze der Entwicklungshilfe tätig und davor von 1962-1964 in der deutschen Vertretung bei der OECD in Paris für das Development Assistance Committee (DAC) zuständig.)

gisch und de jure immer noch daran festhält. Indien brauchte auch nicht wie China sein Fiskalsystem von Einnahmen aus den Staatsunternehmen auf Steuern umstellen. Dass Indien dennoch mit seiner Liberalisierung nicht so deutlich erfolgreich war und ist, wie China durch seine „Öffnung“ wird in der Folge⁴⁶ später aufzuzeigen und in seinen Gründen zu untersuchen sein.⁴⁷

Revolutionäre Gesellschaftsumwandlung und autarkistische Wirtschaftspolitik in zentralistischer Planung nach der Gründung der Volksrepublik China

Chinas prioritätes Ziel nach der kommunistischen Machtübernahme am 1. Oktober 1949 war nach innen die gesellschaftliche Umwandlung, wenn auch zunächst der wirtschaftliche Wiederaufbau nach den Zerstörungen der Kriegs- und inneren Kampfzeit bis in den ersten Fünfjahresplan (1952-57) mit im Vordergrund stand. Nach außen war es, wie in Indien nach der Erlangung der politischen Unabhängigkeit, die wirtschaftliche Unabhängigkeit. Wirtschaftliche Autonomie durch einen möglichst hohen Autarkiegrad zu erreichen, stützte sich in der Anfangszeit auf Hilfezusagen der ideologisch wie auch machtpolitisch durch parallele Interessen verbundenen Sowjetunion bis zu dem letztlich wohl unvermeidlichen Bruch. Aber schon damals waren auch gegenüber dem „Osten“ ein hoher Autokratiegrad und „aus eigener Kraft“ vorrangige Kriterien; dies galt ohnehin für die Wirtschaftsbeziehungen zum „Westen“, die sich auf den kommerziellen Handel beschränkten, den China durch strikte Monopolisierung lenkte und kontrollierte. Der Westen setzte im „Kalten Krieg“, der im Koreakrieg in Ostasien auch virtuell ausbrach, ein gegen China im Vergleich zum übrigen „Ostblock“ verschärftes, selektives Ausfuhr-Embargo entgegen.

Das bedeutete jedoch nicht, dass sich China wirtschaftlich abschloss. Nicht nur dass gerade die Wirtschaftsbeziehungen mit dem hoch entwickelten Westen besonders im wirtschaftlichen Interesse Chinas lagen; sie wurden auch als ein Mittel gesehen, die damalige politische Isolierung mit Hilfe westlicher Interessengruppen zu unterlaufen, nicht zuletzt auch als ideologisches Propagandainstrument. Die Verlockung Chinas als Absatzmarkt schon um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert für „Millionen von Petroleum Lampen“ und dann in modernerer Zeit für „Milliarden Zahnbürs-

⁴⁶ Seiten 126 ff und 128 ff, „Chinas Öffnung als Anstoß in Asien und in Indiens Reform als Beispiel und Gegenbeispiel“.

⁴⁷ Dazu und zu vorstehendem Absatz: Deepak Lal „India in the World Economy, Unfinished Business“ Seiten 71-99 Oxford University Press New Delhi 1999.

ten“ hat eine lange Tradition. Aber anders als das aus dem Westen und ohne Unterbruch aus der Sowjetunion unterstützte Indien war China auf seine eigene Kraft mit den eingeschränkten kommerziellen Beziehungen angewiesen. Zwar wirkte die Konkurrenz zwischen den westlichen Industrieländern darauf hin, dass vom Westen auch Exportkredite eingesetzt wurden. So wurden schon vor der Wende 1978 größere Anlageprojekte unterstützt, so etwa Leistungen für das Stahlwerk Baoshan durch die deutschen Firmen Schloemann-Siemag und Demag oder für die Petrochemischen Komplex „Schanghai“. Auch andere aus westlichen Ländern belieferte Großprojekte reichen bis in den Anfang der siebziger Jahre zurück. Aber die Finanzierung, einschließlich für westliche Expertise, war eine rein chinesische Angelegenheit, abgesehen von damals schon möglichen aber kontrolliert begrenzten westlichen Exportkrediten als Außenhandelsmaßnahme. Erst später mit der Öffnung boten sich die Möglichkeiten der globalisierten Finanzbeziehungen, als erstes und zunächst wichtigstes die „Gemeinschaftsprojekte“ in zunächst rigider, dann aber zunehmend lockerer Form, dann auch eine allgemeinere Verflechtung mit den westlichen Kapitalmärkten, – bis zur „Zusammenarbeit“ als bedeutender Empfänger westlicher Entwicklungshilfe. Damals war China noch ganz auf den eigenen Export angewiesen, und der größte Durchbruch zum Westen war die Schaffung der Kantoner Exportmesse, die den Zugang „durch den Bambusvorhang“ erleichterte. „Aus eigener Kraft“ konnte China seine „Modernisierung“ weiter betreiben und dank des westlichen Handelsinteresses auch die 1960 aufgekündigte sowjetische Hilfe der „156“ und weiterer Projekte kompensieren. Während in den fünfziger Jahren 78% der chinesischen Importe aus der Sowjetunion und 22% aus dem Rest der Welt,⁴⁸ darunter dem Westen, kamen, kehrte sich das Verhältnis, überwiegend zu Gunsten des Westens, bald um. Auch wenn heute die Kantoner Messe nicht mehr das einzige und auch nicht das wichtigste Zugangstor zum chinesischen Lieferangebot ist, hat sie doch ihre Tradition, nicht zuletzt wegen der besonders dynamischen Wirtschaftsentwicklung im Süden Chinas in der Provinz Guangdong mit der Hauptstadt Kanton, wahren können.

Sieht man von dem Ziel der gesellschaftlichen Umwandlung und dem politischen System in China als ihr Hintergrund ab, hatten indische und chinesische Wirtschaftsplanung gleiche Methoden, die in ihrem Anfangsverlauf auch deutlich zu Tage traten. Zunehmende Unterschiede ließen jedoch ihre Quantität bald aus der Quantität in die Qualität umschlagen. Im Gegensatz zu Indien überführte China die Industrie, selbst hinunter zu Kleinbetrieben,

⁴⁸ Wang Linsheng/Chen Yuchie: „Economic Relations with Foreign Countries“ in „China's Socialist Modernisation“ Seite 680, Hrsg.: Yu Guangyuan, Peking 1984

in die Staatswirtschaft oder in kollektiv/kommunale Formen. Die Landwirtschaft wurde in eine Vollkollektivierung überführt, die selbst das sowjetische Beispiel in seinen radikalsten Phasen übertraf. Die Umwandlung und Kontrolle der Gesellschaft stand weit im Vordergrund. Um dennoch mit der wirtschaftlichen Leistung im Weltvergleich zu bestehen und diesen schließlich zu übertreffen wurde ab Ende der fünfziger Jahre mit dem „Großen Sprung“ der Gipfel wirtschaftlicher Irrationalität erreicht. Der absehbare wirtschaftliche Rückschlag bis hin zum Zusammenbruch der nötigsten Versorgung und zu regionalen Hungersnöten zwangen ab Anfang der sechziger Jahre zu Korrekturen durch Lockerung der Vollkollektivierung und zu einer Straffung der zentralen Verwaltung gegenüber den irrealen lokalen Ansätzen unter dem Stichwort der „Regulierung“. Unter Überspringung von drei Jahren nach dem Ende des zweiten Fünfjahresplanes 1962 wurde für ab 1966 bis 1970 ein neuer, der „dritte Fünfjahresplan“ konzipiert und vorbereitet. Die Vorgänge führten zu einer sich schon länger (Lushan Sommer 1959) zurück anstauenden politischen Führungskrise, die Mao Tsetung durch „Appell an die Massen“ und gegen die Partei und die Verwaltung in seinem Sinne mit der ideologisch begründeten „Kulturrevolution“ ab 1966 zu überwinden und die Oberhand zu behalten suchte; erst mit dem Tode des „Großen Vorsitzenden“ im Herbst 1976 zerbröckelte der Versuch; mit der Verhaftung und Verurteilung der auf ihn gestützten „Viererbande“ wurde er endgültig liquidiert.

Das auf die Binnenwirtschaft nachhaltig durchschlagende Auf und Ab bis über die Kulturrevolution hat die Außenwirtschaftsbeziehungen zum Westen weniger berührt. Ja, noch vor dem Tode Maos hat sich schon die spätere Normalisierung bei dem Besuch des amerikanischen Präsidenten in Peking und Schanghai 1972 angezeigt, dem die Bundesrepublik nur wenig später folgte, während die anderen wichtigsten Handelspartner Chinas im Westen, die entweder wie Großbritannien die Beziehungen nicht abgebrochen hatten, oder wie Frankreich mit der Normalisierung lange voran gegangen waren (unter De Gaulle 1964). Auch vorher waren die Wirtschaftsbeziehungen zum Westen niemals unterbrochen, selbst nicht 1950 im Koreakrieg, als sich der Westen und China in Waffen gegenüberstanden. Wenn sich China damals nach dem Osten zurück orientierte und gegen die westliche Wirtschaftspräsenz in China einschritt,⁴⁹ so mehr in Reaktion auf

⁴⁹ Bis 1953 wurden die ausländischen, einschließlich der japanischen im westlichen China niedergelassenen Unternehmen ihrer Anzahl nach von 1.192 auf 563, der Zahl ihrer – vornehmlich chinesischen – Beschäftigten von 126.000 auf 23.000 und in ihrem Vermögen von 1,21 Milliarden auf 450 Millionen Yuan reduziert. („Chinas sozialistische Geschichte“,

Maßnahmen des Westens wie die Blockierung chinesischer Guthaben in amerikanischen Banken. Und dem Exportembargo für rüstungsrelevante Güter war China ohnehin als „Ostblockland“ im Kalten Krieg unterworfen, das aber jetzt aus dem aktuellen Anlass gegen China noch selektiv erweitert wurde. Vom Vietnam-Konflikt (in dem sich China zu Vietnam weniger solidarisch fühlte und verhielt, als im Westen angenommen) wurde der Chinahandel mit dem Westen nicht grundsätzlich berührt. Von China aus galten immer und auch während der Turbulenzen der Mao-Zeit die Wirtschaftsbeziehungen nicht nur als nützliches Mittel, die autonome Wirtschaftsentwicklung zu stützen und zu fordern sondern auch als ein Weg, die politische Isolierung zu durchbrechen und auch zur Verbreitung der Ideologie beizutragen. Die zentrale staatliche Wirtschaftsplanung, wurde nach 1962, wenn auch weniger lange als in Indien, unterbrochen. Sie setzte erst 1966 wieder ein, Sie blieb aber auch dann im Hintergrund, nachdem sie ohnehin den Boden der Realität und Machbarkeit im „Großen Sprung“ verlassen hatte. Erst paradoxerweise mit der Wende zu marktwirtschaftlichen Formen (euphemistisch als „sozialistisch“ bezeichnet und als eigene Schöpfung verstanden und ausgegeben) gewann sie mit der Priorität des wirtschaftlichen Wachstums wieder Gewicht. Zurzeit (von 2001 bis 2005) läuft der 10. Fünfjahresplan. Aber wegen der zunehmenden Bedeutung des privaten Sektors wurde Wirtschaftsplanung mehr und mehr indikativ und prognostizistisch, auch wenn nach wie vor die „Planerfüllung“ eine zentrale politische Rolle spielt. Eine Entsprechung der Wirtschaftsplanung sowohl in Indien wie in China lässt sich in der Praxis des „Trial and Error“ erkennen, jedoch mit dem Unterschied, dass in Indien die Reaktionen in feinerer demokratischer Sensibilität früher einsetzten und deswegen flacher sein konnten als die radikalen Einschnitte in China bis zur letzten „Öffnung“ von ab 1978.

Chinas Wende zur „Sozialistischen Marktwirtschaft“ und der „Öffnung“

Die Reformbeschlüsse – der „3. Plenartagung des XI. Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Chinas“ vom 18. bis 22. Dezember 1978 offiziell zugerechnet und als historisches Ereignis geltend – waren der Beginn einer „Öffnung“, die in den Wirtschaftsbeziehungen mit China neue Zugangs- und Zusammenarbeitsmöglichkeiten mit Anreizen dazu eröffnete. Obwohl Chinas Führung bei diesem Anlass wie bis heute die Kontinuität seit der kommunistischen Machtübernahmen und auch für die Revolutionsjahre da-

Hrsgb. Liu Suinian/Wu Qungan, Peking 1988) Der Anteil der Sowjetunion am Handel Chinas nahm von 1951=12,9% auf 1953=61,5% zu.

vor einschließlich der Person und der Leistungen Mao Tsetungs unterstrich, war 1978 der Beginn einer neuen Ära, die jetzt mit ununterbrochener Konsequenz fast ebenso lange angehalten hat, wie die fast 30 Jahre vor der Gründung der Volksrepublik bis zu diesem Einschnitt. In seiner Bedeutung wenn auch nicht in seinem Verlauf lässt er sich gerade auch von außen mit ersterer vergleichen. China hat sich damit in der Welt und nicht zuletzt im Verhältnis zum Westen in die Globalisierung eingefügt. Symptomatisch für die Konsequenz, mit der China an der mit den Beschlüssen von 1978 vorgegebenen Richtung festhielt, war das lange Ringen um den Beitritt zur Welthandelsorganisation, bei dem es weitere Konzessionen für den Rahmen seiner Öffnung in Kauf nahm. Obwohl für China die Öffnung nur ein Mittel der Reformpolitik war, wurde auch für China im Zeitalter der Globalisierung die Wende weit mehr als eine versuchsweise Korrektur der Fehler der Vergangenheit und ihrer politischen und personellen Abrechnung. „1978“ ist auch für China ein historisches Ereignis.

Obwohl China in seiner Reform westliche Erfahrungen nutzt und auch erklärt, bereit zu sein „Vom Westen zu lernen“, gilt der Westen nicht als Vorbild. Die ab 1992 auch ausdrücklich so titulierte „Sozialistische Marktwirtschaft“ wird als eigene Schöpfung betrachtet, herausgestellt und in China auch so empfunden. Im Westen wurde und wird egomanisch häufig immer noch bezweifelt, ob „Marktwirtschaft“ ohne unsere freiheitlich demokratische politische Ordnung möglich ist. Die Zweifel sind weitgehend verstummt. Tatsächlich kann in China die wirtschaftliche Lockerung gerade auch in seinen Außenbeziehungen wegen der politischen Kontrolle seiner Gesellschaft weiter gehen als etwa in Indien, wo dies nicht gegeben ist. Tatsächlich war und ist dieser Mix aus Marktwirtschaft und kontrollierter Gesellschaft ein „chinesischer Weg“, der sich in Indien nicht nachvollziehen ließe.

Aber wenn sich der Westen dieses Rezept auch nicht zurechnen kann (und wohl auch nicht möchte?), so ist doch seine Mitwirkung daran wesentlich, wenn nicht entscheidend. Das Hauptinstrument zumindest in der ersten Phase der Öffnung waren die Gemeinschaftsprojekte mit westlichen Unternehmen, und damit verbunden oder auch unabhängig davon der Transfer von Technologie, im weitesten Sinne etwa auch westliche Managementmethoden, Arbeitsverfahren und ganz allgemein betriebswirtschaftliche Kenntnisse neben und über die Technik im engeren Sinne hinaus. Durch Stipendien- und Austauschprogramme und Verpflichtung von ausländischen (d.h. aus dem Westen) Dozenten und Experten suchte und sicherte sich China den Zugang zu westlichen Ausbildungsgängen und Fachwissen.

Seine marktwirtschaftlichen Reformen, sein Interesse an der Zusammenarbeit und nicht zuletzt seine konstruktiven Projektvorschläge machten China schließlich auch zu einem der größten Empfänger von Hilfe durch die entwickelten Industrieländer, außer Japan ganz überwiegend des Westens. Auch in den sich in China umfassend engagierenden multilateralen Entwicklungs-Institutionen, neben der Weltbank besonders die Asiatische Entwicklungsbank, hat der Westen – mit Japan – gemäß der den Kapitalentschlüssen entsprechenden Stimmrechten das Sagen; auf ihren Kapitalmärkten refinanzieren sie sich. Für China war die Zulassung von Auslandsinvestitionen ab 1978 vor dem Hintergrund der Jahre davor ein gewaltiger, vorher nicht vorstellbarer, Schritt. Aber in seiner ursprünglichen Beschränkung auf Beteiligungen in einem „Joint Venture“, eines der schwierigsten Instrumente internationaler wirtschaftlicher Zusammenarbeit, auch wenn diese bemerkenswert erfolgreich waren, war dies ein nur kleiner Schritt auf dem Weg in eine globale Wirtschaft, in der die Kapitalströme sich auch losgelöst von Einzelprojekten bewegen und bewegt werden können. Aber es war ein Anfang und im weiteren Ausbau der Öffnung begannen die chinesischen (zunächst nur und bis heute überwiegend staatlichen) Banken, Investment-Gesellschaften und auch Gebietskörperschaften wie die Stadt Schanghai zusammen mit ausländischen Banken auf ausländischen Kapitalmärkten aufzutreten und den Kapitalfluss in die chinesische Wirtschaft zu erweitern. Schließlich wurde, wenn auch zunächst noch provisorisch, chinesischen Unternehmen die Möglichkeit eröffnet, sich durch die Emission von Aktien, Symbol des Privatkapitalismus, und von Anleihepapieren über neu eingerichtete Wertpapierbörsen in Schanghai und Shenzhen zu finanzieren. Ausländische Anleger können sich über sogenannte B-Aktien beteiligen. Die Nicht-Konvertibilität der chinesischen Währung wurde durch eine Clearingstelle für Devisenerlöse gelockert, an der Gemeinschaftsunternehmen und dazu ermächtigte chinesische Unternehmen Devisen kaufen und verkaufen können. Schließlich kann in Hongkong oder anderwärts im Ausland frei (früher „schwarz“) gekaufte chinesische Währung in gewissen Grenzen eingeführt werden. Gegenüber der Zeit, als bis in die achtziger Jahre neben einer Inländerwährung eine besondere Ausländerwährung, sogenannte „Foreign Exchange Certificates“, bestand, die miteinander nur unter Strafe schwarz gehandelt wurden, sind dies früher unvorstellbare Fortschritte. Auch noch heute ist der Yuan keine konvertierbare internationale Währung. Zugangsbeschränkungen gibt es außer im Finanzbereich (für ausländische Banken, Versicherungen u.ä.) sogar im Handel, und erst der WTO-Beitritt treibt jetzt die Liberalisierung auch auf solchen Gebieten – schrittweise – voran. Aber der Trend wäre auch ohne die freiwilligen Zwänge aus dem WTO-Beitritt dank nicht nur der wirtschaftli-

chen sondern ebenso der daraus folgenden sozialen Erfolge der Öffnung auch politisch unumkehrbar.

Chinas Öffnung als Anstoß in Asien

Chinas „Öffnung“ – obwohl so radikal für China, aber lange und in mancher Beziehung bis heute unvollkommen – leitete über China hinaus in Asien eine neue wirtschaftliche Ära ein. Ihr Effekt lässt sich mit den Anfängen der Modernisierung Japans vor hundert Jahren und ihrer Realisierung in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts vergleichen, nur dass deren Beispielhaftigkeit unter den Kolonialherrschaften in Asien begrenzt war. Japans Ideologie der „Coprosperity“ während des Krieges wurde ihm von seinen asiatischen Partnern nicht abgenommen, die dies als Vorwand für die Rohstoffsicherung Japans und nicht als Weg zu Prosperität erkannten; die Erfahrungen der japanischen Aggression wirken noch nach Kriegsende bis heute fort. Dieser Vergleich mag die Bedeutung von Chinas Öffnung für Asien unterstreichen, hinkt aber sonst. China öffnet sich in eine offene Welt und dies auch in Asien, und der Vorgang ist nicht durch den Versuch aggressiver Umsetzung belastet. Dies und der Hintergrund der Jahrzehnte gesellschaftlicher Experimente in China vorher, die auch als Bedrohung nach außen empfunden wurden und jetzt vor diesem Hintergrund der Erfolg einer Politik, die einen bis dahin zweitrangigen Wirtschaftspartner zu einem zentralen Weltwirtschaftsfaktor werden lässt, führt zu einem psychologisch-politischen Effekt für die ganze Region. Das wirtschaftliche Potential Chinas war zwar immer da, aber es wurde jetzt nach innen wie nach außen zur Wirkung gebracht. Gewiss, Hongkong war schon vorher und immer „offen“. Es hat sich beispielhaft veränderten Verhältnissen angepasst und auch beispiellose Erfolge erzielt in einem selbst westliche Vorbilder mit seiner Liberalität übertreffende Wirtschaftssystem in einem stabilen rechtlichen Rahmen. Auch die meisten anderen Staaten in Ost- und Südost-Asien brauchten Chinas Öffnung nicht als Vorbild sondern „entdeckten“ neue Möglichkeiten als Chinas Partner aber auch als Konkurrenten. So war auch für Hongkong die Wirkung der Öffnung Chinas zwiespältig: Es verlor seine Quasi-Monopolstellung im Wirtschaftsverkehr des Westens „durch den Bambusvorhang“ mit China; andererseits fanden Hongkongs Industrielle nach der Öffnung völlig neue Möglichkeiten im bequem benachbarten Billiglohn-Südchina und verlagerten ihre Produktionsstätten nach dort und expandierten und integrierten sich unabhängig von seiner späteren nationalen (d.h. wirtschaftlich getrennten) Zugehörigkeit. Wirtschaftlich waren dies neue günstige Bedingungen durch die Öffnung; ob sie es – auf mittlere und lange Sicht – auch sozial sein werden,

ist eine andere Frage und hängt letztlich von einer noch forcierteren Umstellung auf eine Dienstleistungswirtschaft ab. Dass Hongkong allerdings nach Kriegsende trotz kommunistischer Machtübernahmen auf dem Festland wirtschaftlich Fuß gefasst und sich so schnell entwickelt halt, war seiner Industrie zu danken, die emigrierte Schanghaier Unternehmer aus Schanghai in der geschützten Enklave Hongkong aufbauten, bis jetzt der Rückfluss eingesetzt hat!

Nicht ganz so stark, aber in gleicher Richtung ist die Wirkung auf das andere ebenfalls sinische Handels- und Dienstleistungs-Zentrum Singapur, ähnlich auch auf Taiwan, während sich Japan und Südkorea außer einem der Bedeutung, dem Umfang und den Möglichkeiten nach neuen Partner vor allem einem neuen starken Konkurrenten gegenüber sehen. Wenn auch graduell verschieden ist die Wirkung von Chinas Öffnung auch auf das ASEAN-Südostasien. Der Sensibilität als Konkurrenz versucht China durch seinen Vorschlag einer Freihandelszone zu begegnen und darüber hinaus für sich selbst zu nutzen. Ein auf die Zeit ab 2010 gerichteter Vorschlag Chinas liegt auf dem Tisch der ASEAN. Auch im Kreis der bisher angeführten Länder Asiens mag außer der Wirkung der Öffnung Chinas auf den direkten Verkehr als Partner und auf die allgemeine Konkurrenz-Situation diese auch als Beispiel für den eigenen Liberalisierungsrahmen eingewirkt haben. Aber im Verhältnis zu den kommunistischen Ländern Asiens steht dies ganz im Vordergrund. Vietnams Liberalisierung ist, so etwa in den Bestimmungen für Joint Ventures mit ausländischen Unternehmen, geradezu ein Spiegelbild Chinas. Selbst Nordkorea verfolgt die Öffnung Chinas mit großer und nicht nur kritischer Aufmerksamkeit, wie die Pläne einer Freihandelszone im Norden des Landes zeigen.

Der „Fall Indien“ im nicht nur zeitlichen Gefolge der Öffnung Chinas ist nicht nur der bedeutendste sondern auch der interessanteste, weil er unter anderen, z.T. gegenteiligen Voraussetzungen erfolgte und anders verlief. Dass der Schub in Indien mit Wachstumsraten von jährlich um 5%) (immerhin!) nicht ganz so kräftig ausfiel wie die über 8% in China liegt letztlich an der verschiedenen Ausgangsposition. Indien hatte einerseits keinen so hohen „Liberalisierungs-Nachholbedarf“ wie China, zum anderen konnte es in seiner Demokratie sozial nicht so weit gehen wie im volksdemokratischen China mit autoritärer de facto Einparteien-Herrschaft. Auf diesen hier sehr verkürzt angeschnittenen Vergleich, bei dem sicher noch andere Faktoren zu berücksichtigen sind, sei etwas später noch zurückgekommen.

Indiens Reform als Beispiel und Gegenbeispiel

Indiens Schritt in einen höheren Grad der Priorität des wirtschaftlichen Wachstums war weniger weit als der Chinas, sowohl „vorn“ wegen der liberaleren Ausgangsposition wie „hinten“ wegen eines niedrigeren Liberalisierungszieles und schon gar nicht brauchte es einer „Öffnung“. Die „Wende“, sofern man von einer solchen sprechen kann, hieß „Reform“ und „Liberalisierung“. Sie war auch innenpolitisch nicht so hoch wie in China mit dem Namen Deng Tsiaoping verbunden angesetzt. In Indien ist sie mit dem Namen eines Finanzministers, wenn auch anerkannten Wirtschaftswissenschaftlers, Manmohan Singh, immerhin über seine Amtszeit hinaus, verbunden, und bei der Rückkehr der Kongresspartei 2004 in die Regierung wurde er, wenn auch erst nach dem Verzicht der Parteivorsitzenden Sonja Gandhi, nach dem Eindruck in der indischen Öffentlichkeit als „zweite Wahl“, Ministerpräsident.

Was hatte Indien China schon vor dessen Öffnung im Hinblick auf die jetzt in beiden Ländern parallele wenn nicht gleiche Zielsetzung voraus? Sieht man einmal von seiner „westlichen Demokratie“ ab, zunächst einmal seinen hohen Grad der Rechtsstaatlichkeit. Indiens Rechtspraxis lässt sich höchstens der Vorwurf machen, dass es manchmal zu perfektionistisch sein kann, aber sicher ist das besser, als das Gegenteil; es ist jedenfalls der Bereich des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, der am stärksten vom westlichen Einfluss Nutzen gezogen und ihn bewahrt hat; und das englische System der Präzedenz vorhergehenden Rechtsprechung statt eines Kodex mag sich dabei auch manchmal komplizierend auswirken. China hat jedenfalls den viel größeren Nachholbedarf, der sich durch die mit den größeren individuellen Freiheitsspielräumen einhergehenden Problemen wie besonders offensichtlich der Korruptionsanfälligkeit zunehmend dringlich stellen; dem entspricht China seinerseits durch eine intensiv betriebene Rechtskodifizierung auch nach westlichem, aber westkontinentaleuropäischen Vorbild mit Frankreich und davor Rom als Wurzeln.

Aber am weitesten war Indien mit seiner intellektuellen und kulturellen Offenheit voraus. In besser gestellten Kreisen war ein Auslandsstudium möglichst in Oxford, Cambridge oder Harvard eher die Regel, obwohl auch indische Bildungsmöglichkeiten westliches Niveau erreichten mit den ab den sechziger Jahren mit westlicher Hilfe geschaffenen modernen technischen Hochschulen „Technological Institutes“, darunter eines in Madras mit deutscher Hilfe, das dem Aufwand nach bis heute auf dem Gebiet der „Technischen Hilfe“ das größte deutsche Projekt in der Welt ist. Auch ein

entsprechendes Institut westlich von Kalkutta in Westbengalen hat Hilfe lange vor dem Öffnungs-Symboljahr 1978 aus dem Westen erhalten.

Nicht zuletzt hat die weit verbreitete Kenntnis der englischen Sprache die Verbindung mit dem Westen erleichtert. Selbstverständlich war auch Indien nach der politischen und neben der wirtschaftlichen Unabhängigkeit um die Wahrung und Förderung seiner kulturellen Eigenständigkeit bemüht. Aber die Versuche, dem Englischen den – neben dem Hindi – offiziellen Status als Amtssprache (neben den regional begrenzt zugelassenen 17 „Regionalsprachen“) zu nehmen, sind an Widerständen vor allem aus dem Süden Indiens mit seinen vom Hindi so völlig anderen Sprachstämmen gescheitert.

Indien ist auch nicht wie China durch eine jahrzehntelange Phase außenpolitischer Isolierung gelaufen. China hat erst mit und nach seiner Öffnung seinen diplomatischen Durchbruch erzielt und hat seine Wirtschafts- und seine Außenpolitik eng miteinander verzahnt. Ohne dass dadurch aufgebaute Vertrauen wäre China nicht der größte Anleger westlichen Kapitals eines Entwicklungslandes geworden. Sein Höhepunkt war erst im Jahre 2002 sein Beitritt zur Welthandelsorganisation nach fast einem Jahrzehnt des intensiven Bemühens. Indien hatte dafür sowie auch allgemein keinen „Nachholbedarf“. Es spielte immer schon eine herausragende internationale weltweit anerkannte Rolle, wenn auch der Standard dafür, den einst Nehru gesetzt hatte, später nicht immer gehalten wurde. Ungeachtet des historisch gespannten Verhältnisses zu Pakistan war und ist es regional in Südasien die anerkannt führende und stabilisierende Macht.

Mit seinen Nachbarn ist Indien auch institutionell durch die SAARC verbunden und war darüber hinaus westlich orientiert, was heute nicht mehr im Gegensatz zu seinen traditionell auch zu Russland engen Beziehungen steht. Die wirtschaftliche Dynamik weiter im Osten von Indien mit dem geöffneten China als neuem gewichtigen Mitspieler im sich verdichtenden Netz regionaler Zusammenarbeiten hat auch für Indien die Situation verändert. Hatten sich die regionalen Aktivitäten Indiens soweit auf „seine“ SAARC beschränkt, nähert sich Indien – wie schon China, Japan und Südkorea – Südostasiens ASEAN an. Angeblich interessiert es sich sogar für die zentralasiatische Zusammenarbeit in der SCO⁵⁰, nachdem Indien bisher eher in „Splendid Isolation“, in geopolitisch so günstiger Lage im Schutze des Himalaya und der Meere auf solche institutionellen Ansätze

⁵⁰ Die regionalen Ansätze institutioneller Zusammenarbeit wurden unter II 3 auf Seite 68 ff systematisch dargestellt.

glaubte herabblicken zu können. An diesem Wandel haben sicher auch die Aktivitäten der VR China als Konkurrent mitgewirkt. Auch in den für und in Asien den Westen einbeziehenden Ansätzen wie der APEC als asiatisch-pazifisches Forum wie später ihrem Gegenstück der ASEM als asiatisch-europäischem Forum ist Indien offiziell nicht vertreten, da es ohnehin dem Westen traditionell direkt stärker verzahnt ist und einen asiatischen Verbund auch aus seiner eigenen geopolitischen Situation einfach nicht so nötig hat, anders als das im Globalismus wirtschaftliche Neuland Südost und Ostasien. Anders das Verhältnis Indiens als Entwicklungsland zur finanziell vom Westen gestützten Entwicklungszusammenarbeit: In der Asiatischen Entwicklungsbank ist Indien Gründungsmitglied (1966); China wurde 1986 aufgenommen; beide sind Mitglieder mit fast gleichen Kapitalanteilen (6,5% bzw. 6,6%) und Stimmrechten (5,5% bzw. 5,6%).⁵¹ Wie hier schleifen sich – auch sonst in der innerasiatischen Zusammenarbeit – die Unterschiede zwischen Indien und China zunehmend ab. Und das gilt selbst für den Indien aus dem Westen zu- und anerkannten Status als „Größte Demokratie der Welt“. Dies gilt jetzt auch für den in beiden Ländern sozial wichtigsten, wirtschaftlich wie politisch besonders sensitiven Sektor der Landwirtschaft. China hat die wirtschaftlich so schädlichen gesellschaftlichen Übertreibungen der Kollektivierung de facto wenn auch nicht vollständig – zwar private Nutzung aber kein Privateigentum – korrigiert. In Indien reichen Bodenreformen bis in die Kolonialzeit in Ansätzen zurück; diese waren in der Unabhängigkeitsbewegung radikalisiert eine zentrale politische Forderung („The Land to the Tiller“) und wurden danach, den regionalen Gegebenheiten nach, schrittweise durch Beseitigung der staatlich/ländlichen Zwischenstufen (Zamindar-System), Schutz des Pachtverhältnisses, Höchstgrenzen für den Großgrundbesitz u.ä. kontinuierlich vollzogen. Aber anders als in China wurde „Eigentum“ dabei geschützt und gefordert; Enteignungen wurden entschädigt. Aber sowohl in Indien wie in China stellen sich – besonders natürlich im Nass-Landbau, der in Indien eher noch relevanter ist als in China – gerade im landwirtschaftlichen Bereich wichtige Entwicklungsaufgaben kollektiv. Dem entspricht Indien nicht nur durch staatliche Programme „von oben“, sondern auch durch Stärkung der Partizipation „von unten“, jedoch diesseits der Enteignungskollektivierung wie in China. In Indien wurde vielmehr das altindische Panchayatsystem als demokratische Institution auf Dorfebene wieder aufleben lassen, eine Art Gemeinderat mit nicht nur arbeitstechnischen Gemeinschaftsaufgaben, sondern so auch für Schulwesen, ja sogar für eine einfache Gerichtsbarkeit, und nicht zuletzt auch für genossen-

⁵¹ Bundesrepublik Deutschland mit 4,4% am Kapital und 3,9% der Stimmrechte.

schaftliche Einrichtungen im Kreditwesen, für die Vermarktung u.ä. Die Entwicklung war regional nicht einheitlich. Abgesehen von einer zeitlich und regional eng begrenzten Ausnahme⁵² haben selbst kommunistische Regierungen in indischen Unionsstaaten wie Kerala oder Westbengalen keine Kollektivierungsexperimente unternommen. Sicher, auch die indische Landwirtschaftspolitik war nicht gradlinig; es bedurfte intensiver wie extensiver über Familie und Verwandtschaft hinausgehender gemeinschaftsfördernder staatlicher Einwirkung, um das traditionsverwurzelte Beharrungsvermögen indischer Bauern nach und nach zu überwinden und dem nach der Unabhängigkeit gesetzten ersten Ziel näher zu kommen, den Ernährungsbedarf des Landes einigermaßen zu decken,⁵³ und heute weniger autarkistisch aber eher noch umfassender die Landwirtschaft als den als entscheidend erkannten Wirtschafts- und Sozialfaktor prioritätsch zu stärken. Indien war immer wieder auf Getreide-Hilfslieferungen vornehmlich aus dem Westen, den USA, angewiesen, und der Westen erkannte in seiner Entwicklungspolitik gegenüber Indien die Bedeutung der Landwirtschaft präferenziell an, so über die Weltbank durch Unterstützung und Mitwirkung an einem landesweiten Projekt bis hinunter zur Dorfebene landwirtschaftlicher Beratung. Einzelne westliche Geber, so auch die Bundesrepublik, beteiligten sich oder betrieben landwirtschaftliche Musterprojekte, und ein indisches staatliches Community Development Project bildete den Rahmen, in dem dann dank neuer Wundersaat, rationellerem Kunstdüngereinsatz und sonstiger moderner landwirtschaftlicher Technologie der Durchbruch zur „Grünen Revolution“ Indiens erzielt wurde. In seiner zwar auch nicht problemlosen aber im Ganzen gradlinigeren Entwicklung war Indien vergleichsweise so kontinuierlich erfolgreich wie China erst, nachdem es sich von seinen gesellschaftlichen Experimenten gelöst hatte.

Aber warum hat Indien nicht die gleichen Wachstumsraten wie China? Chinas Sozialprodukt (=Gross Domestic Product (GDP)) nahm von 1980 bis 1988 durchschnittlich jährlich um über 9% zu, Indiens GDP dagegen um 5%, was sich wegen der geringeren, kontrollierteren Bevölkerungszunahme (1,4% gegenüber 2,2%) im Wachstum des GDP pro Kopf mit 7,8% in China gegen 2,8% in Indien noch deutlicher niederschlägt. Aus dem Westen, der Indien zwar immer seine Demokratie zugute hält, scheint dies

⁵² Ende der vierziger Jahre in Telegana im damaligen Staat Heyderabad (heute in Andra Pradesh) nach Bechtholdt „Indien oder China“, Stuttgart 1961, Seite 129. Revolutionäre außerkonstitutionelle Versuche haben die „Naxliten“, eine maoistisch-kommunistische Bewegung im Norden Westbengalens um das Städtchen Naxali (deswegen „Naxaliten“) sowie in der mittelindischen Provinz Madja Pradesh unternommen, die als terroristisch bekämpft und verhindert wurden.

⁵³ Gegenwärtig etwa zu 70%.

eigentlich keine Frage sondern „westlich intuitiv“ ganz selbstverständlich: In China sind es eben Chinesen, in Indien sind es Inder, oder etwas weniger primitiv ausgedrückt: Es hat kulturhistorische und Mentalitätsgründe. Daran ist sicher etwas richtig und auch in Indien wird dies anerkannt, aber es ist nicht die vollständige Antwort. Es führt weiter, wenn man mit dem Vergleich einen Schritt zurück geht, nämlich dem sehr viel deutlicheren Unterschied im Kapitalzufluss aus dem Ausland in die beiden Länder, für den sich China viel großzügiger öffnete als dies Indien zu können glaubte, da China die Öffnung durch die gesellschaftliche Kontrolle flankiert, während Indien immer noch eine auch innenpolitisch relevante Überfremdung fürchten zu müssen glaubt. Tatsächlich hat Indien die Liberalisierung seines Kapitalzuflusses präferenziell auf die indische Diaspora im Ausland gerichtet. Auch nach China kommt über die Hälfte der Kapitalanlagen aus dem Ausland von Übersee-Chinesen und Chinesen aus Hongkong und Makao. Hier setzt nun eine indische Erklärung für den sowohl quantitativ geringeren aber auch qualitativ unsichereren Zufluss aus dem Ausland an: Die Übersee- und Hongkong-Chinesen – Kapitalisten, die sich jetzt in ihrer alten Heimat engagieren – sind vornehmlich nach der kommunistischen Machtübernahme emigrierte industrielle Unternehmer, denen es leicht fällt und naheliegt, sich anzupassen und zu identifizieren. Aus der indischen Diaspora meist in der angelsächsischen Welt waren und sind es vor allem Finanzzuflüsse, die vom Risiko stärker beeinflusst werden, wie sich in der „Asienkrise“ zeigte. Außerdem hat Indien in seiner Liberalisierung, der dort wie im Westen immer der Ruch des Unsozialen anhaftet, ohnehin innenpolitisch nicht so weit gehen können wie dies China unternahm. Auf die großen, vom Staat prioritätsch geförderten und in seiner Regie betriebenen Unternehmen wie für Kohle, Erdöl, Kunstdünger, Kraftwerksbau u.a.m., sowie die einzelstaatlichen Versorgungsbetriebe in den Unionsstaaten hat die Liberalisierung kaum durchgeschlagen; trotz gegenteiliger Ansätze und Überlegungen werden sie auch noch bis heute nach außen abgeschirmt. Indien ist gegenüber „Überfremdung“ nicht nur als psychologisch/politisches Rudiment aus der Kolonialzeit, sondern auch, weil sich nicht so wie in China durch die Kontrolle der Gesellschaft entgegenwirken lässt, besonders sensibel. Dies erklärt auch mit die manchmal bürokratische Akririe, für die Indien bekannt ist. Immerhin ist sein föderal und funktional differenzierter, so doch letztlich hierarchischer Verwaltungsapparat mit zentraler Spitze um einen unabhängigen elitären „Administrative Service“ mit zentral ausgebildeten und verteilten Berufsbeamten (in der Tradition des „Civil Service“ der Kolonialzeit) und ein professionelles unabhängiges

Rechtssystem die demokratische Alternative zu der ideologisch abgestützten verfassungsmäßig festgeschriebenen Einparteiherrschaft in China.⁵⁴

Andere Ansätze der Globalisierung Asiens und Regionalismus

Nicht überall in Asien bedurfte es wie bei China oder Vietnam einer Wende gegenüber gesellschaftlichen Experimenten oder in Indien gegen protektionistische Sensibilität einer Reform zur uneingeschränkten oder graduell höheren Priorität des wirtschaftlichen Wachstums. Gerade das Asien, das den Westen als Wunder erstaunen ließ, hatte eine weiter zurück reichende ungebrochene Entwicklung, nämlich die sogenannten „Kleinen Tiger“ Thailand, Malaysia, Taiwan und Südkorea, wozu noch die beiden Stadtstaaten Singapur und Hongkong zu zählen sind, die schon den Standard westlicher Industriestaaten erreicht haben. Die „Tigerstaaten“ sind für Länder, die noch nicht den wirtschaftlichen Anschluss gefunden haben und noch den Rahmen dafür suchen, wie die Philippinen oder Indonesien, mit denen sie auch in der ASEAN verbunden sind, eher Vorbild und Muster als „Die Großen“, die mehr als übermächtige Konkurrenten empfunden werden. Die ASEAN war und ist China gegenüber auch nicht gerade liberal motiviert; als sie entstand, verstand sie sich als Schutz vor dem politischen Expansionismus der kommunistischen Staaten Asiens; heute ist sie gegen die Wirtschaftsdynamik Chinas und ohnehin, wie traditionell, gegen die Wirtschaftsmacht Japan gerichtet. Die Angebote zentraler Zollfreiheit sowohl aus China wie aus Japan sollten nicht darüber hinwegtäuschen; sie bestätigen eher das Wesen der ASEAN als regionaler Schutz. Auch die von der ASEAN verlangte Form in für die Zusammenarbeit in den getrennten Kanälen der „ASEAN + 1-3“ lässt dies erkennen. Präferenzielle regionale Integration wertverwandter Volkswirtschaften, wenn sie durch multilaterale Liberalisierung ergänzt wird, erhöht das Wachstumspotential auch über die Region hinaus – die europäische Integration als Beispiel. Die Kontroverse zwischen Liberalismus mit absoluter Meistbegünstigung und Regionalismus, an der der Vorschlag für eine Vorgänger-Institution der heutigen WTO, einer ITO (Internationale Handelsorganisation) 1948 bei der Konfe-

⁵⁴ Mit zunehmender Gewichtung Asiens und darin besonders Chinas und Indiens findet auch ihr Vergleich zunehmendes Interesse, nachdem jahrzehntelang Heinrich Bechtholdts „Indien oder China, Die Alternative in Asien“ erschienen 1961, ein erster etwas provokativer Versuch geblieben war. Hierzu zuletzt besonders umfassend und vollständig Bronger/Wamser: „Indien – China: Vergleich zweier Entwicklungswege Teil III: Wirtschaftswachstum. Die makroökonomische (nationale) Analyse“ in „Indien 2003“ Hrsg. :Werner Draguhn, Institut für Asienkunde Hamburg.

renz in Havanna gescheitert war, spielt heute nicht mehr die ihr damals zugemessene Rolle.⁵⁵

Der Aufbruch Asiens in primär wachstumsorientierte Globalisierung erscheint als ein komplexer, national und regional differenzierter und manchmal auch noch experimenteller aber über wirtschaftspolitische Maßnahmen hinaus gehender umfassender Prozess. Wie dieser weiter gegangen ist und sich ausgewirkt hat, soll der folgende Abschnitt zeigen.

⁵⁵ Auf „Regionalismus in Asien“ war sowohl hinsichtlich des historischen Hintergrunds wie der heutigen regionalen institutionellen Kooperation bereits weiter vorn (Seiten 58 bis 75) eingegangen worden.

V ASIEN IN DER WELT

Asien in der Welt mehr als nur geographisch zu sehen und sich als „Asiate“ zu identifizieren, ist ein neues Phänomen. Europäer zu sein, ist nicht nur jetzt eine Identifikation aus der europäischen Integration und ihren europäischen Institutionen; als Europäer fühlte man sich auch davor, in der Regel nicht ohne eine unbewusste aber manchmal auch ausdrückliche Überlegenheit gegenüber Afrikanern, Asiaten, Südamerikanern und sogar Nordamerikanern, aber auch tatsächlich in der Welt abgehoben durch gemeinsame Wurzeln und Geschichte und selbst im häufigen Gegeneinander miteinander verbunden. Eine „asiatische Identität“ gab es wenn überhaupt höchstens als Eindruck von außen. Ein Inder, Chinese oder Japaner fühlt sich nicht als Asiate sondern als Inder, Chinese und Japaner; er mag sogar die Bezeichnung als „Asiate“ als derogativ empfunden haben, nicht nur im Verhältnis zu Europäern sondern auch zu „anderen Asiaten“. Tatsächlich sind die ethnischen, kulturellen und sozialen Unterschiede in Asien, selbst wenn man dieses auf „ostwärts des Khyber“ bzw. „ostwärts Aden“ begrenzt, so sehr viel tiefer als unter Europäern, unter denen die ethnischen Inseln wie Magyaren und Finnen, Reste der Türkeninvasion auf dem Balkan und Basken in Spanien und Frankreich voll in Europa integriert sind. Asien als ganzes wurde über Jahrhunderte hinweg und bis noch nicht vor langer Zeit nur von außen als solches und auch nur vage und oberflächlich mit der wesentlichen Gemeinsamkeit des exotisch fremden begriffen. China, Indien, Japan, die „Südsee“ haben zwar schon Jahrhunderte bis sogar Jahrtausende zurück bis in die Zeit, als die griechischen Philosophen alles was weiter im Osten unbekannt war, als Asien zusammenfassten, die westliche Phantasie beflügelt. In unserer Zeit findet in Asien von Ereignis zu Ereignis „Vietnam“, „Tienanmen“, von Persönlichkeit zu Persönlichkeit – Gandhi, Mutter Theresa, Mao Tsetung – die Denkmäler historischer kultureller Hochleistungen wie die hinduistische Tempelinsel Bali, Borobodur und Prampanan auf Java, Angkor Vat in Kambodscha, die Tadsch Mahal und Konarak in Indien, die Kaiserpaläste und -gräber in China politisches, humanes, soziales, historisches oder ästhetisches und dabei nachhaltiges und intensives Interesse; aber das vermittelt gewiss nicht den Eindruck einer asiatischen Gemeinsamkeit und das Verständnis dafür. Erst in ziemlich unmittelbarer Gegenwart wird der Westen und die Welt mit Asien konfrontiert und beginnt, konkrete Erscheinungen als „asiatisch“ zu sehen und zu kennzeichnen: Das „Asiatische Wirtschaftswunder“, die „Asiatische Her-

ausforderung“, die „Asienkrise“ – auch dies zunächst von außen, aber dann auch in und für Asien in der Verteidigung nach außen, so wenn dem Westen die „Asiatischen Werte“ entgegengehalten werden. Aber die Phänomene und ihre Ursachen und Probleme bleiben länderweise sehr verschieden. Japan war dem übrigen Asien 100 Jahre voraus; wohl nur eine Minderheit der asiatischen Länder wird seinen Vorsprung in absehbarer Zeit aufholen können. Selbst die dynamischsten unter ihnen wie Malaysia und Thailand als „Kleine Tiger“, unterscheiden sich ganz erheblich von Südkorea und dem dritten „Kleinen Tiger“ Taiwan, sowie den Stadtstaaten Singapur und Hongkong, nicht zu sprechen von Indien und China, die Welten oder jedenfalls Kontinente für sich sind, oder Indonesien, die Philippinen, Bangladesh und Myanmar (Burma), die ihre Rahmenbedingungen noch nicht stabilisiert und vielleicht noch gar nicht gefunden haben. Aber die Ursachen und Symptome der Globalisierung wirken sich nicht nur weltweit sondern auch in die Regionen aus und auch auf eine engere Zusammenarbeit hin. China war in der Asienkrise ein wichtiger, wenn nicht der wichtigste Stabilisator, der sich nicht in eine kompetitive Abwertungsspirale mit unabsehbaren Folgen hineinziehen ließ; auch die institutionellen Ansätze regionaler Zusammenarbeit wie die ASEAN haben mehr Gewicht erlangt.

Das „Asiatische Wirtschaftswunder“

Mit dem von Ostasien und Teilen Südost-Asiens ausgehenden „Asiatischen Wirtschaftswunder“ erschien Asien in der Welt und besonders aus dem Westen in einem neuen Stellenwert. Der wirtschaftliche Aufschwung in der Region war, wie noch zu zeigen sein wird, absolut und relativ im Weltvergleich ungewöhnlich. Er wurde aber aus dem Westen nicht nur quantitativ sondern auch qualitativ als „Wunder“, als ein historischer Quantensprung begriffen. Asien wurde damit in ein neues Verhältnis zur Welt und besonders dem Westen näher gerückt; für beide begannen sich gleiche Regeln und Erfahrungen abzuzeichnen. Die folgende „Asienkrise“ ließ das „Wunder“ nur natürlicher erscheinen; sie hat die historische Wirkung wenig beeinträchtigt. Asien ist uns mit dieser konjunkturellen Erfahrung eher noch näher gekommen. Im nachhinein wurde sie hier wie dort als „Reinigungskrise“ und Gesundungsvorgang, aber auch als Warnung im Prozess der Globalisierung, eingeordnet, die Asien das Tor geöffnet hat und in die es eingetreten ist. Der vom Westen als „Wunder“ und „Herausforderung“ Asiens erkannte und so begriffene Aufschwung stützte sich auf eine tatsächliche und im Weltvergleich ungewöhnliche wirtschaftliche Dynamik in Ostasien und in Teilen Südostasiens. Zwar reichte diese kontinuierlich weiter zurück, so insbesondere in China, wurde aber nicht so wahrgenommen.

Diese Reaktion war jetzt mehr ein „ach so“ nicht erwarteter Überraschungseffekt. Gewiss, das Wunder lässt sich statistisch belegen. Mit seinen BSP-Wachstums-Prozenten war die Region in der Welt mit mehr als dem Doppelten des Weltdurchschnitts einsame Spitze. In einem in dieser Periode eher an der Untergrenze liegenden Zeitraum von 1980 bis 1986 hat das durchschnittliche jährliche BSP-Wachstum in Ost- und Südostasien 7,9% betragen, dagegen in Lateinamerika 0,9%, in Europa, Nordafrika und dem Mittleren Osten zusammen 3,2%.⁵⁶ Aber vielleicht noch eindrucksvoller ist, dass sich der Weltanteil der Auslandsinvestoren in der Region von 30% auf 65% in den achtziger Jahren mehr als verdoppelt⁵⁷, obwohl sich diese auch weltweit erheblich erhöht hatten. Zwar kamen 70% davon aus dem Regionalbereich, aber die Zunahme der Investitionen von außerhalb des Regionalbereichs auf seine 30%, und darin der Anteil aus dem Westen, hatte überproportional zugenommen. Schließlich geben diese Ziffern zuungunsten des Westens insofern noch ein schiefes Bild, als nur die Anlagen in den regionalen Entwicklungsländern der Region gezählt sind. Japan, Singapur, Hongkong, Taiwan und Südkorea sind nur als Investoren und nicht als Anlageländer erfasst. Dies wiederum erklärt auch den hohen Anteil von Regional-Investoren in den regionalen Entwicklungsländern. Letztlich ist es gerade diese Mischung und das Zusammenwirken eines hochindustrialisierten mit mehreren neu industrialisierten und mit Entwicklungsländern, die der Region ihre einmalige Struktur geben, die sich etwa mit dem Verhältnis von Nordamerika zu Lateinamerika oder Europas zu Nordafrika nicht vergleichen lässt.

Nicht zuletzt beruht der Eindruck des „Wunders“ auf dem äußeren Erscheinungsbild und der offenen Bereitschaft der Menschen zur Begegnung mit dem Westen und dem Geschick, sich den Bedingungen der Globalisierung anzupassen. Statistiken allein, so eindrucksvoll sie sein mögen, lassen noch nichts gleich als Wunder begreifen. Der Westen fragt sich nach den Ursachen und glaubt sie auch in einem anderen Werte-Gefühl zu finden. Dem ausgeprägten subjektiven Individualismus im Westen steht in asiatisch, insbesondere konfuzianisch geprägten Ländern ein stärkeres Gefühl der Verantwortung des einzelnen gegenüber der Gemeinschaft gegenüber. Die Bewunderung dieser Erkenntnis ging so weit, dass dieser „asiatische Wert“ im Westen, jedenfalls bei uns, als Spiegel vorgehalten wurde. Es stimmt sicher, dass traditionelle gesellschaftliche Verhaltensweisen eine Basis des Wunders waren und der Entwicklung sind, wenn man auch die Antinomie

⁵⁶ „Weltentwicklungsbericht 1990“ Weltbank, Washington, Seite 193, Tabelle A4. Alle Zahlen nur für die jeweiligen Entwicklungsländer.

⁵⁷ „Asian Development Outlook 1992“, Asian Development Bank Manila, Seite 63

zum Westen nicht überbewerten sollte: Den „asiatischen Werten“ lassen sich sehr wohl „Preußische Werte“ vergleichsweise gegenüberstellen. Allerdings deckt sich in Asien zum heutigen Stande die Realität stärker mit dem Anspruch.

In Asien hat ein anderes Land mit eher noch ausgeprägterer „asiatischer“ gesellschaftlicher Tradition, Japan, den Entwicklungsstand der westlichen Industrieländer nicht nur eingeholt sondern teilweise überholt. Als dieser Prozess vor 100 Jahren begann und sich spätestens nach dem ersten Weltkrieg durchgesetzt hatte, und sich nach der Niederlage im zweiten Weltkrieg wiederholte, sah dies niemand als „Wunder“. Einmal natürlich, weil zu jener Zeit das wirtschaftspolitische Klima anders war, in dem der japanische Aufstieg vor allem als Konkurrenz empfunden wurde. Japan eignete sich westliche Technik und Produktionsmethoden an, aber weder seine Wirtschaft noch seine Gesellschaft und seine Menschen „öffneten“ sich. Nach seinem heutigen Bildungsstand hat Japan Nachahmungen, die am Anfang seiner Rezeption des Westens standen, schon lange nicht mehr nötig, und auch hinsichtlich Kreativität hat Japan zumindest gleichgezogen. Aber ganz „offen“ ist Japan selbst heute noch nicht mit seinem verdeckten Staatsinterventionismus und seinen kulturellen Schranken. Die neuen Wirtschaftswunder-Länder Asiens heute haben sich schneller und reibungsloser einfügen können und hatten es zugegeben in der heutigen Weltwirtschaftsordnung wohl dabei auch leichter.

Der konjunkturelle Abschwung in die „Asienkrise“

Was für den Westen eine alte zyklische, oft auch schmerzliche Erfahrung war, nämlich dass gerade ein besonders rasanter Aufschwung schließlich umschlägt, war für Asien ebenfalls neu. Der Abschwung traf dann gerade die dynamischen offensten Wirtschaften Asiens besonders deutlich und hart: Eine Unterbrechung des vorherigen Wachstums mit Raten von teil- und zeitweise fast 10% wäre schon fühlbar genug gewesen, aber diese schlugen bis zur Schrumpfung um, so in Thailand um – 10,4%, Malaysia – 7,5%, Südkorea – 5,8% und Hongkong – 5,1%, die Philippinen – 0,5%. In einigen anderen Fällen kamen außer des spezifischen der „Asienkrise“ noch andere Gründe hinzu, so in Japan, das vorher und nachher um fast 0% Wachstum stagnierte und in Indonesien infolge seines innerpolitischen Umbruchs eine Schrumpfung von sogar 13,7%⁵⁸ Aber auch bei den eigent-

⁵⁸ Economic and Social Commission for Asia and the Pacific: „Economic and Social Survey of Asia and the Pacific 2000“, United Nations Network 2000, Seite 24 Tabelle II.1. Zahlen für 1998 im Vergleich zum Vorjahr.

lichen „Asienkrise-Ländern“ waren Situation und Ursachen verschieden, auch wenn zunächst einmal die „Globalisierung“ als bequemer, da anonym, verantwortlicher ausgemacht worden war. Dies stimmt sogar insofern als die Globalisierung unter den modernen kommunikativen Verhältnissen von informativer Transparenz und minuten-, wenn nicht sekundenschneller weltweiter Reaktionen Schwächen nachhaltig ausnützen möglich macht. Aber eigentlicher verantwortlicher sind die zugrunde liegenden Schwächen, für die man den treffenden Begriff „Bubbles Economies“ („Seifenblasen-Wirtschaften“) geprägt hat. Die Kreditmöglichkeiten, Motor im modernen Wirtschaftskreislauf, wurden von den Gebern, den Banken, wie von den Verwendern, den Unternehmern, im Hinblick auf erreichbare wirtschaftliche Ergebnisse, d.h. die Ertragsmöglichkeiten, überschätzt und überreizt. Dabei war, wie schon angedeutet, die Situation in den einzelnen betroffenen Ländern sehr verschieden: In Thailand und Malaysia „platzte die Seifenblase“ vor allem wegen übermäßiger Inanspruchnahme kurzfristiger Auslandskredite hauptsächlich Lieferkredite, in Hongkong dagegen waren es weitgehend lokal finanzierte Investitionen im Immobiliensektor, der übrigens auch in Thailand und Malaysia ein wesentlicher Bestandteil der „Seifenblase“ aber dort auch mit Auslandskrediten war. Hongkong ebenso wie Taiwan konnten dank ihrer hohen Devisenreserven die Krise außenwirtschaftlich „aussitzen“, wie auch die Volksrepublik China, die, ebenso wie Indien, wegen ihrer noch bestehenden Kapitalverkehrskontrollen ohnehin nur indirekt, etwa im Nachzug zu Währungsabwertungen der Nachbarländer aus Gründen der Konkurrenzfähigkeit, zu entsprechenden Maßnahmen hätte veranlasst sein können. Malaysia versucht als Therapie, Kontrollen wieder einzuführen. Aber diese verdecken nur die Symptome, wie etwa die vermutlich übertriebenen Baubooms in chinesischen Städten nicht nur in Schanghai, ohne wirtschaftlich sinnvoll gegenzusteuern. Der Ansatz dafür ist, die Liberalisierung durch verbindliche Regeln und – sehr wohl – ihre Kontrolle bei gleichzeitiger strikter Trennung von Unternehmerentscheidungen und staatlicher und lokaler Einflussnahme. Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre hatten im Westen wie jetzt in Asien konjunkturelle Bewegungen wie zyklische Entwicklungen überhaupt im Zentrum des medialen, politischen und wirtschaftswissenschaftlichen Interesse gestanden, nachdem Westeuropa und die USA besonders nachhaltig von der von der noch heute so bezeichneten und unvergessenen „Großen Wirtschaftskrise“ (mit ihren politischen Folgen!) betroffen waren. Konjunkturelle Schwankungen lassen sich auch heute nicht ausschalten, aber man versteht, sie „antizyklisch“ abzumildern und hat die Rahmenbedingung – Kontrollmechanismen, Transparenz – besser darauf abgestellt. Und man hat sich an die konjunkturellen Schwankungen nicht nur gewöhnt und

erkennt ihnen – in einem gewissen Rahmen – in der Marktwirtschaft nicht nur eine Unausweichlichkeit zu, sondern, wie Schumpeter aufgezeigt hat, auch eine Notwendigkeit als Reinigungsprozess. Für die fortgeschrittenen Marktwirtschaften Asiens war dies eine erste Erfahrung in einem besonders dringenden und notwendigen Fall – und ebenso für den Westen im Hinblick auf Asien. Die Asienkrise ebenso wie das asiatische Wirtschaftswunder sind Indizien der Einbeziehung in die Globalisierung, die man zwar nicht für die Verursachung, wohl aber für den Reinigungsprozess als Therapie verantwortlich machen und von der man sich ohne Verzicht auf nachhaltiges wirtschaftliches Wachstum und Wohlstandsmehrung nicht abhängen kann. Wenn diese Zeilen geschrieben werden, ist die Asienkrise des Jahres 1997 Geschichte. Westliche Erfahrungen und Instrumente, aber sicher auch „asiatische Werte“, d. h. die Leistungsbereitschaft der Menschen haben dazu beitragen. Die Asienkrise hat zeitlich und erkenntnis­mäßig die Erfahrung der Konjunkturzyklen im Westen, besonders der Weltwirtschaftskrise der End-Zwanziger-/Anfang-Dreißigerjahre, und die Existenz der in ihrer Folge nach dem zweiten Weltkrieg in Bretton Woods geschaffenen internationalen Institutionen insbesondere des damals dort gegen Währungskrisen gegründeten Internationalen Währungsfonds (IWF) voraus. Wie weit hat dies erfahrungsmäßig und institutionell in Asiens Krise genutzt, deren weltweite Wirkung sich wohl mit der Weltwirtschaftskrise im ersten Drittel des Jahrhunderts vergleichen ließ; lässt sich dies „Dem Westen“ gutschreiben? Tatsächlich hat die soziale und politische Kriterien außer Acht lassende rigorose Konditionierung der Stützungskredite, jedenfalls zunächst, zur Krisenverschärfung bis hin zu Unruhen, so etwa in Indonesien, geführt; besser sind die Länder gefahren, die wie China die Hilfe nicht in Anspruch genommen, noch nicht in eine volle Marktwirtschaft insbesondere auf dem Finanzsektor eingetreten sind oder sich wie Malaysia durch Wiedereinführung von Kapitalverkehrskontrollen entgegen dem westlichen (=IWF)-Konzept geschützt haben. China, das damals in Asien als Ausnahme seine Währung nicht abgewertet hat und dies auch nicht brauchte, wurde in Asien eine Basis der Stabilität auch für seine Nachbarländer. Japan hat seinerseits den Vorschlag erwogen, einen „asiatischen Währungsfonds“ zu schaffen. Andere Länder haben „zähneknirschend“ die Auflagen, der Kredithilfe willen, auszuführen versucht. Die Diskussion über die Ursachen und Konsequenzen der Asienkrise sind noch nicht abgeschlossen. Eine erste umfassende kritische, sachverständige Darstellung insbesondere auch der Meinungsbildung im und zum IWF und in der diesen beeinflussenden US-amerikanischen Regierung eines wirt-

schaftswissenschaftlichen Insiders⁵⁹ kommt zu dem Ergebnis, dass die Ausnutzung der Abhängigkeit asiatischer Länder von der Hilfe des Währungsfonds (mit Sitz in Washington!) sich mit den Abhängigkeiten vom Westen während der Kolonialzeit – mit ähnlich gefühlsmäßigen Implikationen – vergleichen ließe. Allerdings war dies nicht spezifisch im Verhältnis zu Asien, sondern noch früher ausgeprägter im Verhältnis des Fonds zu Lateinamerika und akuter auch in Afrika.

Das zukünftige Asien der Weltmächte und der Westen ohne konfrontäre Konflikte

Wirtschaftswachstum und individuelle Wohlstandsmehrung genießen gleichermaßen heute in Asien wie im Westen Priorität. Der „Asiatische Wert“ einer betonten Gemeinschaftsverpflichtung steht dazu nicht im Gegensatz, sondern dient als dafür nützlicher und anerkannter bis bewunderter Wirtschaftsfaktor. Zwar mögen trotz der durch die Globalisierung zunehmenden Wertangleichung Asien und der Westen nicht konfliktärmer geworden sein und die „Asiatischen Werte“ mögen als sozialer Faktor auch das Nationalbewusstsein nach außen stärken. Aber die Schwelle, Konflikte auszutragen, liegt für Staaten mit offenen weltwirtschaftlich integrierten Volkswirtschaften höher. Mit Chinas Öffnung, ihrer folgend auch Vietnam und vielleicht auch einmal Nordkoreas – einziger Staat jenseits des Khyber der „Drei Bösen“ – ist ein friedliches Asien sicherer geworden. Schon ein oberflächlicher Vergleich mit der Krisenregion des Mittleren Osten, aber auch mit dem ungefestigten staatlichen Rahmen in Afrika macht dies deutlich. Wie an anderer Stelle eingehender dargelegt wurde, gibt es auch in Asien vornehmlich ethnisch bedingte kulturelle bis politische Konflikte, die jedoch das Verhältnis zum Westen im allgemeinen, von Ausnahmen wie Ost-Timor oder Tibet abgesehen, nur am Rande und letzteres auch nur emotional, berühren. Huntington hat mit Recht die bis dahin vernachlässigte Rolle kultureller Faktoren in der Konfliktforschung hervorgehoben,⁶⁰ und sicher haben die kulturellen Merkmale sich trotz moderner Verkehrs- und Informationskommunikation durch die Globalisierung ungeachtet

⁵⁹ Joseph Stiglitz: „Die Schatten der Globalisierung“ („Globalisation and its Discontents“ in der englischen Originalausgabe). Der Verfasser ist Nobelpreisträger für Wirtschaft und war außer seiner Lehr- und Forschungstätigkeit an führenden amerikanischen Universitäten Mitglied des Sachverständigenrates des amerikanischen Präsidenten zur Zeit Clintons und danach Chefvolkswirt und Vizepräsident der Weltbank (Bank for Reconstruction and Development“, das als Pendant zum Währungsfonds in Bretton Woods geschaffene andere weltweit getragene und wirksame Institut mit Sitz in Washington.)

⁶⁰ Samuel P. Huntington: „Kampf der Kulturen“, München 1996 (4. Auflage); amerikanischer Originaltitel: The Clash of Civilisations“, New York.

McDonald's, Coca Cola und Mickey Maus nicht entfernt so angeglichen wie die Wirtschaftskonzeptionen, -instrumente und -ideologien: Man ist sich der gegenseitigen kulturellen Eigenheiten – und auch ihres Wertes – eher noch bewusster geworden. Aber Unterschiede allein machen noch keine Konflikte; hinzu kommen muss ein Gefühl oder eine Überzeugung der Überlegenheit und daraus einer Mission, wie die wirtschaftlichen Motive im Kolonialzeitalter überhöhende Zivilisationsmission oder die missionarische Verbreitung von Religionen oder quasireligiösen Überzeugungen. Im Gegensatz zu Phasen der christlichen Kirchen, insbesondere der römisch-katholischen oder des Islam sind die asiatischen Religionen mehr nach innen gerichtet, der Konfuzianismus auf die eigene Gemeinschaft von der Familie bis zum Staat, der Buddhismus auf das innere Ich, der Hinduismus auf die entsagende Erfüllung im Diesseits in Vorbereitung auf das Jenseits. Angebliche militante Formen dieser Religionen waren zweckbestimmte mystifizierende Interpretationen des Westens. Selbst in der Abwehr missionarischer Religionen ist es aus den asiatischen Religionsgemeinschaften nur in besonders gelagerten Ausnahmefällen und -zeiten zu Auseinandersetzungen gekommen, in unserer Zeit etwa die reziproke Zerstörung einer Moschee im indischen Bundesstaat Uttar Pradesh, die einst an der Stelle eines Hindu-Heiligtums nach dessen Zerstörung errichtet worden war. Indien ist auch nach seiner Renaissance des Hinduismus und unter einer daraus hervorgegangen gewählten Regierung ungeachtet fundamentalistischer Strömungen und Gruppierungen ein säkularer Staat geblieben, der nicht nur aufflackernde Zusammenstöße von Hindus und Moslems, sondern auch vereinzelt Ausschreitungen gegen christliche Missionen verurteilte, die Ausschreitungen richteten sich übrigens weniger gegen die christliche Religion, sondern gegen angebliche „Zwangsbekehrungen“ von Hindus. Im Unabhängigkeits- und Teilungsprozess Indiens ist es bekanntlich zu einer unvergessenen Welle von Gewalttaten auf beiden Seiten zwischen Hindus und Mohammedanern gekommen, die aber, ebenso wie noch der Kaschmir-Konflikt und ganz generell das indisch-pakistanische Verhältnis, tatsächlich nationalistische Motive haben. Bezeichnenderweise ist das islamische Bangladesh gegen Pakistan und mit indischer Rückendeckung entstanden und Indien ist nach dem Anteil seiner islamischen Religionsgemeinschaft in absoluten Zahlen, wenn auch als Minderheit, eines der größten islamischen Länder; Religion ist nur ein Aspekt der Kultur, deren wichtigster und verbindendster die gemeinsame Sprache und Ausdrucksweise – sprechen, schreiben, singen, sich bewegen – ist. Aber Religionen oder Weltanschauungen als Quasi-Religionen und Religionsersatz sind Überzeugungen, die Konflikte aus anderen, ethnischen, territorialen, Gründen bis zu Fanatismus verschärfen oder auch per se entstehen lassen kön-

nen, von Nordirland als aktuelles Beispiel, den Kreuzzügen über den dreißigjährigen Krieg bis zur Inquisition als die bekanntesten Beispiele aus unserer Geschichte. Weder der Konfuzianismus in seinem ganzen Sammelsurium von Lehrmeinungen, noch der Buddhismus, der zwar periodenweise in China verfolgt wurde, aber sich niemals mit irgendeiner Aggression verband, noch der Hinduismus haben zu vergleichbaren Symptomen geführt. Und wenn man vielleicht als Gegenargument aus neuester Zeit Chinas Kultur-Revolution anführt, so ist daran zu erinnern, dass ihre Wurzel ein Import aus dem Westen, der Marxismus, ist, der in seiner leninistischen Variante einen kulturellen, die Religion negierenden Alleinanspruch erhob. Hierin lag und liegt wohl auch noch ein Konfliktpotential zum Westen, nicht aber in Bezug auf die konfuzianische Tradition und die auf ihm gründenden „asiatischen Werte“. Wenn man die heutige Weltlage nach einem „Konflikt der Kulturen“ überprüft, so mag dies im Verhältnis der fundamentalistischen islamischen Gesellschaften eine Basis haben – in Europa zwischen christlichen Serben und islamischen Bosniern und Albanern, in Nordafrika und Vorderasien, Algerien, Afghanistan und in und um Israel. Aber der Unterschied zwischen Konfuzianismus und asiatischen Werten zum Westen lässt sich dazu gewiss nicht auf eine Ebene stellen. Eher sind es – vergleichsweise – Gemeinsamkeiten, die in der Globalisierung Europa und Asien, wie dies die Landkarte ohnehin zeigt, nunmehr auch tatsächlich als ein Kontinent erscheinen lassen. Im Ganzen ist sowohl im geschichtlichen Kontext wie auch im kulturellen kontinental-regionalen Vergleich eine Abschwächung bis Bereinigung von Konflikten wenn auch nicht grundsätzliche potentielle Konfliktlösungen (Taiwan, Nordkorea) im Verhältnis Süd-, bis Ostasien zum Westen zu verzeichnen, selbst wenn man nur die letzten zwei bis zu drei Dekaden betrachtet. Dies hebt sich so sehr deutlich vom Mittleren Osten ab. Gewiss sind Irritationen aufgetreten; aber sie waren von keiner Seite so beabsichtigt, wenn sie auch nach gegenseitiger Ansicht unverhältnismäßig ausgenutzt wurden, wie der unbeabsichtigte Bombentreffer in die chinesische Belgrader Botschaft im Kosovo-Konflikt durch ein amerikanisches Kampfflugzeug oder der Zusammenstoß eines chinesischen Kampfflugzeuges mit einem amerikanischen Aufklärungsflugzeug in den Grenzgewässern um die südchinesische Insel Hainan. Aber während solche Vorkommnisse in früheren Spannungszeiten militärische Gegenreaktionen, wenn nicht schlimmeres, ausgelöst hätten, sind sie friedlich auf dem Verhandlungswege bereinigt worden. Außerdem: Obwohl die USA im Westen als Machtzentrum bestimmend sind, ist jedenfalls das Verhältnis Westeuropas zu Asien seit Bereinigung der Reste der Kolonialzeit, spätestens aber mit dem Zerfall des Sowjetblocks, der in Ostasien China trotz Konflikten ideologisch, vor der Wende zur wirtschaftlichen und

politischen Offenheit, isolierte, auch potentiell konfliktfrei. Zwar nicht zu, aber in Asien gibt es weitere nicht nur potentielle sondern auch akute Konflikte wie zwischen Indien und Pakistan über Kaschmir. Zwischen China und Japan ist die emotionale Belastung aus den Kriegereignissen noch nicht überwunden. Aber diese Probleme werden bewusst regional zu regeln gesucht, ungeachtet des Beistandpaktens Japans mit den USA und trotz der Versuche Pakistans, die Vereinten Nationen in den Kaschmir-Konflikt zu engagieren. Asien wirkt sogar mit dem Westen in den Mittleren Osten auf eine grundsätzliche Konfliktlösung hin.

Wichtiger Hintergrund ist dabei, dass sich das Verhältnis Süd- bis Ostasiens zum Westen nicht nur wirtschaftlich, sondern auch machtpolitisch in der Welt verschiebt. Für Indien wie für China war in ihrer Geschichte ihre Größe auch eine Schwäche, die sie von außen anfälliger machten und zentrale Herrschaften zum Einsturz brachten. Die moderne Kommunikation, erst verkehrsmäßig und danach informativ, hat dies umgekehrt. Bevölkerungszahl und Flächenausdehnung sind unmittelbar als Ressourcen der wirtschaftlichen Entwicklung und auf deren Basis auch Machtfaktoren. Es ist realistisch zu erwarten, dass China und Indien als die bevölkerungsreichsten, nach Russland und Kanada flächengrößten Länder unserer Erde in den Rang von Großmächten wie heute die USA, vielleicht auch einmal Europa und, jedenfalls potentiell, auch wieder Russland aufsteigen, wie dies Helmut Schmidt prophezeit.⁶¹ Auch das geographisch und in der Vergangenheit auch geopolitisch so zersplitterte Südostasien ist durch den technischen Fortschritt insbesondere in der Kommunikation in eine neue, die Integration fordernde Dimension eingetreten, was sich, wenn auch wegen kultureller und ethnischer Faktoren zögernder, wirtschaftlich und politisch schließlich auswirken sollte.

Von Indien bis China leben 55%, über die Hälfte, der Weltbevölkerung; mit Japan erzeugt diese Region 34% des Weltprodukts. Dieser Anteil wird bis 2015 unter Hochrechnung des relativen Wachstums auf 44% steigen. China allein würde dann die USA mit je 18% (heute 11% und 21%) eingeholt haben. Besonders im Verhältnis zu Europa aber auch zum „ganzen Westen“ (West- und Südeuropa, die USA, Kanada und Australien) würde die Entwicklung noch stärker gegenläufig sein. Der Anteil des Westens ohne die USA würde sich bei hochgerechnet gleich bleibender Bevölkerungszahl von 440 Millionen von 25% auf 19%, die USA einbezogen von 45% auf 36% reduzieren. Bis 2015 kann viel geschehen, was sich nicht

⁶¹ Helmut Schmidt: „Das ganz andere 21. Jahrhundert“ in „Erkundungen Beiträge zum Verständnis unserer Welt“, Stuttgart 1999, Seite 295

voraussehen lässt. Selbst wenn nichts Unerwartetes eintritt, können die hier aus den absoluten Zahlen einer OECD-Studie⁶², die ihrerseits auf OECD, Weltbank und VN-Dokumenten als Quellenmaterial beruht, abgeleiteten Relationen höchstens die Entwicklungsrichtung anzeigen. Aber der allgemeine Trend und die Vorhersage, dass sich die Gewichte in unserer Welt zugunsten Asiens auch auf Kosten des „Westens“ verschieben, hat die Wahrscheinlichkeit für sich.

⁶² Outlook for the World Economy“ aus Angus Maddison: „Chinese Economic Performance in the Long Run“ Development Center OECD Paris, Seiten 96/97

VI ASIEN UND DER WESTEN

Es war ein weiter Bogen von den ersten peripheren Türspalten des Westens an den Küsten des asiatischen Kontinents Kalkutta und Shanghai, die, obwohl sie damals mehr trennten als verbanden, zu einer Schicksalsachse im Verhältnis zum Westen wurden, bis zu den heutigen potentiellen Weltmächten China und Indien in Asien und der schon seit Jahrzehnten etablierten Weltwirtschaftsmacht Japan. Als größter Kontinent mit mehr als der Hälfte der Weltbevölkerung beginnt Asien damit seinen einigermaßen proportionalen Platz einzunehmen oder nimmt ihn schon jetzt angemessen ein. Es war ein langer mühsamer Prozess; das gilt vor allem für China, auf das die bekannte Napoleon wie Lenin zugeschriebene Metapher vom „zu weckenden schlafenden Riesen“, auf das es gemünzt war, so nicht zutrifft. Es bedurfte zwar eines äußeren auch gewaltsamen Anstoßes, der einen Bruch mit der Vergangenheit auslöste, aber sich dann in einem langen Prozess der Begegnung, der Auseinandersetzung, der Konfrontation, aber auch des Austausches, des gegenseitig Bewusstwerdens und Lernens aus einstiger Abhängigkeit zu heutiger gleichgewichtiger Zusammenarbeit vollzog. Und er intensiviert sich weiter in einer biologisch, informativ und verkehrsmäßig enger „globalisierter“ werdenden Welt, in der sich der Wohlstandsabstand zum Westen bereits wie in Japan, Singapur, Hongkong, Südkorea und Taiwan angeglichen hat oder anzugleichen beginnt oder, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sich wie in China und Indien ein deutlicher Aufholeffekt abzeichnet. Außer nach der Messlatte des statistischen auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden Anteils am nationalen Sozialprodukt und Pro-kopf-Einkommensziffern beginnen dabei auch die Lebensqualität, Lebensgewohnheiten, öffentlichen Dienstleistungen mit Infrastruktur, die Menschenrechts-Qualität einbezogen zu werden.

Wie westlich wurde Asien – eine zwiespältige Antwort

Der Anstoß kam aus dem Westen und ohne die viele Lebensalter umspannende, immer intensiver und gleichgewichtiger werdende Begegnung wäre das Asien von heute nicht denkbar gewesen; aber das Ergebnis allein dem Westen zuzuschreiben wäre nicht nur egozentrisch sondern arrogant. Das Ergebnis des langen Prozesses ist auch keineswegs „westlich“, selbst wenn die äußeren Formen es manchmal so erscheinen lassen. Ungeachtet westlich induzierter, wenn auch oft nur äußerlicher Rahmenbedingungen und,

aber immer nur sektoraler, Durchbrüche westlicher Konsumgewohnheiten ist Asien wenn auch länderweise und regional unterschiedlich „anders“, eben „asiatisch“ geblieben. Die in der aktuellen politischen Diskussion in den Vordergrund gerückten „asiatischen Werte“ gegenüber den „humanistischen“, „abendländischen“, „christlichen“ Werten mögen zwar in ihrer Einseitigkeit überstrapaziert werden. Aber die Gemeinschaftsbezogenheit ist in China vom Kreis der Familie bis zur nationalen Ebene, in Indien von der Familie zumindest bis zur regionalen Ebene, stärker ausgeprägt. Die europäischen Staaten, die USA ohnehin, haben auch ein ausgeprägtes Nationalgefühl, das jedoch nicht in gleicher Weise, jedenfalls nicht mehr, so als Verpflichtung empfunden wird und entsprechend motiviert. Die Einfügung in die Gemeinschaft vom Kreis der Familie bis zum staatlichen Rahmen, die Befolgung von Regeln des Zusammenlebens und Einfügung in eine Hierarchie sowie Fleiß und Leistungsbereitschaft, um in der Gemeinschaft anerkannt zu werden, sind selbstverständlicher. Ein politisch sehr relevantes Ergebnis solcher Einstellung ist ein Konsensbedürfnis und ein hoher Grad der Konsensbereitschaft. In Asien, und als besonders bezeichnend in Japan, hat sich im gleichen institutionellen „westlichen“ Rahmen aus unserer „Streitdemokratie“ eine „Konsensdemokratie“ entwickelt. Die Errungenschaft der Demokratie, auf die sich der Westen aus seiner Geschichte als Leistung und Beispiel für die Welt berufen kann, wurde wie so vieles in Asien assimiliert und seines uns gewohnten Sinns entkleidet. Dies gilt nicht nur für das besonders extreme aber so weit erfolgreiche Beispiel Chinas mit seiner Kombination seiner westlich inspirierten und vollzogenen Marktwirtschaft, zunehmend kodifizierter und sich auch durchsetzender Rechtsstaatlichkeit und der absoluten Herrschaft einer Einheitspartei ungeachtet zunehmender demokratischer Elemente in ihr und eines wenn auch nur formalen, begrenzten und gleichgeschalteten Parteienpluralismus. Andere asiatische Länder haben zwar nicht wie China eine gegenüber dem Westen ideologische Gegenposition bezogen und beharren entgegen manchem gegenteiligen Augenschein auf ihr, aber sie wenden westlich-demokratische Formen in einer Weise an, die sich mit dem westlichen Demokratieverständnis kaum vereinbaren lässt: In Indonesien sind, als stabilisierend gedachtes Rückgrat in einer westlich demokratischen Verfassung, der Armee eine Anzahl Parlamentssitze vorbehalten, abgesehen davon, dass eine Partei zwar nicht wie in China de lege aber de facto Regierungspartei ist. In Japan sind unter einer durchaus voll westlich demokratischen Verfassung Mehrheitsbeschlüsse auf Grund von gesellschaftlichen Traditionen und Vorstellungen nicht einfach durchsetzbar; ein „Konsens“ ist in einem langwierigen, häufig verwässernden Prozess herbeizuführen. Der japanische Kaiser ist zwar wie die konstitutionellen Monarchien in den westli-

chen Demokratien ohne politische Rechte auf förmliche und protokollarische Pflichten verfassungsmäßig beschränkt, aber andererseits Ausdruck und Symbol Zweifel und Kritik entzogenen, höchsten Konsens.

Ähnliches gilt trotz westlich induzierter demokratischer Verfassungen für die anderen Monarchien wie Thailand und selbst (nach der Tragödie des Königsmords) in Nepal, wie für die Oligarchie der neun Sultane in Malaysia, die das jeweilige Staatsoberhaupt unter sich auswählen, ja selbst in gewissen asiatischen Republiken wie Kambodscha, wo der ehemalige König dank seines über die Symbolkraft hinausgehenden Ansehens immer wieder in Problemfällen konsensuelle politische Lösungen herbeigeführt hat oder hat herbeiführen helfen. In Singapur schließlich hat Lee Kuang Yew über seine Zeit als Regierungschef in einem fast 100%igen Konsens eine de facto fast monarchistische Position. Eigentlich müsste man diese Reihe mit Mao Tsetung in China und wohl auch Kim Jong-il in Nordkorea fortsetzen, wie sehr dies auch unseren westlich demokratischen Vorstellungen zuwiderläuft.

Die anhaltende Würdigung Maos in einem veränderten China ist ein Beispiel, dass sich der nationale Konsens auch auf das Geschichtsverhältnis erstreckt. Weiter zurück gilt Sun yatsen als Vater der Republik und selbst dem erbitterten Feind der kommunistischen Bewegung in China, Jiang kaihek, wird ein gewisser Respekt gezollt. Ein vielleicht noch eindrucksvolleres Beispiel ist die Gestalt des japanischen Kaisers Hirohito, der als Symbol eines in den Untergang geführten Kriegswillens danach Friedenswillen und Wiederaufbau symbolisierte. Die deutsche Geschichte ist dagegen von Bismarck, über das Kaiserreich, die Weimarer Republik und schließlich den Nationalsozialismus ein Prozess der Vergangenheitsbewältigung, in Russland ebenso der Übergang von der Sowjetunion zur russischen Föderation und schon vorher die Abrechnung mit Stalin. In Frankreich haben wir mittlerweile die fünfte Republik und eine über die Zeiten andauernde konsensuelle Symbolkraft hat höchstens die Revolution von 1792, nachdem zumindest die Feldzüge gegen den seinerzeitigen „Erbfeind“ das „Reich“ zumindest Relevanz verloren. In anderen europäischen Ländern wie etwa Spanien, Griechenland, auf dem Balkan ganz allgemein war und ist es nicht viel anders. Höchstens England lässt sich eine gewisse konsensuelle Kontinuität zugute halten, auch wenn das Königshaus nicht immer den Symbolerwartungen entsprochen hat. Aber vielleicht zeigt gerade ein Vergleich der britischen und der japanischen Monarchie den Unterschied zwischen dem Westen und Asien besonders deutlich. Für eine solche Verallgemeinerung, zumal gerade für ein so heterogenes Phänomen wie Asien, gibt

es sicher auch Gegenbeispiele. Aber selbst in den Fällen „Markos“ in den Philippinen oder „Suharto“ in Indonesien war die Schwelle für das schließliche Einbrechen der Autorität jedenfalls viel höher, als sie dies im Westen gewesen wäre! Ein anderer Einwand könnte sein, dass Entwicklungs- und besonders Bildungsstand auf die Gesellschaftsordnung einwirken. Dies mag sogar grundsätzlich zutreffen; China macht als offizielle Sprachregelung zunehmende demokratische Freiheiten vom Erreichen einer höheren Entwicklungsstufe abhängig. Aber einmal umfasst Asien Länder sehr verschiedener Entwicklungsstufen, die dennoch Gemeinsamkeiten aufweisen. Zum anderen sind die gesellschaftlichen Verhältnisse in den Entwicklungsländern in Afrika und Süd- und Mittelamerika weniger gefestigt, als in Asien. Es ist eher eine Frage von Tradition und Kontinuität, die in Asien relativ weniger radikal unterbrochen ist. In vielen Äußerlichkeiten mag uns Asien westlicher erscheinen, als andere außerwestliche Weltregionen. Aber obwohl westlich modisch gekleidet empfinden wir die strenge einheitliche Anzugsordnung der Japaner als fremd und ungewöhnlich, auch wenn sie immerhin in Asien selbst als „westlich“ empfunden wird. Daneben gibt es aber in Japan, und nicht nur dort, den traditionellen Bereich der Lebensgewohnheiten vom Wohnen bis zum Essen und besonders des breiten Fächers der gesellschaftlichen Beziehungen, auch wenn man sich wegen des äußerlichen Reizes, so die westlich-christliche Hochzeit, oft neben anderen religiösen Zeremonien, „ausborgt“. Die modernen technologischen Errungenschaften wie Internet, Computer, Mobiltelefon, Fernsehen und Videospiele können heute kaum als „westlich“ gelten; Japan, aber auch schon andere asiatische Länder, waren und sind an ihrer Entwicklung und Nutzung ebenso beteiligt wie der „Westen“; dass sich die Anstöße vielleicht auf den Westen zurückverfolgen lassen, wird nicht oder kaum empfunden. Vieles ist tatsächlich auch in Asien kreierte und nimmt umgekehrt den Weg nach Westen, wie Tamagochi und Pokemon aus Japan, Kungfu-Filme aus Hongkong, chinesische und japanische Essgewohnheiten und Speisen. Dass sich der Westen und Asien durch die moderne Kommunikationstechnologie näher kommen und in mancher Beziehung auch angleichen ist keine Frage, wohl aber wie weit sich dies einer Seite überwiegend zurechnen lässt und auch, wie weit dies spezifische Grundwerte berührt. Der Westler ist noch immer und immer wieder beeindruckt von der für ihn nicht mehr gewohnten Achtung, die die Jugend dem Alter, der Jüngere dem Älteren entgegenbringt, von dem Zusammenhalt in den Familien selbst in den großen Städten, und auf dem Lande sowieso, die Anpassung an den Lebenskreis, in den man gestellt ist, von der Schule über den Beruf und auch im Alter – all das viel ausgeprägter, als ein Außenstehender nach einem flüchtigen Besuch und der Konstatierung westlicher Äußerlichkeiten annehmen zu kön-

nen glaubt. Zwar bereitet sich gegenüber diesen Grundwerten der westliche Libertinismus aus, aber obwohl man das unter den Verhältnissen moderner Kommunikation für unvermeidlich hält, nimmt man demgegenüber doch grundsätzlich eine Abwehrstellung ein, „wenn man das Fenster öffnet, muss man auch in Kauf nehmen, dass die Fliegen hereinkommen“, wie dies Chinas Deng formuliert hat. Dies mag umso leichter fallen, als das, was bei uns als neue Freiheit der dabei im Vordergrund stehenden Beziehung zwischen den Geschlechtern traditionell in Asien immer natürlicher und selbstverständlicher war, als im abendländisch-christlichen Kodex. Die darüber noch hinausgehende Verwischung der geschlechtlichen Unterschiede und die rigorosen gesellschaftlichen Tabus in den gegenseitigen Beziehungen im revolutionären kommunistischen China war einer der jetzt korrigierten Umwege, die ihre Wurzel in einer westlich (!) induzierten Ideologie hatten. Weder die Emanzipation der chinesischen Frau durch das besonders weit gehende Ehegesetz von 1949 und ihre Eingliederung in den Arbeitsprozess und die nachdrückliche Propagierung der Einkind-Ehe waren das Ende der traditionellen chinesischen Großfamilie, die zwar horizontal enger aber mit steigender Lebenserwartung vertikal länger wurde. Obwohl in den Ländern Asiens sehr unterschiedlich, sind die Ehe- und Familiensitten durchweg traditionell streng, was jedoch tabufreie Darstellungen des Körpers und der Liebe nicht ausschließt. Asien war diesbezüglich dem Westen einige Jahrhunderte voraus, wenn auch im kommunistischen China ein halbes Jahrhundert, wenn auch zunehmend aufgelockert, unterbrochen; die Einfuhr und Verbreitung pornographischer Darstellung ist in einer sehr engen Interpretation nach wie vor streng strafbar. Ähnlich oder noch strenger sind grundsätzlich die islamischen Länder. Japan andererseits ist heute ein Exporteur pornographischer Comics in den Westen, der dabei allerdings die Urheberschaft jedenfalls der Methode – von Mickey Mouse bis Donald Duck – für sich in Anspruch nehmen kann! Wenn es auf einem Gebiet eine die Masse der Weltbevölkerung erreichende Globalisierung gibt, dann hier! Was das „älteste Gewerbe“ angeht, so war es dies auch in Asien. Durch den westlichen Sextourismus brauchte es in Asien nur Wert und Nominierung der westlichen Währungen kennen zu lernen. Der westliche Marxismus führte zu sehr unterschiedlichen Anwendungsarten: In der Volksrepublik China versuchte man zunächst, die Prostitution durch Zwangsumerziehung auszurotten und bekämpft sie – mit mäßigem Erfolg – bis heute. Im kommunistischen indischen Unionsstaat Bengalen wurde offiziell – wohl erstmal in der Welt – eine Gewerkschaft der Liebedienerinnen in Kalkutta und werden auch ihre gelegentlichen Demonstrationen zugelassen. Dabei, und vielleicht gerade deswegen (?) ist die indische Gesellschaft eine der prüdesten in Asien. In den Filmen indischer Produkti-

on – übrigens eine der bedeutendsten der Welt, aber ganz auf die indische Vorstellungswelt abgestellt und ohne internationalen Ehrgeiz und Ausstrahlung – fällt selbst ein Kuss unter die Zensur, der auch im Gesellschaftsleben nicht üblich ist; einem Mädchen wird niemand über die Haare zu streichen wagen, geschweige denn es sonst zu berühren. Ähnlich streng oder noch strenger sind die Gebräuche in den islamischen Ländern bzw. unter den islamischen Minderheiten. Die Scheidungsraten haben sich in den letzten 20 Jahren in Japan, Südkorea und China zwar verdreifacht und in Singapur, Taiwan und Hongkong verdoppelt, aber dies von einer ungewöhnlich niedrigen Ausgangszahl⁶³; außerdem steht eine verbesserte Position der Frau, die dieser Entwicklung vor allem zu Grunde liegt, nicht unbedingt im Gegensatz zum Familienzusammenhalt und „asiatischen Werten“ Wir empfinden Indien als westlicher und uns näher als etwa China, Japan oder die Menschen Südostasiens. Und dies nicht nur, weil Indien als westlich gilt und sich identifiziert, und auch nicht nur wegen einer damit verbundenen weit gehenden Rechtsstaatlichkeit, sondern auch durch eine größere wesensmäßige Nähe etwa durch ein manchmal arrogantes Selbstbewusstsein. Hinzu kommt nicht zuletzt die leichtere natürliche Verständigungsmöglichkeit über die englische Sprache, die in diesem vielsprachigen Staat trotz der gegen sie gerichteten nationalistischen Bemühungen immer noch die „lingua franca“ ist; sie verbindet nicht nur in Indien, sondern öffnet auch kommunikativ nach außen (und ist damit ein wichtiger wirtschaftlicher Öffnungsfaktor!). Trotz ostentativer politischer Solidarität mit der „Dritten Welt“ fühlt sich Indien auch seinerseits dem Westen näher. Von „Asiatischen Werten“ war und ist dort keine Rede. Dagegen wird die „echte“ (d.h. westliche) Demokratie mit Rechtsstaatlichkeit nach westlichem Verständnis als wichtiges Element (von dem in Indien ein eher übertriebener Gebrauch gemacht wird) ausdrücklich – nach innen wie nach außen – hervorgehoben. „Asiatisch bleibt indessen auch in Indien die verpflichtende Einordnung in die Gemeinschaft, wobei dies im Hinduismus für seine Anhänger noch religiös überhöht und dadurch verstärkt ist. Zwar spielen Familie, Nachbarschaft und örtliche Herkunft wie im sinischen Kulturkreis in den sozialen Beziehungen eine Rolle. Aber darüber hinaus, und jedenfalls traditionell noch davor, ist durch die Kaste der Platz des einzelnen in der Gemeinschaft nicht nur für den gläubigen Hindu selbst sondern auch in den Beziehungen mit ihm von außen vorherbestimmt, und anders als in der konfuzianischen Ethik ist dies transzendent als Religion überhöht. Auch unter der derzeitigen nationalistischen Renaissance des Hinduismus wird zwar die Kastentrennung bis hinab zu den kastenlosen Unberührbaren und

⁶³ Graverau, Jaques: „L’Asie majeure, La revolution silencieuse de l’Asie orientale“, Grasset Paris 2001

der ihnen gleichgestellten ethnischen „Tribals“ aufgelockert; aber eine gewisse Schicksalsergebenheit lässt sich nicht durch Präferenz-Quoten für den Zugang zum öffentlichen Dienst oder eine höhere Schulbildung überwinden. Historisch war der Islam, heute mit 11% oder 100 Millionen der indischen Gesamtbevölkerung, ein Weg, dem Kastenschicksal zu entgehen. Aber ungeachtet des islamischen Sultanats in Delhi und regionaler mohammedanischer Herrscherfamilien und breiter, fast vollständiger Islamisierung in Teilen Südost-Asiens (Indonesien, Malaysia) wurde davon in Indien meist nur auf unteren Ebenen Gebrauch gemacht. Die dadurch entstehenden sozialen Spannungen haben zu der Kluft beigetragen, die schließlich zu einer quasirevolutionären Frontstellung und zur Teilung führten. Trotz vieler Gemeinsamkeiten oder jedenfalls Parallelen bleiben grundlegende Unterschiede; gewisse besondere Verhaltensweisen mögen im sinischen Ostasien stärker ausgeprägt und genetisch bedingt sein, und sich nicht ohne weiteres durch Beeinflussung, Gewöhnung oder Erziehung überbrücken lassen, wie etwa ein natürliches Konsensbedürfnis des „sowohl als auch“ gegenüber unserem „entweder oder“. Unsere „Streit-Demokratie“ ist in Japan trotz durchaus westlicher Institutionen zu einer konformistischen „Konsens-Demokratie“ aufgeweicht. In China wird dem Konsens-Gefühl ohnehin auch durch den politischen Ordnungsrahmen Rechnung getragen. Ein anderer Unterschied ist wohl, dass, während der westliche Mensch dazu neigt, nichts als gegeben und selbstverständlich hinzunehmen und alles zu hinterfragen, der Mensch im sinischen Umfeld Asiens dazu neigt, sich anzupassen und den Rahmen nicht in Frage zu stellen. Sehr deutlich zeigt sich dies im Kleinen, außer in der in der Familie, im Verhältnis von Schülern zu Lehrern. So unruhige und aufsässige Schüler wie an deutschen Schulen kann man sich in Asien eigentlich nicht vorstellen. Diese Unterschiede gelten auch zumindest graduell innerhalb Asiens zwischen dem sinischen Ostasien und dem indischen Südasien. Dieser war früher noch durch die kontrastierenden Wirtschaftssysteme und gesellschaftspolitischen Ziele akzentuiert, und der analytische Vergleich von „Chinas Weg“ und „Indiens Weg“ war ein beliebtes Thema.⁶⁴ Der damalige Schwarz-Weiß-Kontrast erscheint uns heute überholt und zumindest hinsichtlich seiner Dauerhaftigkeit und Grundsätzlichkeit übertrieben. Jedenfalls heute sind die „sozialistische Marktwirtschaft“ Chinas und Indiens Wirtschaftssystem nach seinen marktwirtschaftlichen Reformen gerade auch nach außen nicht mehr weit voneinander entfernt. Bei solchen Gegenüberstellungen sollte man sich daran erinnern, dass die Affinität zwischen beiden als Kulturkreise, wenn auch nicht als staatliche Gebilde, tausende

⁶⁴ Als Standardwerk „Indien oder China, Die Alternative in Asien“ von H. Bechtholdt, Stuttgart 1961

Jahre und länger zurückreicht. Aber in unserem zwanzigsten Jahrhundert beriefen sich beide Länder, sobald Indien die Unabhängigkeit erlangt und China nach Kriegsende und einer kurzen Übergangszeit – im konfrontierenden Antagonismus zum Westen (!) – auf den dort zumindest als überholt geltenden, wenn nicht grundsätzlich abgelehnten Marxismus und wendeten ihn, wenn auch mehr als nur graduell verschieden, an, bis sie ihn früher oder später jedenfalls de facto und trotz ideologischer Lippenbekenntnisses in China, nicht zuletzt unter gegenseitigem Einfluss als Beispiel, überwand. Geschichtlich hatte der Marxismus in beiden Fällen teils mehr, teils weniger eine wohl notwendige Funktion, erstarrte wirtschaftlich stagnierende Gesellschaften zu lockern und zu erneuern. Ob mit oder gegen den Westen – dieser war aber bei diesen Prozessen ein wesentlicher, wenn nicht entscheidender Faktor. Beide Länder gestalten auch ihre politischen Außenbeziehungen nach ihren ideologischen Irrwegen nach ihren jeweiligen Interessenlagen und haben den Westen neu „entdeckt“ und eingeordnet.

Für Südasien, besonders Indien und Südost-Asien, gilt, dass sie im Ganzen die aus ihrer westlichen Kolonialzeit die damals z.T. erst gewonnenen staatlichen Rahmen weitestgehend erhalten haben. Auch wenn der indischen Subkontinent auf dem Wege in die Unabhängigkeit schließlich zweigeteilt wurde, kann sich der Westen den entscheidenden Beitrag zur Einheit des heutigen Indien gutschreiben. Nicht nur dass diese erst unter der indischen Kolonialherrschaft de facto herbeigeführt und zementiert wurde, sondern weil die westliche Kolonialmacht das eigentliche Feindbild abgab. Die heutige Staatsform einer im ganzen westlichen Demokratie ist aus einem langen Prozess der Auseinandersetzung zwischen Freiheitsbewegung und Kolonialmacht hervorgegangen. Zwar ist es mit den westlichen Werten säkularer Staatlichkeit nicht gelungen, im Unabhängigkeitsprozess die Teilung zu verhindern. Aber obwohl der Kolonialmacht manchmal vorgeworfen wurde, Gegensätze zur Machterhaltung zu nutzen, hat sich die Abspaltung Pakistans letztlich nicht vermeiden lassen. Aber von einer quantitativen zu einer qualitativen Betrachtung und Prüfung der Einwirkung des Westens auf die Länder und ihre Gesellschaften und ihre Lebensweisen zu gelangen, ist höchstens punktuell möglich und auch dann weitestgehend spekulativ und jedenfalls umstritten.

Der Westen und Asien in der Welt

Mehr noch als in Indien ist China nach dem gewaltsamen Anstoß aus dem Westen einen schmerzlichen Weg gegangen, selbst wenn man von der japanischen Aggression als innerasiatische Angelegenheit absieht (obwohl dafür auch die aus dem Westen angestoßene Modernisierung Japans die Voraussetzung war; andererseits hat der Westen im Pazifik-Krieg Asien von den Folgen befreit). Noch weniger lassen sich die Irrwege des Maoismus dem Westen zurechnen, und China – damals wie heute – würde dies gewiss nicht wollen. Aber der Niedergang des alten China ohne einen Erfolg versprechenden evolutionären Ansatz vollzog sich in der aggressiven und auch weithin überheblichen Begegnung mit dem Westen, die, anders als über ein halbes Jahrhundert vorher in Japan, emotional zu einer revolutionären Abkehr vom Westen führte. Erst als China in der neuen Welt des Nach-Vietnam und einem schon vorher aus seiner Sicht siegreich bestandenen Koreakrieg sein nationales Selbstwertgefühl gesichert sah, konnte es sich, wie einst Japan, der Mittel des Westens bedienen. Dies bedingte, anders als seinerzeit für Japan, unter den heutigen Verhältnissen die Öffnung, die China sich sehr weitgehend in seinem System politischer Kontrolle leisten konnte. Die Begegnung Chinas mit dem Westen, anfangs und wohl auch noch rückblickend eher als Fluch empfunden, hat sich schließlich in einen Segen umgekehrt. In Indien ist die Vergangenheit gegenwärtiger, da es sie stärker nutzen konnte. Aber was eigentlich ein Gewinn sein sollte, hat den Aufbruch wie in China eher erschwert. Ist das dem Westen negativ anzurechnen, dessen Wirtschaftshilfe Indien nach der Unabhängigkeit mehr als jedes Land der Welt unterstützt hat?

Welche Phasen auch asiatische Länder durchlaufen haben, sie sehen heute fast ausnahmslos den Westen als Partner in einer globalen Ordnung. Wenn es Irritationen bis Aversionen gibt, so sind diese nicht mehr ideologisch-weltanschaulich, sondern real-wirtschaftlich, wie im Falle der Asienkrise im „westlichen“ globalen System, letztlich ein lehrreicher konjunktureller Anpassungsprozess.⁶⁵ Die generellen Probleme der Entwicklungsländer, deren größte – China und Indien – wie einige der ärmsten – Nepal oder Bangladesh – in Asien liegen, betreffen weniger asiatische als afrikanische und südamerikanische Länder, wie der Vorwurf der Benachteiligung der Rohstoff- und Monokultur-Länder im Weltwirtschaftssystem. Andererseits hat die zuerst vor allem aus dem Westen wahrgenommene Chance der Öffnung aus Asien das „asiatische Wirtschaftswunder“ als größtes modernes

⁶⁵ Seiten 135 ff: „Der Abschwung in die Asienkrise“

wirtschaftliches Ereignis, vergleichbar mit der „industriellen Revolution“ in England und nach Westeuropa im neunzehnten Jahrhundert oder dem Nachkriegswiederaufbau in Deutschland und Westeuropa. Selbst die Reaktion auf die von China induzierte Öffnung aus Asien selbst, etwa aus Japan nach China, kam später.

Abgesehen vom gemeinsamen Dach der Vereinten Nationen und der Weltwirtschaftsorganisationen (WTO, IWF und IBRD)⁶⁶ und ihrer globalen Ordnung mit Rechten und Pflichten sind der Westen und Asien nur durch den gegenseitigen Nutzen in den Grenzen anerkannter universaler Werte verbunden. Sonst sind die Beziehungen zwischen westlichen und asiatischen Ländern eine individuelle Angelegenheit für und von beiden Seiten. Es gibt vom Westen nach Asien und von Asien gegen den Westen kein gemeinsames Feindbild und auch keine „Front“bildung mehr. Interessenfronten und Bündnisse können sich kreuz und quer über die Kontinente bilden, als aktueller Fall die Vertreter der Idee einer multipolaren Weltordnung sowohl im Westen wie in Asien gegen das universale Vorgehen einer potentiellen unipolaren bzw. universalen Weltmacht. – Auch das ist ein gewaltiger Umschwung: Im noch nicht so lange zurückliegenden Ost-West-Konflikt lief die Konfrontation mit dem Westen quer durch Asien – dazu noch zu einer zwar weltweiten doch hauptsächlich asiatischen „bündnisfreien“ Gruppe. Abgesehen von bilateralen Bündnissen wie vor allem Japans mit den USA, sind heute alle Länder in Asien „bündnisfrei“ und finden sich jedenfalls nicht in einer „Front“ gegen jemanden oder etwas.⁶⁷ Letzteres gilt auch für die Europäische Gemeinschaft und sogar heute für die NATO des Westens. In Asien kann jedes Land zwischen regionaler Integration und weltweiten Bindungen und auch Präferenzen im Rahmen seiner globalen Verpflichtungen aus den Vereinten Nationen und den Weltwirtschafts-Institutionen nach Lage seiner durchweg heute wirtschaftlich verstandenen Interessen souverän entscheiden. Ebenso entscheidet in der EG jedes Land über seine Wirtschaftsbeziehungen mit Asien, wie in der Welt, innerhalb der bestehenden Ordnung selbst. Für andere westliche Länder, insbesondere die USA, aber auch Kanada und Australien, als Pazifik-Anrainer mit enger Affinität zu Asien, versteht sich dies von selbst.

⁶⁶ Welthandelsorganisation, Weltwährungsfonds, Weltbank

⁶⁷ Nordkorea befindet sich zwar noch im „Kalten“ (nicht mehr virulenten, aber auch formal noch nicht beendeten) Kriegszustand mit Südkorea wie auch im Westen mit den Vereinigten Staaten, aber ist nicht einmal so wie früher „unverbrüderlich“ selbst mit dem ideologisch nach wie vor verwandten benachbarten China verbunden, das eine Mittlerrolle zwischen den Fronten übernommen hat.

Die unterhalb des globalen Daches ungebundenen Beziehungen sind jedoch in der Praxis von Vereinbarungen und Begegnungen auf den Ebenen der Diplomatie und Wirtschaft, durch Kommunikation in Verkehr, Nachrichten- und Informationswesen und nicht zuletzt von Mensch zu Mensch mit zunehmender Parallelität von Interessen und Solidaritäten verfestigt. Dies ergibt sich zwangsläufig mit der wirtschaftlichen Entwicklung und der Angleichung der Wohlstandsniveaus, die heute in allen asiatischen Ländern die wichtigste Zielvorstellung ist. Auf die als Normalisierungsphänomen zu erkennende Asienkrise war bereits hingewiesen worden. Ähnliches gilt aber auch für andere Erscheinungen, die in Asien, wie schon lange im Westen, ein Problem werden. Mit hohen Wachstumsquoten als den emotional „nationalen Flaggschiffen“ allein ist es nicht mehr getan. In China etwa tritt die Abpolsterung der marktwirtschaftlichen Auslese bis Ausmerzungen im Konkurrenzprozess und gegen die sich erweiternde Wohlstandskluft zwischen arm und reich in der Öffentlichkeit wie in der Innenpolitik in den Vordergrund. In anderen Schwellenländern lässt sich graduell nach erreichtem Wohlstand und äußeren Umständen ähnliches beobachten. Im großräumigen China haben soziale Probleme auch eine starke flächige Dimension. In Japan hat sich eine Stagnation strukturell verfestigt. Aber im Grunde beschäftigten Menschen und Regierungen in Asien wie im Westen gleiche oder ähnliche Anliegen, und im Falle Japan kehrt sich das traditionelle Präzedenz-Verhältnis des Westens gegenüber Asien sogar um. Die langwierigen Schwierigkeiten Japans bei der Überwindung seines „Reformstaus“ könnten umgekehrt uns sogar Angst machen.

Nicht zuletzt bringt die Weltmedien-Landschaft den Westen und Asien einander näher, wenn auch die nicht zuletzt ihr zu verdankende Transparenz durch Dramatisierung und Übertreibung manchmal getrübt ist und auch trennend wirken kann. Als ich⁶⁸ vor fünfzig Jahren als größtes Ereignis eines bis dahin auf ein enges Nachkriegsdeutschland beschränkten Lebens zum ersten Mal nach Fernost ausreiste – wie damals die Regel, mit dem Schiff mit vielen Zwischenstationen aus dem Mittelmeer bis Hongkong – war mein etwas enttäuschter Eindruck, dass die Welt auch „jenseits Aden“ doch gar nicht so fremd und anders war, als ich es mir vorgestellt (erwartet, erhofft, gefürchtet?) hatte. Bis heute ist der Anpassungsprozess weiter vorangeschritten. Aber so wie ich damals mögen sich westliche Touristen heute bei einem kurzen Aufenthalt in asiatischen Metropolen täuschen. Andersartigkeit, Vielfalt und Tiefe des „Mutterkontinents“ unserer Erde, geo-

⁶⁸ Autobiographische Notizen zu Asien „Hongkong 1953-1958“ im Anhang, Seiten 167 ff.

logisch wie kulturell, erschließt sich erst in längerer, weiter gestreuter Begegnung.

Seit Huntingtons „The Clash of Civilisations“⁶⁹ ist weltweit die Rolle der Kulturen für das Zusammenleben der Menschheit in den Vordergrund gerückt. Ob das Verhältnis der großen Zivilisationen nach Ende der Bipolarität des Kalten Krieges virulent wird, sei hier dahingestellt, lässt sich aber sicher nicht ohne weiteres auf eine „indische Zivilisation“⁷⁰ oder „chinesische Zivilisation“ verallgemeinern, und die sonst richtig gesehene Rolle der Kulturen gilt nicht nur für die großen zivilisatorischen Zusammenhänge, sondern auch im Mikrokosmos der Gesellschaft.⁷¹ Die eigene Kultur ist nicht nur einer der Werte, sondern *der* Wert im menschlichen Leben überhaupt: Der Mensch ist seine Kultur. Kulturen wachsen oder verfallen, werden verdrängt oder behaupten sich. Aber im hier umgrenzten Asien gibt es heute keinen Fall wie die Judenpogrome in Osteuropa oder einst in Spanien, nicht zu sprechen vom Versuch einer „Endlösung“ in Deutschland, in dem eine Kultur staatlich geduldet oder gezielt auszulöschen versucht wird, auch wenn ethnische Spannungen aus den verschiedenen Gründen, meist von Fall zu Fall virulent werden. Die im Grundsatz-Katalog der Vereinten Nationen enthaltene Forderung der Glaubens- und Religionsfreiheit ist durchweg auch in Asien in den nationalen Verfassungen festgeschrieben.

Was die Bildung von „Fronten“ zwischen den „Zivilisationen“ anbelangt, so hat der Vorwurf eines Kreuzzugs-Fundamentalismus des Christentums seit Jahrhunderten keine Basis mehr und spielt heute in Asien nicht einmal polemisch (wie im Kriegsgeschehen des Mittleren Ostens) eine Rolle. Ebenso wie das Christentum heute in allen seinen Variationen sind Hinduismus und Buddhismus Friedensreligionen und die Lehren des Konfuzianismus auf ein friedliches geregeltes Zusammenleben von der Familie

⁶⁹ Deutsche Ausgabe; Samuel P. Huntington: „Kampf der Kulturen, The Clash of Civilisations, Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert“ 4. Auflage, München, Wien

⁷⁰ Huntington spricht von einer „asiatischen“ und auch von einer „sinischen Zivilisation“, erkennt aber einer „hinduistischen Zivilisation“ als keine „Herausforderer-Religion“ diesen Rang nicht zu (Seite 155). Nach der hinduistischen nationalen Renaissance in Indien kann man das heute wohl anders sehen, müsste dann aber wegen der im ganzen gelungenen kulturellen Integration im säkularen Indien von einer „indischen“ sprechen, sofern man es nicht schon früher so sah.

⁷¹ So sieht es übrigens auch Huntington, der Individualität und Komplexität im Geflecht der Kulturen der Welt nachdrücklich betont und ausführlich darauf eingeht. Aber auf seiner Ableitung zunehmender Identifizierung mit politischen Folgen in den großen kulturellen Zusammenhängen wie der sinischen Zivilisation beruht die vielleicht etwas einseitig jedoch sehr nachhaltige Wirkung in der westlichen Öffentlichkeit.

über den Staat und zwischen den Staaten gerichtet. Fälle religiöser Ausschreitungen sind die Ausnahmen, die die Regel bestätigen, und von Fällen religiösen Wahns ist auch der Westen nicht frei. Aber sich in einem Krieg auf den Christengott zu berufen, ist solches nicht, solange es kein „Kampf“ gegen eine andere Religion oder „Zivilisation“ ist, sondern sich gegen universale Menschenrechte verletzende Auswüchse wie den Terrorismus richtet. In den asiatischen Staaten sind wie im Westen Religions- und Glaubensfreiheit auch in der Verfassungswirklichkeit gesichert,⁷² soweit sich Bewegungen nicht gegen den Staat als solchen richten oder Menschenrechte verletzen. „Kampf der Kulturen“ ist heute der Kampf gegen den Terrorismus.

Die Vielzahl und Vielfalt von Kulturen unter, in und neben den großen, sich hauptsächlich durch ihre Religion identifizierenden Zivilisationen, wie sie sich historisch herausgebildet haben, wird in den staatlichen Rahmen meist mehr als geduldet, vielmehr anerkannt, geschützt und gepflegt, um die staatliche Integration zu fördern. Wie im Hauptteil an den Beispielen Indiens und Chinas gezeigt wurde, ist in überwiegenden Fällen die staatliche Integration des bunten Mosaiks der kulturell-gesellschaftlichen, meist auch ethnischen Minderheiten besser geglückt, als in der westlichen Öffentlichkeit der Eindruck besteht. Soweit früher heute anerkannte Werte verletzt wurden, wie etwa die Menschenjagd bei den Nagas, so sind die ehemaligen „Kopffäger“ heute überwiegend fromme Christen und haben ihren eigenen Staat in der indischen Union. Auch Kannibalismus auf den Andamanen und den Fidschi-Inseln gehört der Vergangenheit an, ebenso wie die sexuelle Diskriminierung wie im alten China, wo dies heute radikaler überwunden ist als selbst in Europa. Asien hat sich sicher mehr wesentlichen Maßstäben angenähert als Afrika oder ohnehin große Teile des Mittleren Ostens.

Erst durchweg in Verbindung mit dem Islam sind kulturelle Minderheiten in Asien innenpolitisch problematisch geworden: Ughuren in der chinesischen Provinz Xinjiang (Singkiang), Moros auf Mindnao im Süden der Philippinen mit weit zurückreichenden historischen Wurzeln, somit auch in der Verteidigung eines früheren Status. Die Majorität islamischer Staaten Asiens wie Bangladesh, Malaysia und Indonesien ist nicht fundamentalistisch, mit Pakistan als geographischer wie ideologischer Grenzfall. Nach außen, zu Nachbarstaaten, stellen sich aus ihnen Probleme aus anderen, spezifischen Gründen, so zwischen dem islamischen Pakistan und dem sä-

⁷² Ausführlich hierzu Seiten 48 ff; „Von der Weltanschauungskonfrontation zum universalen Rechtsverständnis“

kularen Indien als Rudiment aus der Teilung in Kaschmir. Der emotionale, partiell gewalttätige Konflikt aus dem Mittleren Osten richtet sich gegen den Westen. Auch das Asien jenseits des Khyber wurde durch terroristisch/fundamentalistische Anschläge wie in Indonesien, den Philippinen oder Pakistan betroffen, die sich gegen westliche Lebensweise, personifiziert durch westliche Touristen, und ihre Einrichtungen in Bali oder Jakarta und gegen wirtschaftliche Kooperationsvorhaben mit dem Westen wie das U-Boot-Projekt mit Frankreich in Karatschi richteten. Aber vergleichsweise waren dies Einzelfälle und ihre Wurzeln, ideologisch-politischen Motive und weitgehend auch ihre materielle Basis jenseits des Khyber im arabischen Raum, sofern nicht, wie auf den Philippinen, auch materielle kriminelle Gründe mitspielten. Aber diesseits von Ideologien, Religionen und Kulturen sind die staatlichen Ordnungen in den wichtigeren asiatischen Ländern, wie Erfahrung und Augenschein zeigen, jedenfalls hinsichtlich der Abwehr krimineller Bedrohung, dem Westen voraus. Zwar nicht überall in Asien, aber durch die Strassen Tokyos, Shanghais oder Kalkuttas kann ein Fremder nachts unbesorgter flanieren, als durch New York, Paris oder Frankfurt – von der Mutterstadt an Sicherheit und Sauberkeit in der ganzen Welt, dem asiatischen Singapur, gar nicht zu sprechen –, ähnlich oder ebenso Hongkong, Bangkok und weitere Städte in Japan oder China. Sicher, Gesetze und ihre Handhabung sind strenger, aber, wie am Beispiel Chinas gezeigt wurde, zunehmend im Rahmen eines universalen Menschenrechts-Verständnisses. Und die Todesstrafe ist nicht nur in den asiatischen Ländern sondern auch in den USA nicht abgeschafft.

Mit gleichen Interessen und Prioritäten in einer weitgehend respektierten globalen Ordnung geht es im Verhältnis Asien zum Westen und in der Welt, anders als Ländern im Mittleren Osten, um Bewahrung des Status quo. Dabei lässt schnelleres Wirtschaftswachstum, gesellschaftliche Konsolidierung durch Demokratisierung mit wachsendem Bildungsstand, auch zunehmender militärischer Stärke mit, wie im Westen, drei Atomwaffen-Mächten das relative Gewicht Asiens gegenüber dem Westen noch steigen. Schon vor der Jahrtausendwende hatte Asien mit 40% (Westen 11%) der Weltbevölkerung 25% des Weltsozialprodukts (ohne Japan; mit Japan 31%) erreicht – gegenüber dem Westen mit 49%. In 10 bis 20 Jahren könnte das BSP Asiens ohne Japan das BSP des Westens übertreffen, auch wenn sich die Dynamik der Spitzen-Performer China und der „kleinen Tiger“ auf längere Sicht und auf höherem Niveau abschwächt und, neben diesen und einer Anzahl mittlerer Performer wie Indien, eine ganze Anzahl Länder in Asien sich mit der Entwicklung schwer tut. Für Länder mit einem niedrigen Ausgangsniveau wie China und Indien würde dies trotz

der hohen Bevölkerungszahlen eine Verdreifachung des durchschnittlichen Einkommens (BSP pro Kopf) bedeuten, auch wenn dieses dann immer noch weit unter dem Niveau des Westens liegen würde. Aus einer Studie des Entwicklungszentrums der OECD lässt sich für das Jahr 2015 für Asien ein BSP-Weltanteil von 39% (ohne Japan, mit Japan 44%) entnehmen – gegenüber dem Westen von 32,5% BSP-Weltanteil.⁷³

Solche Ziffern und Vergleiche sind nicht mehr als eine Denkhilfe, um sich die Proportionen unserer Welt zu vergegenwärtigen. Wirtschaftliche ebenso auch wie politische Interessen richten sich nicht nach den Grenzen von Kontinenten und schon gar nicht eines so heterogenen wie Asien. Hier können sie vielleicht auch nützlich sein, um die Verschiebung grundlegender wirtschaftlicher Gewichte über Kontinentgrenzen hinaus zu verdeutlichen. Aber die wirtschaftlichen Interessen greifen gerade aus Asien in den Westen und aus dem Westen nach Asien, und sie sind jeweils auf die einzelnen Länder gerichtet und nicht „kontinental“. Gegensätze und Fronten gibt es heute eher in Asien selbst, als zwischen asiatischen und westlichen Ländern. Asien ist für den Westen keine Bedrohung, sondern eine Chance als Verstärkung der gemeinsamen Interessen in der Welt. Nicht nur global, sondern mit Asien als Brücke, könnte sich vielleicht auch die heutige Wert-Kluft zum Islam mit seinen fundamentalistischen Inseln im Mittleren Osten, einzige ernsthafte Bastion eines „Krieges der Kulturen“, leichter überwinden lassen? Asien ist nicht so wie der Westen durch Emotionen seit den Kreuzzügen (deren Erinnerung, eingebettet in die Religionsgeschichte des Islam, bis in die Gegenwart wach gehalten wird) und ab dem 20. Jahrhundert durch die Gründung Israels in Palästina belastet; Asien kann sich besser als Muster und Vorbild für eine friedliche Koexistenz von Zivilisationen betrachten, statt sich in einem „Kampf der Kulturen“, wie aus dem Westen konzeptualisiert, zu sehen.

Auf Süd- bis Ostasien, trotz einer größeren Moslem-Bevölkerung als in Staaten des Mittleren Osten und Nordafrikas zusammen und drei – mit Pakistan vier – großen Staaten mit majoritär moslemischer Bevölkerung hat sich die islamische Fundamentalismus-Welle nur am Rande herangetastet – so in die islamische Republik Pakistan (= offizielle Bezeichnung) unter der

⁷³ Ziffern und Projektion sind abgeleitet aus: Maddison „China Economic Performance in the Long Run“ (Development Center of the Organisation for Economic Cooperation and Development (OECD)). Tabelle 4, 2 Seite 97, „Level of World Performance and Potential, 217 Countries 1995 and 2015“. Folgende Ländergruppen sind hier daraus als „Asien“ bzw. „Westen“ zusammengefasst: Asien = „China, 7 Dynamic Asia, India, 31 Other Asia, Japan“, Westen = „United States, 32 Advanced Countries“. (Der „Rest der Welt“ ist wie folgt erfasst: „Latin America, Former USSR, Eastern Europe, Middle East, Africa“)

Präsidentschaft Zia U1-Haqs⁷⁴; aber der staatliche Säkularismus wie unter den Bhuttos und unter Präsident Musharaf blieb jedoch grundsätzlich gewahrt, Dank einer „gewissen demokratischen Legitimität“, wie Huntington⁷⁵ schreibt. Die Verbreitung fundamentalistischer Lehrmeinungen blieb auf private Religionsschulen beschränkt und aus dem öffentlichen Schulwesen ausgeschlossen. Die Ablehnung des fundamentalistischen Terrorismus ist auch in den moslemischen Staaten allgemein; die Einzelaktionen wie in Indonesien sind von außerhalb propagandistisch herangetragen, wohl auch finanziell getragen und auch operativ unterstützt, wenn nicht durchgeführt worden. Die Sprengstoff-Anschläge gegen Diskotheken auf Bali und das Vier-Sterne-Hotel in Indonesiens Hauptstadt Djakarta, in Pakistans Hafenstadt Karachi auf das französisch-pakistanische U-Boot-Bauprojekt und die Geiselnahme auf den Philippinen waren gegen den Westen und die Zusammenarbeit mit diesem und gegen asiatische Regierungsgewalt, soweit sie diese stützten, gerichtet. Sicher, innerhalb Asiens war die Teilung Indiens die schärfste religiöse Frontbildung mit den nachhaltigsten Folgen. Sie mag zwar außer in Kaschmir und um die Kaschmirfrage nicht mehr virulent sein, hat sich aber, wenn auch hauptsächlich nicht nur wegen dieser, im Laufe von Jahrzehnten im Verhältnis der beiden Teile des Subkontinents kaum aufgeweicht. Auch in Indien selbst kam es bis in die Gegenwart in seinen westlichen und nördlichen Unionsstaaten zu gewalttätigen Vorfällen aus religiösen z.T. historisch bedingten Gründen, und es gibt auch weiterhin zwischen radikalen Anhängern der Religionen noch offene unbewältigte Probleme; aber eigentlich regional und fallweise punktuell begrenzt, politisch aufgeheizt und genutzt und, wie seit der Verbreitung des Islam einst in Indien mit sozialem und Status-Hintergrund. Im Ganzen hat die Indische Union ihre Moslembevölkerung, die größer ist als die des Mittleren Ostens und Nordafrikas zusammen, friedlich staatlich und auch gesellschaftlich integriert.

Als Übergang aus damit abschließenden literarwissenschaftlichen, historisch-politischen unpersönlichen Hauptteil zu den anschließenden autobiographischen Notizen⁷⁶ aus und zu Asien im Anhang hierzu persönliche Erfahrungen aus der Wohngemeinschaft im Hause („Residenz“) des deutschen Generalkonsuls für die indischen Unionsstaaten und Territorien von ostwärts Delhi bis an die burmesische Grenze und von Darjeeling im Himalaya bis zum Indischen Ozean am Golf von Bengalen: So war unser

⁷⁴ Damals mit Wohlwollen der USA, die religiöse Bewegungen gegen die sowjetische Invasion in Afghanistan und in seinem Umfeld stützten.

⁷⁵ Huntington aaO Seite 175

⁷⁶ Seiten 17...

Koch ein durch keine religiöse Tabus eingeengter Christ, der Fahrer ein nicht besonders strenger und vor allem auf sein leibliches Wohl bedachter Moslem, der Hausdiener („Butler“) ein kluger souveräner Hindu, der Reiniger („Sweeper“) ein Kastenloser („Untouchable“) und der Gärtner aus der Bauernkaste ein streng kastenbewusster Hindu. Als Team hielten diese es nicht nur bei meinem Vorgänger, und weiter auch bei meinem Nachfolger aus, sondern auch kollegial zusammen und setzten sich auch füreinander ein, wenn dies gegenüber dem den Landes- und Haussitten zunächst nicht so kundigen Chef oder der Chefin nützlich wurde. Man mag diese Verhältnisse unter etwas besonderen Bedingungen als Einzelfall ansehen, aber sie schärften uns den Blick um festzustellen, dass dies jedenfalls in Kalkutta und wohl auch in Bengalen eher gewöhnlich war.

Die von uns in der regionalen Umwelt zu beobachtenden Zustände schie-
nen uns insgesamt eine zumindest friedliche Integration zu bestätigen, was
nochmals zum eigentlichen Anliegen des Hauptteils führt und diesen end-
gültig abschließt. Die Teilung Indiens hatte sich seinerzeit in Bengalen zu
Ostpakistan, heute Bangladesh, anders abgespielt als im ebenso geteilten
Punjab zu Pakistan im Westen Indiens, was sich nicht darauf zurückführen
lässt, dass Bengalens Teilung eine Tradition hat, aber früher eben nicht aus
religiösen Gründen. Auch in Bengalen kam es zu einem Massen-Exodus,
aber eigentlich nur von Nicht-Moslems aus Ostpakistan, auch dies mit
einem sozialen Hintergrund, da die vertriebenen Hindus meist der Ober-
schicht aus Grundbesitz, Wirtschaft und Verwaltung angehörten. Sieht man
von der Eingliederung der Zuwanderer ab, die bis heute aus Bangladesh ins
indische Westbengalen anhält und dort politisches Kopfzerbrechen macht,
so haben sich aus dem unverändert hohen Moslem-Anteil von 30% keine
Probleme ergeben. (Die illegale Zuwanderung von bäuerlichen Moslems in
das benachbarte Assam aus Westbengalen, aber vor allem auch aus Ban-
gladesh hat andere als religiöse Gründe, sondern ist ein ethnisches und
wirtschaftliches Problem). Im Unionsstaat Westbengalen leben Hindus und
Moslems wie auch Christen im Ganzen friedlich zusammen. Auch die poli-
tische Renaissance des Hinduismus vornehmlich im Westen und Norden
hat hier wenig Echo und stößt auch in ihren regionalen Schwerpunkten auf
Grenzen, wie die Abwahl der sie vertretenden Baratiya Janata Partei (BJP)
und die Rückkehr der Kongresspartei in das Zentrum der Macht in Delhi
uns auch regional gezeigt hat. Aber die BJP hat weder in ihrer Regierungs-
zeit den Säkularismus in Frage gestellt, noch stehen ideologisch in der Par-
tei die Versuche der Wiederbelebung und Erneuerung der ältesten großen
lebenden Religion unserer Welt im Gegensatz zu dem unwidersprochen an-

erkannten säkularen Rahmen der nationalen Integration auf gesellschaftlicher Basis in der Indischen Union.

Indien hat seinen schweren Unabhängigkeitsprozess überwunden und für eine multiethnische und multikulturelle Gesellschaft den Rahmen gefunden, so wie China und andere asiatische Länder aus den Irrwegen einer einseitigen Ideologie evolutionär herausgefunden haben. Asien begegnet heute dem Westen mit gleichen Zielen und sich zumindest nicht widersprechenden, wenn nicht gleichen Werten. Also könnten, ja sollten beide über den gegenseitigen wirtschaftlichen Nutzen hinaus aus den schon erkennbaren Ansätzen heraus in unserer biologisch-demographisch, technisch-kommunikativ und konsumptiv-lebensqualitativ enger werdenden, aber noch von Problemen geschüttelten Welt zum friedlichen harmonischen Zusammenleben mehr und mehr beitragen.

VII GLOBALISMUS UND MYTHOS: DIE PEKING-OLYMPIADE

Am 24. März des Jahres 2008 in Griechenland entzündete als „Hohepriesterin“ im Hera-Tempel Maria Natpliotou aus dem Sonnenlicht die Fackel für die Olympiade in Peking nach den Traditionen der europäischen Antike. Die Vorstellung war und sollte sein, dass dies die Öffnung Chinas und ihm folgend Asiens vollendet, die 1978 verkündet worden war, aber tatsächlich viel weiter zurückreicht: Auf die letztlich auf westlichen Ideologien basierende kommunistische Machtübernahme 1949 bis zu der aus der französischen Revolution abgeleiteten Beseitigung der Kaiser-Dynastie 1911, aber nicht zuletzt auf die Zeit davor und danach des westlichen Semi-Kolonialismus wie in Schanghai oder des Kolonialismus wie in Hongkong und Macao, ja eigentlich noch weiter bis zur christlich ausgelösten Taiping-Revolution zurück. Sicher, vieles waren Umwege, wenn nicht Irrwege, heute auch aus chinesischer und ohnehin aus westlicher Sicht. Aus der Begegnung zwischen dem Westen und China sind sie jedoch nicht wegzudenken und wirken wie etwa in Schanghai und Hongkong bis heute nach.

Wo steht China zum Westen heute? Aus dem Westen auf Asien gesehen, angefangen schon ein Jahrhundert früher mit Japan und seit dem letzten Quartal des 20. Jahrhunderts zunehmend China, ist es besonders die wirtschaftliche Leistung, auf die und ihre Wurzeln in diesem Werk rückblickend und mit Projektionen in eine Zukunft, die das Erreichen eines westlichen Lebens-Niveaus auch für China erreichbar erscheinen lassen, wie dies ausführlicher dargestellt worden ist. Und dies war ein Ergebnis eigener Leistung und eigenen Willens unter dem Begriff „Öffnung“ zwar in Zusammenarbeit mit dem Westen, aber eher trotz der früheren jetzt mehr oder weniger geschichtlichen Begegnungen. Dies bedingte aber auch einen grundsätzlichen Wandel, denn ohne eine gemeinsame Grundlage mit dem Westen wäre dies nicht möglich gewesen, und mit der Öffnung begann auch wieder die Rechtsausbildung an den Universitäten in China, und Rechtsanwälte als Beruf wurden nicht nur möglich sondern üblich. Allein auf den Geschäftsverkehr bezogen blieb es nicht; China wurde auch in die Menschenrechtsproblematik einbezogen und ließ sich, wie dies zum „Menschenrechts-Dialog“ ausführlich aufgezeigt wurde, einbeziehen, wobei

auch individuelle Schutzrechte des einzelnen mehr und mehr Gewicht erhielten.⁷⁷

Irritationen im Verhältnis zum Westen bzw. des Westens zu China schließt dies nicht aus, aus chinesischer Sicht, weil die Reaktionen vom Westen China übertrieben, wenn nicht falsch, vorkommen, aus westlicher Sicht, weil zumindest eine Lücke zwischen dem zur Kenntnis genommenen politischen Willen und der Durchführung in einem so weiten vielgestaltigen Land zu bestehen scheinen. Und ein so bedeutendes internationales und auch national stark herausgestelltes Ereignis wie die Olympiade 2008 in Peking forderte geradezu demonstrativer Kritik von Regime-Gegnern, die es nun einmal in jedem Land gibt, geradezu heraus, wie dies schon bei der ersten Olympiade 1936 in Berlin zu, wenn auch schließlich überwundenen, Anstößen kam, und sich dann sehr viel nachhaltiger gegen die Olympiade 1972 in Moskau gezeigt hat. 1936 in Berlin war es übrigens das erste Mal, dass eine Olympiade mit einem Fackellauf eingeleitet wurde, und zu Zwischenfällen kam es dabei auch, u. a. in Prag. Auf die Probleme des Frühjahrs 2008 in der Vorbereitung der Peking-Olympiade, die jedenfalls öffentlichkeitswirkend fast ein Kulminationspunkt in den westlich-chinesischen Beziehungen geworden waren, aber schließlich aufgefangen wurden und somit die Hoffnung auf diesen Höhepunkt der Welt- und Westoffenheit Chinas erhalten blieb, wird später eingegangen.

Zwar hat in Asien, in Sappora, schon die Winterolympiade stattgefunden; aber das war so im westlichen Japan und außerdem auf Hokkaido im letzten Zipfel von Asiens Nordosten. Vor allem ist nun einmal die Sommerolympiade und nicht die Winterspiele das Hauptereignis, und das nächste zu Asien war die Olympiade in Sydney in Australien. Für Asien ist in der Welt die Olympiade in Peking ein erstmaliges Ereignis, auch wenn sich für Asien so etwas lange angedeutet hat, etwa durch die Fußballweltmeisterschaften in Südkorea mit Japan, oder auch als Malaysia sich in die Grand-Prix-Rennauto-Wettbewerbe erfolgreich einbezog und Shanghai dem bei Anting in der Nähe der Koproduktion mit Volkswagen folgte und jetzt auch Singapur überlegt, dort eine Rennstrecke einzuweihen. Außerdem sind in China schon mehrfach internationale Leichtathletik-Wettbewerbe für Asien vorbereitet und erfolgreich durchgeführt worden. Man sollte auch nicht übersehen, dass Indien aus der britischen Tradition in Sportarten aus dem Westen wie Krickett, Hockey sowie auch Pferderennen mit Polo sowie Golf eine führende Rolle spielt und auch Weltmeisterschaften veran-

⁷⁷ „Der Menschenrechtsdialog mit China“ Seiten 85 bis 96; „Die Globalisierung der Menschenrechte in China“ Seiten 96 bis 103 ff.

staltet hat. Nicht weiter vertieft sei in diesem Zusammenhang, dass Asien auch eigene Sportarten wie Sumo in Japan, den Kampfsport Kung Fu in China oder das Kickboxen in Thailand und wohl noch manches andere hat. Wenn in Asien und aus dortiger Sicht unbestritten, ein Land einen solchen Höhepunkt wie die erste Sommer-Olympiade verdient hat, so China, von dem der Anstoß für eine in der Welt einzigartige Entwicklung auf ganz Asien ausging. Aus asiatischer Sicht ist dies vor allem wirtschaftlich motiviert, aber aus westlicher Sicht auch in der Assimilierung eines Wertesystems von Armutsbekämpfung bis Rechtssicherheit, wie es global im System der Vereinten Nationen, unterstützt von den internationalen Wirtschaftsorganisationen, durchzusetzen versucht wird, woran China uneingeschränkt, wenn nicht vorbildlich, mitwirkt.

Von außen auf China betrachtet sind es vor allem die zunehmende Durchsichtigkeit und Transparenz, die sich auch auf das auswirken, was im Westen als Demokratie-Verständnis verstanden wird, und außerdem eine Verknüpfung nach außen nicht zuletzt mit dem Westen, die nicht nur wirtschaftlich bedingt ist, sondern China auch in die außenpolitische Verantwortung einschließt. Vergleicht man heute die Medien im Westen und in China, so sind es die gleichen Themen, die auch in China kritisch behandelt werden, seien es soziale Probleme, der Umweltkomplex und selbst in der Außenpolitik, abgesehen von eigenen Interessen und direkten Interessenkonflikten.

Bis dahin war es wahrscheinlich der größte Schritt, wenn nicht Sprung, der sich für ein Land in der modernen Weltgeschichte vorstellen lässt. Nordamerika und Australien sind durch Einwanderung aus Europa „verwestlicht“ worden, und die USA sind heute „per se“ der Westen geworden, Lateinamerika ebenso überwiegend durch Einwanderung und Christianisierung. China hielt bei vielem Auf und Ab an seiner Eigenständigkeit fest und auch seine Umwege, selbst über die marxistische (westliche!) Ideologie waren für das Ergebnis nützlich, wenn nicht unerlässlich. Man braucht nur an das Ehegesetz in China nach der Machtergreifung denken, und dies mit der moslemischen Welt in Vorder-Mittelasien vergleichen, wo die untergeordnete Stellung der Frau nicht nur Bestandteil von Religion und Kultur ist, sondern auch für den männlichen Teil der Bevölkerung ihr Reiz ist, an ihr festzuhalten. Sicher, – die chinesische Revolution hatte es mit der Gleichstellung der Frau zu weit getrieben, da sie mit Kleidung, Haltung und Auftreten auch das frauliche verlor und sich erst nach der „Öffnung“ nach und nach westlichen Vorstellungen anzupassen begann, bis im Jahre 2007 in einem Weltschönheitswettbewerb in China (!) eine Chinesin (!) zur

Miss World gewählt wurde. Und schon vorher hatten die chinesischen Schauspielerinnen Weltstatus erreicht und Modenschauen wie etwa in Shanghai wurden nicht nur in China selbst, sondern auch über China hinaus publiziert. Und in Shanghai am „Bund“ sieht man auf den Bänken wieder Liebespärchen Händchen halten. Vor 30, 40 oder 50 Jahren hätte dies niemand gewagt. Und Bars und Diskotheken erleichtern auch in den chinesischen Großstädten die geschlechtliche Begegnung, möglichst mit der Absicht der Ehe. Chinas Umwege haben auch hier, wenn auch nach Hindernissen zu einer Anpassung geführt, die gerade auch nach außen besonders eindrucksvoll ist.

Aus dem Westen fällt es trotzdem erfahrungsgemäß schwer, China „westlich“ zu sehen. Sicher, es beeindruckt durch seine wirtschaftliche Leistung, mit der es sich wie schon Japan dem Niveau des Westens anzugleichen anschickt. Es erscheint uns jedoch belastet durch ein politisches System, mit dem Europa in der Sowjetunion und durch diese nur schlechte Erfahrungen gemacht hat, und dies spielt bis heute, vor allem in unserer Bundesrepublik, hinein.

Sicher, die chinesische Verfassung ist seit ihrer Inkraftsetzung 1950 wohl häufiger als jede andere Verfassung der Welt geändert worden. Aber die Grundstruktur ist dabei beibehalten worden, nicht nur hinsichtlich der Herrschaft einer bestimmten Partei, der kommunistischen als Vertreterin der im „Kapitalistischen System benachteiligten Arbeiter-Klasse“, sondern auch, was in der politischen Praxis wahrscheinlich wichtiger ist, am Stufenwahl-System von unten nach oben, das die Kontrolle der Partei-Herrschaft sicherstellt. Aber in diesem Rahmen werden heute gesellschaftliche sowohl rechtliche wie soziale Mängel ausführlich erörtert und durchaus westlich demokratisch behandelt und zu lösen versucht, auch wenn die Probleme nicht zuletzt wegen des ganz anderen Entwicklungsstandes und der Struktur des Landes anders sein mögen.

Zugegeben, Mehrheiten gegen die führende Partei sind nicht nur tatsächlich, sondern auch konstitutionell nicht möglich, auch wenn es andere Parteien gibt, die auch ein Mitspracherecht bis in die Legislative haben. Aber auch innerhalb der führenden KPC gibt es eine demokratische Meinungsbildung. Das wohl wesentlichste Ergebnis ist, dass China heute ein geschriebenes Rechtssystem hat, das auch bis nach oben verbindlich ist, wie die Verurteilung z.B. höchster Parteifunktionäre in Korruptionsfällen gezeigt hat.

Für den China-Kenner aus den fünfziger Jahren bis in das erste Viertel des 21. Jahrhunderts ist der wohl bemerkenswerteste Wandel die Transparenz innen wie von außen und dabei auch gerade der politischen Prozesse. In einer verfassungsmäßigen Führungspartei von über 60 Millionen Mitgliedern geht es ohne Demokratie nicht, und in den konstitutionellen Ebenen im Staat wie in den Provinzen, und selbst darunter sind auch andere Parteien zugelassen und auch dialog- und auch widerspruchsberechtigt. Selbst in der zentralen Regierungsspitze ist, wenn auch politisch symbolisch, ein nicht-kommunistischer Minister aufgrund seiner fachlichen Qualitäten einbezogen worden. Sicher, das stufenweise Wahlsystem, das erst über die Provinzebene zum Volkskongress führt, ist unerschüttert geblieben. Aber dies alles schließt einen intensiven politischen, offen geführten Dialog heute nicht mehr aus, und tatsächlich werden so zentrale wie umstrittene Themen wie die Kontrolle und Einwirkungen auf die regional in den Provinzen verhängte und exekutierte Todesstrafe ausführlich und lange öffentlich zugänglich diskutiert, und sind bis heute nicht abgeschlossen. Tatsächlich würde z.B. ein absolutes zentrales Begnadigungsrecht nicht nur der zunehmenden Kodifizierung des chinesischen Rechts zuwiderlaufen und wäre autokratischer als dies den chinesischen Kaisern zustand. Themen der Wirtschafts- und Sozialordnung werden ebenso ausführlich diskutiert wie das regionale Gefälle von der Küste im Osten und den Inneren nach Westen zwischen dem Rost-Zentrum in der einst japanischen Mandschurei und dem Süden von Shanghai bis über Kanton hinaus. Auch aus der inneren Wanderung mit Abermillionen sitz- und rechtslosen Wanderarbeitern ergeben sich Konsequenzen, und nicht zuletzt aus dem wirtschaftlichen wie technischen Fortschritt die immer dringendere Notwendigkeit eines „sozialen Netzes“. Vor dem gleichen Hintergrund treten auch die Umweltprobleme und die Frage der Rohstoffversorgung in den Vordergrund der Öffentlichkeit in China und auch aus China nach außen.

Es geht hier nicht darum auf dies alles sachlich einzugehen, sondern nur darum festzuhalten, wie transparent China auch vom Ausland her geworden ist, wobei China heute mit seiner Auslandsöffentlichkeitsarbeit durchaus realistisch und substantiv, wenn auch manchmal etwas provokativ sogar gegen eine zu positive Einschätzung des eigenen Lande ist. Im westlichen Vergleich ist dies nichts Besonderes. Aber man muss dies im Rückblick auf die fünfziger und sechziger Jahre sehen, als sich der Westen über „China-Watchers“ in Hongkong und später etwas professioneller, aber auch oft unzulänglich, nicht nur über die politische Verhältnisse, sondern auch über den wirtschaftlichen und sozialen Hintergrund ein Bild zu machen versuchen musste. Jetzt war das dagegen ein großer Schritt, wenn

nicht Sprung, wenn China auch nach außen selbstkritisch wirkt. Nicht überall in Asien ist die Transparenz so deutlich wie in China, und man sollte dabei nicht nur an Myanmar oder Nordkorea denken. Auch in den der Tradition so westlichen Philippinen, aber auch in manchen Teilen Indiens, so in der uns besonders fernen Nordost-Region erscheint uns manches undurchsichtig. Gemeinsam mit China haben aber heute alle, dass sie wirtschaftlich wie auch sozial mit den gleichen objektiven Maßstäben gemessen werden, von Institutionen wie den Vereinten Nationen über die Weltbank-Gruppe bis – nicht zuletzt – der Asiatischen Entwicklungsbank von außen und auch nach innen.

Was wiederum China anbelangt, so braucht man nur die chinesische Presse der fünfziger Jahre mit der heutigen vergleichen, gar nicht zu sprechen von den unrealistischen Vorstellungen aus der Zeit des „Großen Sprungs“ oder der ideologischen Verwerfungen während der Kulturrevolution. Aber selbst in der noch ziemlich realistischen Zeit davor ging es nur darum, Erfolge aufzuzeigen, und was davon abwich, wurde totgeschwiegen. Heute kritisiert die chinesische Presse auch nach innen und Katastrophen werden schon lange nicht mehr totgeschwiegen. Auch für Vorkommnisse aus dem täglichen Leben, etwa dass die örtliche Presse aufdeckte, dass Unternehmen Studenten unter Tarif beschäftigten, auch wenn sich dies zurecht gegen auslandschinesische Gemeinschaftsunternehmen richtete.

Auch chinesische Unternehmer wurden in sehr viel ernsteren Fällen kritisiert, so als Fälle von Zwangsarbeit in der Provinz Shansi von der Presse der Nachbarprovinz Anhui entdeckt und mit weiter Resonanz angeprangert wurden. Die sozialen Ungerechtigkeiten, die sich in China geographisch regional ergeben, nicht nur zum Nordwesten, sondern auch gegenüber den vernachlässigten industriellen Ansätzen im Nordosten aus der Zeit der japanischen Besetzung in der Provinz Liaoning in der ehemaligen Mandschurei, wurden auch in der chinesischen Presse aufgegriffen. Ein zentrales Thema des Grades der Transparenz sind die personellen Fragen zu den führenden Persönlichkeiten. Die Person Mao Tse Tung war in China unumstritten und ist dies bis heute. Aber von und für außen war er ein schon gefärbtes Symbol. In den fünfziger, sechziger und bis über die siebziger Jahre war es eine Hauptaufgabe der „China-Watchers“, zunehmend auch der Wissenschaftler in den entstehenden Fachinstituten, zu enträtseln, wer damals was und für was verantwortlich war. Heute werden Positionen und Funktionen der maßgeblichen Regierungspersönlichkeiten, der Partei der Legislative und sonstiger mit Fotos und Lebensläufen systematisch publiziert, und zu allen wichtigen Ereignissen werden Pressekonferenzen

für oder mit ihnen abgehalten. Bei der zweiten Sitzung des elften Nationalen Volkskongresses 2008 hat Chinas Präsident in einer Pressekonferenz selbst den Bericht über die Regierungsarbeit vorgetragen, ohne dass dies als etwas besonderes galt und auch auf den mittleren und unteren Ebenen ist so etwas üblich.

Sicher es gibt auch Kehrseiten, zu denen gerade mit der Öffnung die Beziehungen auch mit dem Westen betroffen waren und sind. Auch wenn heute die erfolgreiche chinesische Konkurrenz anders als zwischen den Kriegen damals die japanische Konkurrenz als Hilfe für den westlichen Konsumenten verstanden wird, so geht doch etwa die Konkurrenz um die seltener werdenden Rohstoffe insbesondere im Energiebereich auf Kosten des Westens und führt gelegentlich auch zu politischen Interessensgegensätzen oder zumindest nicht gerade zum Gleichklang wie im Verhältnis Chinas einerseits und des Westens andererseits zum Sudan oder dem Iran. Aber auch China vertritt nun einmal seine nationalen Interessen, und auch in China mit Einparteien-Regierung spielt sehr wohl auch die öffentliche Meinung im eigenen Lande eine Rolle. Aber auch in solchen kontroversen Fragen lehnt China die internationale Zusammenarbeit nicht ab, sondern divergiert von Fall zu Fall in den Mitteln. Aber man sollte auch diese Seite sehen, wenn aus dem Höhepunkt des Verhältnisses Chinas mit dem Westen eine Krise zu werden drohte, aus Gründen, die mit der Olympiade in Peking wenig zu tun haben außer dem, dass diese einen willkommenen Anlass zu Demonstrationen mit weltweiter Reaktion bot. Am Jahrestag eines Aufruhrs vor 40 Jahren, der dann zur Flucht des Dalai Lama nach Indien ins Exil geführt hat, der ihm damals als verantwortlich angelastet werden musste, kam es zu Ausschreitungen in Lhasa wie in anderen Regionen Tibets gegen dort lebende Han-Chinesen, auf die die Verwaltung erst eher abwartend, dann aber nachhaltig reagierte. Es besteht Anlass zu der Annahme, dass dies keine zufällige Koinzidenz war, sondern schon länger vorgesehen und vorbereitet aus tibetanischen oder sonstigen chinesischen Exilkreisen kam.

Jedenfalls führte dies dazu, dass sich in emotional hochgehenden Wellen der traditionelle Westen mit grenzüberschreitenden Forderungen „nach den Menschenrechten“ einerseits, und China andererseits, die Grundsätze der asiatischen Bandung-Konferenz der „Nichteinmischung“ gegenüberstanden, wobei China auf die Rechtmäßigkeit seiner Maßnahmen hinwies. Bei dem die Olympiade einleitenden Fackellauf durch die Olympiade-Länder, so in London, wo die Olympiade für 2012 vorgesehen ist, und besonders in Paris, dessen Olympiade-Bewerbung für 2012 abgelehnt worden war, zu

Demonstrationen auch mit Gewalt außer an der Schutzgruppe auch an chinesischen Fackelläufern selbst gegen das chinesische Vorgehen in Tibet kam. Das Thema beherrschte die westliche Öffentlichkeit in Westeuropa und vor allem in Frankreich wochenlang und ebte erst langsam ab. Dabei blieb unklar, ob sich dies radikal bis terroristisch auf eine Unabhängigkeit Tibets gegen das Vorgehen der Ordnungsmacht China oder aber, wie vom Dalai Lama nachhaltig vertreten, um eine verständnisvollere verstärkte Autonomie Tibets richtete, wobei die Tibeter selbst in ihrer Mehrheit wohl am ehesten den Vorstellungen ihres Gott-Königs, dem Dalai Lama, zustimmen würden. Letztlich war dies auch die einzige realistische Lösung, nicht nur unter den gegebenen Machtverhältnissen, sondern auch unter den heutigen Entwicklungsbedingungen für Tibet. Tatsächlich hat wesentlich zur Beruhigung beigetragen, dass sich China bereit erklärte, den im letzten Jahr als zwecklos abgebrochenen Dialog mit dem Dalai Lama wieder aufzunehmen⁷⁸.

Bei der Sitzung des olympischen Komitees im April 2008 wurde schließlich entschieden, dass alles so weiterlaufen sollte. Unter den Mitgliedern war der Westen eben nicht mehr bestimmend, zumal sich Nordamerika zu Westeuropa weniger solidarisch verhielt, als vielleicht erwartet. Wie in den

⁷⁸ Auf Tibet war bereits im Rahmen der asiatischen Minderheitsprobleme (Seiten 104 ff) allgemein eingegangen worden. Im Gegensatz zu vielen anderen Teilen Asiens und fast ganz Chinas hatte ich keine Gelegenheit Tibet zu besuchen. Aber während meiner Tätigkeit in Kalkutta lag Kathmandu Hauptstadt Nepals in Wochenend-Ausflugsnähe, wovon wir häufig Gebrauch machten, meine Frau nicht zuletzt, weil sich in Kathmandu ein aus Indien viel besuchtes und durchaus westliches Spielcasino befand, während Glücksspiele in Indien verbunden sind. Aber dabei blieb es nicht und Exkursionen führten uns auch in die weitere Umgebung und mich einmal auch mehrtägig ins Zeltlager in die Himalaya-Ausläufer einmal wurde ich zu einem von der Empfangsseite protokollarisch formal gestalteten Besuch in einem Buddhistenkloster empfangen, dessen Abt als Chef der nicht-tibetanischen „Gelben Sekte“ sich dem Dalai Lama in Lhasa durchaus ebenbürtig fühlte. Außerdem habe ich mit meiner Frau in Nepal tibetanische Flüchtlingslager besucht, und noch heute gebrauchte Strickwaren und Teppiche gekauft, um etwas für ihren Kommerz beizutragen. Während dies in den anliegenden persönlichen Notizen als nicht weiter relevant unerwähnt blieb, wird dort unsere Reise nach Sikkim einschließlich einer Klosterübernachtung am Fuße des Gaurisanka sowie natürlich auch zu den Pilgerorten des Buddhismus in dem zu meinem Amtsbezirk gehörenden indischen Unionsstaat Bihar mit dem Geburtsort Buddhas und den Ruinen eines ersten großen Buddhistenklosters erwähnt. Noch viel weiter zurück aus meiner Jugendzeit sind mir die Reiseberichte Sven Hedins und Berichte einige Jahrzehnte später aus britischen Lagern in Indien bis nach Tibet geflohener deutscher Kriegsgefangener in Erinnerung, die z.T. in Lhasa sogar familiär Fuß fassen konnten, das damals wie Tibet überhaupt ziemlich mittelalterlich geschildert wurde, mit selbstherrlichen Grundbesitzern und ihren völlig abhängigen Hofhassen ein ausgebreitetes Mönchswesen über allem ein Dalai Lama und das Land unter einer ziemlich rudimentären tibetischen Verwaltung, die das Räuberunwesen in weiten Teilen nicht im Griff hatte. Und ein damals schwaches China war weit weg.

Vereinten Nationen bestimmt nicht allein der Westen das Weltgeschehen. Und das gilt auch nach der Zusammensetzungen der bestimmenden Gremien für Olympia, obwohl eine Idee des Westens mit mythischen Wurzeln in der Entstehung des Westens im alten Griechenland ist.

Nachhaltiger als diese formale Besiegelung der Olympiade 2008 war jedoch aus westlicher Sicht, dass China gerade im Olympia-Jahr bei einem der größten Erdbeben des Landes in der Provinz Sichuan seine Humanität unter Beweis stellte, obwohl diese Katastrophe gerade im Olympia-Jahr eine zusätzliche finanzielle und auch psychologische Belastung sein muss. Und vom Westen aus wurde die Öffentlichkeitswirksamkeit und wohl auch in dankbarer Überwindung der vorangegangenen Irritationen mit uneingeschränkter Solidarität unterstützt. Der Kontrast der Reaktionen in China zu denen der Sturmkatastrophe in Burma gab dazu eine zusätzliche Gelegenheit.

Zu einer politischen Krise im Verhältnis des Westens oder einzelner westlicher Länder zu China oder auch nur zu einer politischen Reaktion ist es durch die Ereignisse nicht gekommen; selbst Überlegungen, der Eröffnung der Olympiade in Peking fernzubleiben, wurden revoziert. Im Gegenteil wurde politisch der Öffentlichkeit entgegenzuwirken gesucht: Der Präsident Frankreichs sandte als persönlichen Vertreter den Vorsitzenden des Parlaments und einen früheren Ministerpräsidenten nach Peking um sich für die Vorgänge in Paris zu entschuldigen, nicht nur bei der chinesischen Regierungsspitze, sondern auch bei der in Paris angegriffenen chinesischen Fackelläuferin. Auch im Westen bei uns erwies sich dies als öffentlichkeitswirksam. Auch trug es zum Verständnis und letztlich zur Verfestigung der Verhältnisse Gegendemonstrationen in China gegen westliche Wirtschaftsinteressen wie besonders die französischen Supermärkte Carrefour bei. Die Ausschreitungen wurden von der chinesischen Polizei unterbunden.

Auch wenn jetzt die olympischen Spiele 2008 so weitergehen sollen, sind terroristische Überraschungen nicht ausgeschlossen, wie sie die Olympiade in München und später in Los Angeles gezeigt haben. Wie auch immer, China wird durch die Olympiade positiv oder negativ näher gebracht, und sie trägt letztlich dazu bei es zu verstehen, worauf es auf lange Sicht eben ankommt, wenn Asien mit dem Westen einmal zur Friedensbrücke für die Welt werden soll. Eine Boykottentscheidung wie zu der Olympiade in Moskau 1980 ist jedoch nicht mehr zu erwarten, und ähnliche Vorfälle wie in München oder auch später in Los Angeles, die bei einem solchen Ereig-

nis nie auszuschließen sind, wecken nur weltweites Solidaritätsgefühl. Die Olympiade 1936 in einem übersteigerten Selbstwertgefühl stand zwar am Anfang der deutschen Katastrophe, aber es ist anzunehmen, dass China mit seinen Vorstellungen realistischer bleibt. Jedoch abgesehen von dem beiderseitigen nationalen Hochgefühl aus einem solchen erstmaligen Anlass wie der Olympiade lässt sich eine Parallele zwischen einem Deutschland mit seiner noch nicht überwundenen Kriegsniederlage, eingengt durch den daraus folgenden Versailler Vertrag und das noch weiter zurückreichende Gefühl, ein „Volk ohne Raum“ zu sein, ohne den damals nicht so erkennbaren Ausweg der „Globalisierung“,⁷⁹ und andererseits China kaum vorstellen: Nach einem dank der Hilfe der USA aus dem Westen gewonnenen Krieg, einer erfolgreichen Revolution aus eigenem Willen und eigener Kraft und als ein „Raum ohne Volk“ und damit traditionell nach innen gerichtet, waren die Voraussetzungen völlig anders. Sicher ist heute nicht mehr „der Raum“ das Problem, aber doch die Rohstoffversorgung besonders im Energie-Bereich. Aber dass dies China zu einer „Expansion“ wie das Deutsche Reich nach Russland führen könnte, ist unter den heutigen Bedingungen nicht vorstellbar. Zwar bietet die Globalisierung Möglichkeiten, aber in einem Fall wie der Erschließung der Gas- und Petroleumvorkommen im Gelben Meer scheint nur eine friedliche und vertragliche Lösung mit dem Konkurrenten Japan denkbar, wie überhaupt schon früher China mit seinen asiatischen Nachbarn die friedlichen Lösungen in den Grenzfragen zu Burma oder Vietnam angestrebt oder akzeptiert hat. Immerhin bleibt die Frage, ob China über seine tatsächlichen großen Fortschritte mit einem Image wie dem der Olympischen Spiele in der Anerkennung der Welt über seine zweifellosen Fortschritte hinaus internationales

⁷⁹ Die Olympiade 1936 in Berlin, aber mehr noch ihre Folgen, sind mir in nicht zu vergessender Erinnerung geblieben: Als 16jähriger Obersekundaner hatte ich Gelegenheit, zeitweise den Platz eines dafür privilegierten Militär-Familien-Angehörigen auf dem „Reichssportfeld“ zu benutzen und bejubelte die Erringung der Goldmedaille für die deutschen Speerwerfer, aber auch ohne rassistische Hintergedanken die des schwarzen Amerikaners Jesse Owen. Zwei Jahre später schlossen sich daran sechs Jahre Krieg für mich an – von der ersten Minute an bis zum bitteren Ende, nach Unterbrechung durch eine schwere Verwundung in Russland und anschließender einjähriger Genesung folgte dann wieder Fronteinsatz und schließlich Gefangennahme durch die Amerikaner am Rande von Köln mit anschließendem völligem Neuanfang. Noch dramatischer und sogar örtlich bezogen auf die Berliner Olympiade ist es meinem Vater – zuletzt als Beamter mit einem Teil des OKH (Oberkommando des Heeres) nach Berlin-Spandau ausgelagert – ergangen. Am heftig umkämpften „Reichssportgeld“ vorbei hatte er sich mit seinen Kollegen (damals „Kameraden“) entlang der Heerstraße nach Westen durchzuschlagen versucht. Aber der russischen Gefangenschaft entging er nur, weil er sich in einer Mühle westlich Berlins als Müller verkleidete und immerhin mit meiner Mutter bis zum Mauerfall in Westberlin leben konnte. Für die Olympiade 2008 ist so etwas kaum ein Risiko.

Prestige erzielen kann. Zumindest im Westen weckt die Olympiade eher auch Skepsis.

Was das auch im Westen so stark in den Mittelpunkt geratene Tibet-Problem anbelangt, so sollte das Thema nicht nur unter den heutigen Zwängen des Globalismus gesehen werden, die keineswegs nur kommerziell sind, sondern auch in Erinnerung und im Vergleich zu dessen Kolonialära oder auch zu den Indianerkämpfen bis zur Auslöschung in den Amerikas, wozu das chinesische Verhalten eher rechtsstaatlich erscheint. Das wird auch durch Dialog, jedenfalls nach innen, unterstützt, wenn auch wiederum vom Westen dies als „Kampagnen“ zu blasphemieren versucht wird. Tibet war über die Kolonialzeit auf Grund seiner geologischen Verhältnisse und zwischen den Weltmächten eine Oase. Dies ist jetzt kommunikationstechnologisch wie politisch nicht mehr der Fall. Ob China allein wie für Hongkong und Makao und sich zunehmend anzeigend für Taiwan eine Lösung findet oder an ihr aktiv arbeitet wie gegenüber Nordkorea bleibt für den Westen nur abzuwarten. Global und aus der Sicht des Westens gibt es sicher gravierendere Probleme als China/Tibet. Das Problem Nordkorea als Atomwaffen-Aspirant bei hungernder Bevölkerung, in das China als Vermittler maßgeblich involviert ist, wurde schon erwähnt. Desweiteren das mittlerweile Jahrzehnte andauernde, unverändert repressiv militärdiktatorisch beherrschte Burma. Und schließlich das Problem in den Grenzgebieten Pakistans zu Afghanistan sowie dort auch das zu Indien ungeklärte Kaschmir-Problem. Weiter gibt es erfahrungsgemäß in abgelegeneren Teilen Asiens Probleme, die für den Westen im Schatten bleiben, wie die Erfahrungen von Kalkutta für Indiens Nordost-Provinzen gezeigt haben.

Aber dem steht gegenüber, dass die friedliche auch integrative Zusammenarbeit besonders in Südostasien deutliche Fortschritte gemacht hat, auch wenn das jeweilige kommerzielle nationale Interesse Grenzen zieht. Das Mekong-Projekt geht seiner absehbaren Vollendung entgegen. Bald wird man mit dem Auto bequem vom chinesischen Kunming in der Provinz Yunnan bis nach Bangkok in Thailand fahren können, ganz abgesehen von den viel wesentlicheren Erleichterungen im Handel und Warenverkehr. China hat als Modell wesentlich zur Entwicklung nach Südost-Asien wie auch Südasien langfristig beigetragen und beteiligt sich auch heute unmittelbar. Jedoch ist das Mekong-Projekt abgesehen von dem Zubringer aus Kunming ein gesamtasiatisches mit Initiativen aus Südostasien und in der Durchführung auch weltweites und dies, nicht zuletzt, mit dem Westen. Und China, anders als Japan, welches immer noch aus der Kriegszeit in seiner damaligen „Cosprosperity-Zone“ belastet ist, findet heute gerade in

Südostasien leichter offene Türen. Deswegen ist auch die Idee einer ersten asiatischen Olympiade in Asien selbst nicht auf Kritik, Ablehnung oder Konkurrenz gestoßen, sieht man von dem besonders gelagerten Fall Tibet ab, mit dem sich in Asien nicht einmal die benachbarten Indien oder Nepal identifiziert haben. Auch aus anderen Gründen, etwa des nationalen Prestiges, sieht es auch die andere asiatische Großmacht Indien nicht anders, dessen Verbindung und Verflechtung mit dem Westen eher auf anderen Wegen noch enger ist, wenn etwa heute, anders als zur Zeit „unseres Rourkela“, der Welt größter und reichster Stahlproduzent, ein Inder, mit Mehrheitsbeteiligungen in West-Europa ist. Hinzu kommt, dass die indische Tata ein amerikanisches Auto-Prestige-Modell für die eigene Fertigung in Jamshedpur gekauft hat, dass der berühmte amerikanische Film-Regisseur Steven Spielberg (Jurassic Park u.a.) erwägt, aus Hollywood nach „Bollywood“, der indischen Filmmetropole in Bombay (Mumbai), überzusiedeln und sich zunehmend westliche Großfirmen über das Internet des Service indischer Firmen bedienen.

Wie sich die olympische Idee in Asien nach der Präzedenz von Peking auch aktiv weiterentwickelt, bleibt abzuwarten. Wahrscheinlicher als möglicher Austragungsort (wenn überhaupt?) als etwa Indien sind in Südost-Asien wohl die „kleinen Tiger“ zusammen oder auch einzeln, aber auch Japan, wo ja schon einmal die Winterolympiade stattfand, zumal dies außer dem Prestige auch kommerziell der Touristenwerbung dienen könnte. Auf China bezogen stellt sich die Frage, ob die Olympiade in Peking wirklich sein Ansehen jedenfalls im Westen der Welt weiter erhöhen kann, als es dies durch seine Entwicklung der letzten fast 30 Jahre ohnedies schon erreicht hat. Was zählt sind Fortschritte nicht nur in der Wirtschafts- und Wohlstandsleistung, sondern auch gesellschaftlich-sozial. Vieles hat sich auch in China in diesem weiteren Sinne entwickelt. Aber ob die Olympiade noch weiter dazu beitragen kann, ist eher zweifelhaft und mag dem Image vielleicht auch geschadet haben. Auch in China selbst mag sich diese Erkenntnis durchsetzen, auf was es sich dabei eingelassen hat. Aber die Welt ist heute größer als nur der Westen, das Ereignis mag weltweit doch zum Verständnis der Größe und Bedeutung Chinas beigetragen haben.

NACHTRAG

Der Zug des Westens nach Osten in der Welt und zu Asien; Rückblick und Ausblick

Bis in die Gegenwart ist in der Welt und besonders in Asien der Westen mehr als nur eine Himmelsrichtung. Vielleicht haben schon zur damaligen Zeit die Hellenen und Römer das damals zugängliche Kleinasien so gesehen ... Sicher aber wurde „der Westen“ mit dem Beginn der Kolonialzeit aus dem davon betroffenen Asien so begriffen, auch wenn sich die Berührungspunkte aus dem Westen verschoben – schon im 17. Jahrhundert Portugal, wenig später die Niederlande, dann auch Frankreich, bis schließlich Großbritannien alle anderen Ansätze überholte und z.B. Frankreich auf den „Fernen Osten“ und auf den „Mittleren Osten“ verwies. In und durch die beiden Weltkriege und danach wurde Nordamerika mit zunehmendem Gewicht als „der Westen“ subsumiert, obwohl die Vereinigten Staaten zunächst von Osten nach Asien – in die Philippinen – vorgedrungen waren.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich dann im Ost/West-Konflikt der Begriff des Westens verfestigt und konkretisiert, aber auch verschoben. Früher endete der Westen an der Grenze Polens oder Russlands, sofern Deutschland bis in die Zeit des Deutschen Reiches, ebenso wie das österreichische Habsburgreich, sich nicht als etwas besonderes – Mitteleuropa – gegenüber dem Westen sah. Nach dem zweiten Weltkrieg endete der Westen jetzt an der Elbe bzw. an der Berliner Mauer. Aber der Westen verfestigte sich dadurch nicht nur, sondern übte eine zusätzliche Anziehungskraft aus, die bis heute nach Osten fortbesteht, nicht jedoch unbedingt in die ehemalige Kolonialregion von Süd- bis Ostasien: Von Indien bis China wurde der Ost/West-Konflikt politisch bis ideologisch auszuspielen gesucht, und die Volksrepublik China identifizierte sich mit dem Osten „gegen den Westen“ im „Ostblock“.

Ab den achtziger Jahren hat sich die Welt im Ost/West-Verhältnis erneut verändert, von Deutschland aus gesehen mit dem Fall der Berliner Mauer und der Wiedervereinigung 1990. Die Grenze des Westens nach Osten ist fließend geworden; nicht nur, dass sich mit Polen, den baltischen Staaten und Ungarn die Europäische Gemeinschaft konstitutionalisiert nach Osten ausdehnte. Durch den von allen westlichen Mächten gebilligten und darü-

ber hinaus von den Vereinten Nationen abgesegneten Einsatz einschließlich der NATO in Afghanistan „bis zum Hindukusch“ reicht die Wirkung des Westens bis nach Zentralasien hinein. Und was den europäischen Teil dieser Landbrücke nach Asien anbelangt, scheint die Entwicklung zwischen Ukraine und Kaukasus noch nicht abgeschlossen. Was die westliche Zivilisation in der Kolonialzeit nicht erreichen konnte, übt hier durch höheren Lebensstandard und mit der humanen Gesellschaftsform der Demokratie eine natürliche Anziehungskraft aus.

Vom Asien zwischen Indien und China war diese Landbrücke über Zentralasien historisch die offene Flanke, während die Meereseiten Schutz boten. Besonders China war nach Norden und Nordwesten offen. Indien und Südostasien lagen zwar nach Norden im Schutze der Himalaya-Gebirgskette, ließen sich aber um diese herum aus dem Nordwesten über Land erreichen. Für China waren die Auseinandersetzungen mit den Steppenvölkern des Nordens ein Dauerproblem, dessen Symbol das größte Bauwerk unserer Erde, die Große Mauer, geblieben ist. Sie hat nicht verhindern können, dass China unter den Mongolen und später unter den Mandschus unter Fremdherrschaft geriet, wenn es sich ihnen gegenüber auch kulturell/zivilisatorisch erfolgreich durchsetzte. Indien hat zwar den Anbränden aus dem Westen, dem arabischen Islam, standgehalten, und der Alexanderzug war seinerzeit nach Indien ein Abenteuer und kein Versuch echter Macht- ausbreitung. Ganz anders war dagegen der Einfall der Mongolen aus dem Nordwesten mit dem Fanal des Delhi-Massakers zunächst nur akut, aber auch mit weiterreichenden Folgen. Zwar zogen sich die mongolischen Reiter scharen nach Brandschatzung und Raub wieder in ihre Heimat zurück. Aber die Nachfolger ihrer Herrscher gründeten die Moghul-Dynastie, die sich genealogisch bis auf Dschingis Khan und seinen Nachfolger, den Eroberer und Zerstörer Delhis Timur zurückführte.

Sie herrschten über ein selbstständiges Indien, dessen Bedeutung in seiner Glanzzeit die aller seiner Nachbarn, auch die seiner ehemaligen Herkunfts- und Durchgangsländer, von Usbekistan bis Persien überragte und sich dabei auch „hinduistisch“ adaptierte. Aber es war letztlich doch eine aus dem Nordwesten eingedrungene Fremdherrschaft, die erst in ihrem Niedergang, jetzt aber nach den technologischen Fortschritten über See aus dem Westen und Südwesten durch die englische Kolonialherrschaft abgelöst wurde. Das unabhängige Indien versucht seither, seine nationalen Wurzeln nicht vor die englische, sondern zurück bis vor die Moghul-Herrschaft zu suchen. Und selbst unter der britischen Herrschaft schien die Bedrohung aus dem

Norden nicht gebannt, die ihre Bastion nach Afghanistan und nach Tibet entgegen dem russischen Zarenreich vorzuschieben suchte.

Diese Szenarien sich in Erinnerung zu rufen, mag gefühlsmäßige Emotionen begreifen lassen, welche das Vorschieben der Positionen des Westens nach Zentralasien in China oder Indien wecken mag, zumal jetzt hinter und mit dem Westen eine Supermacht auftritt und manche Überlegungen im amerikanischen Verteidigungsministerium auch eine Substanz zu geben scheinen, auch wenn unter den heutigen technologischen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen solche Szenarien irrealistisch sind. Auf welchen Wegen auch immer entwickelt sich das Verhältnis des Westens zu Asien zu einer Brücke, nicht zu einer gegenseitigen oder einseitigen Bedrohung. Nicht nur dass sich die Welt gewandelt hat, die Interessen des Westens und Süd- bis Ostasiens gehen in Zentralasien heute parallel. Auch aus dem Süden und Osten Asiens schiebt sich ihr Einfluss wie der des Westens nach Zentralasien mit den gleichen Zwecken vor: Wenn Soldaten aus dem Westen heute am Hindukusch stehen, so haben dem Mandat der Vereinten Nationen auch die asiatischen Länder zugestimmt oder jedenfalls nicht widersprochen, was China mit seinem absoluten Veto hätte wohl hätte verhindern können. Umgekehrt hindert der Westen China nicht daran, seinen Einfluss auf Zentralasien auszuweiten; Mit seiner Shanghai Cooperation Organisation verfolgt China gemeinsam mit Russland und in Zusammenarbeit mit den sechs zentralasiatischen Staaten die gleichen Ziele wie der Einsatz von NATO-Truppen am Hindukusch, indem sie Situationen, wie sie in Afghanistan eingetreten sind, vorzubeugen suchen; dass ihre Zusammenarbeit auch auf die Wirtschaftsförderung gerichtet ist, wirkt sich längerfristig im gleichen Sinne aus. Wie aber die Interessen des Westens und Asiens hier zusammenlaufen, zeigt sich noch direkter in dem Projekt der vom Westen wie Asien gleichermaßen getragenen Asiatischen Entwicklungsbank, in Zentralasien eine Central Asia Regional Asian Cooperation „CAREC“ ins Leben zu rufen und zu fördern, auch hier mit der Absicht der Anti-Terror-Koordination, aber vor allem der wirtschaftlichen Zusammenarbeit. Auch eine neuerdings von China ausgehende Initiative, über die Shanghai Cooperation Organisation mit ihrem begrenzten Mitgliederkreis hinaus in einem „Forum“ weiterer Teilnehmer aus Asien, wie das ohnehin an der SCO interessierte Indien sowie den Iran, Pakistan, Nepal, die mongolische Volksrepublik sowie auch Südkorea, zu regelmäßigen Zusammenkünften in Chinas alter Hauptstadt Xian zusammenzubringen, sollte nicht als ein „ganging up“ verstanden werden; die Veranstalter stellen besonders heraus, dass von Xian einmal die alte Seidenstraßen als Verbindung der damaligen chinesischen und römischen Reiche ausgegangen ist und dass die

Initiative als eine Verbindung zum Westen und nicht als Konfrontation gedacht ist.

Die Zusammenarbeit zwischen dem Westen und Asien nur auf parallele Interessen bei der Terrorbekämpfung zu gründen, ist zu kurz gegriffen. Es ist auch nicht nur der gegenseitige wirtschaftliche Nutzen aus einer offenen Zusammenarbeit, obwohl dieser nicht nur in Asien den Weg aus der Armut weist, die vielleicht die wichtigere Wurzel auch für den Terrorismus ist. Das wichtigste, wenn auch im engen Zusammenhang damit, ist als Grundlage die zunehmende Anerkennung der Werte als Konstante, wie sie sich im Westen durchgesetzt hat. China hat dabei die größten Schritte unternehmen müssen und, wie wir heute feststellen, unternommen. Es hat sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf seiner hausgemachten Zwangslagen gezogen, nicht zuletzt durch seine Öffnung zum wirtschaftlichen Wachstum im gegenseitigen Nutzen. Die Meerseite dient nicht mehr selbstgewollter Isolierung oder dem „Containment“ als Schutz von außen, sondern als Zugang und Ausgang zu Verbindung bis Verknüpfung; und auf der Landseite in den einmal gefürchteten Nordwesten wird symbolisch in China seine alte Hauptstadt Xian – seinerzeit Verbindung in das Zentrum damaliger westlicher Macht: Rom – wiedererweckt, auch wenn unter modernen technologischen und kommerziellen Bedingungen die Praxis anders aussieht.

Aber Asien und der Westen treffen sich nicht nur im Mythos der Seidenstraße, sondern versuchen auch neue Wege zum gegenseitigen Nutzen zu bahnen. Das frühere Einfallstor aus Zentralasien nach Südasien, das heutige Afghanistan, soll zu einer friedlichen wirtschaftlichen Verbindung von Zentralasien bis an die Küste des indischen Ozeans werden. Auf der vierten Ministerkonferenz des erwähnten zentralasiatischen regionalen Zusammenarbeits-Gremium CAREC ist Afghanistan erstmals neben China, Russland und den sechs zentralasiatischen Staaten als volles Mitglied aufgetreten und von der Asiatischen Entwicklungsbank (deren Mitglied es schon seit ihrem Gründungsstadium war) wird es seit 2003 besonders für diesen Transport-Korridor aktiv gefördert. Die deutschen Soldaten am Hindukusch im Rahmen der westlichen Sicherheitsmaßnahmen, die uns durch den auf den Westen übergreifenden Terror aufgezwungen worden waren und die jetzt auch die vom Westen wesentlich getragenen Sicherheitsvorkehrungen schützen, liegen auch im asiatischen Interesse weit über die antiterroristischen Interessen und Zusammenarbeit hinaus. Ein wichtiges Teilstück des Weges von Kandahar nach Quetta in Südpakistan ist im Oktober 2005 modern wiederhergestellt worden, und bis 2008 soll das

Straßennetz insgesamt wieder aufgebaut oder neu gebaut worden sein⁸⁰, dass der „Korridor“ kommerziell benutzbar sein soll; der alte Traum schon aus den Zeiten des Zarenreiches, ein Zugang zum Meer nach Süden, begönne sich friedlich über Pakistan zum indischen Ozean, eine friedliche Entwicklung vorausgesetzt, auch über den Iran in den persischen Golf zu erfüllen, wenn sich dann Zentral- bis Südasiens Westgrenze über den Khyberpass bis an die Grenze Irans heranschiebt.

Auch abgesehen von diesem Beispiel gibt es im Verhältnis des Westens zu Süd- bis Ostasien mehr Interessensgemeinschaften als Konfliktpotential und auch kein akutes Spannungsproblem. Dies schließt jedoch innerasiatische Probleme nicht aus, die auch zu Frontenbildung auch im Verhältnis aus dem Westen und dadurch zu einer Verschärfung führen können: Das Formosa/Taiwan-Problem, abtrünnige Provinz einerseits, Demokratie- (und militärischer) Stützpunkt andererseits, die Nuklealisierung Nordkoreas, wo sich immerhin die Interessen des Westens wie der benachbarten asiatischen Länder treffen, schließlich nationale Probleme in Südost-Asien, für die aus dem Westen nur der allgemeine Wunsch friedlicher Beilegung ohne Frontstellung besteht.

Aber das sollte man besser im Weltvergleich, und dies nicht nur so eklatant zum Mittleren Osten, sondern selbst zu Europa, sehen: Etwa wenn man die friedliche demokratische Lösung des 100 Jahre zurückreichenden Hongkong-Problems mit der immer noch nicht abgeschlossenen und davor nur durch gewaltsamen Militäreinsatz aufzulösenden Kosovo-Frage vergleicht. Auch das gemeinsame Vorgehen der USA mit den ostasiatischen Nachbarstaaten gegenüber Nordkorea vergleicht sich immerhin vorteilhaft zu dem Stand und wohl auch den Aussichten gegenüber dem Iran.

Das sind akute Problemfälle: Dem stehen grundsätzliche Lösungen, politisch und historisch, gegenüber, die in unserer Welt beispielhaft sind. So wie einst der Zusammenhalt Indiens trotz seiner ethnischen wie kulturellen Heterogenität als moderne pluralistische Demokratie, und dies auch im historischen Vergleich, etwa mit der europäischen Habsburg-Monarchie mit ihren auch heute noch nicht abgeschlossenen Folgen mit dem Kosovo als nur eine der Folgen. Sicher, Habsburg-Österreich hat anders als Indien einen zweiten Weltkrieg verloren (der sich dort entzündet hatte), aber die Türken auf dem Balkan bis vor die Tore Wiens und die Mongolen in Delhi mit historischen Folgen zeigen doch ähnliche Schicksale.

⁸⁰ Ausführlicher in AEB Mitteilungen „AFGHANISTAN, Balancing Growth and Tradition“, Dezember 2005

Das zentralistische China ist nicht nur durch kulturelle Identität in einer vieltausendjährigen Geschichte mit nicht nur vielen Höhen, sondern auch Tiefen, seiner immer wieder überwundenen Fremdherrschaften, ein Beispiel. Es ist es auch heute wieder: Seine Leistungen für seine Bevölkerung sollte man wegen seiner politischen Ordnung mit einer konstitutionellen Führungspartei nicht einfach abtun, zumal in diese zunehmend demokratische Elemente, auch in unserem Sinne, einbezogen sind und werden. Die Frage der Minderheiten, deren mehr oder weniger gelungene Lösung sonst in der Welt ein wichtiger Maßstab des staatlichen Zusammenlebens ist, ist in China trotz der romantischen Resonanz des historisch bedingten Tibet-Problems weniger gravierend. Die Minderheiten in China sind im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung, wegen ihrer zerstreuten Randlage, und wegen ihrer Vielgestaltigkeit auch unter sich staatspolitisch, anders als in vielen anderen Ländern Asiens, aber auch sonst in der Welt, in China als Staat kaum von Gewicht. Ihren kulturellen Eigenheiten wird durch einen hohen Autonomie-Grad im Rahmen des politischen konstitutionellen Systems Rechnung getragen. Die Freiheit der Religionen ist gewährleistet, soweit sie sich nicht gegen das politische System richtet oder von außen beeinflusst und gelenkt wird. Auch die katholische Kirche, aber heute stärker und akuter der islamische Fundamentalismus, sind betroffen. Es ist in China eine laizistische Ordnung, wie sie mit zunehmender innerstaatlicher Vermischung der Religionszugehörigkeiten auch im Westen rigorosier durchgesetzt wird, und wie sie auch in Indien in Kraft ist, was sonst mit seinem föderalen Aufbau für China kein Beispiel ist.

Die Wurzeln der heutigen Zustände in Asien reichen lange zurück, und auf sie haben, wie weiter oben gezeigt wurde, früher oder später auch die Begegnungen mit dem Westen eingewirkt. Den letzten Anstoß nach dieologischen und politischen Irr- und Umwegen gab die Öffnung Chinas für und zu diesem, aber darüber hinaus auch als Beispiel. Aber dies nur wirtschaftlich und auf unmittelbare gegenseitige Nutzenerwägung zurückzuführen, ist ebenfalls zu kurz gegriffen. Es ist letztlich das sich zwischen Asien und dem Westen universalistisch annähernde bis angleichende Werte-System, als Basis für ein die Lücken überbrückendes politisches Weltordnungssystem. Der Schritt von der Kulturrevolution in China war zwar zeitlich kürzer und noch unvergessener als die Hexenverbrennungen im europäischen Mittelalter, aber das eine wie das andere erscheint unwiederholbar und unumkehrbar. Die politischen Systeme mögen nach den nationalen Gegebenheiten zwischen Verpflichtungen in der Gemeinschaft und Verantwortung als Individuum unterschiedlich bleiben. Verbinden müssen sie aber ein ge-

meinsames Rechtsverständnis, wie es in Indien aus der Kolonialzeit übernommen ist und wozu es sich in China wandelt.

Wie nach authentischen Quellen gezeigt wurde, haben sich nicht nur bevölkerungsmäßig, sondern auch der Wirtschaftsleistung nach die Gewichte in der Welt zugunsten Asiens, auch im Verhältnis zum Westen, verschoben. Die Universalisierung der Wertesysteme auf Asien macht dies jedoch nicht zur Gefahr, sondern zur Chance. Die USA, aus asiatischer Sicht der maßgeblichste Vertreter des Westens, haben dies nach dem Desaster des Containment schon in der Nixon-Zeit mit dem Wunsch des Ausgleichs durch die Normalisierung eingesehen.

Jetzt in der Ära G.W. Bush ist die Vorstellung einer Weltherrschaft zur unilateralen Regelung der Weltprobleme im Irak-Krieg auf ihre Grenzen gestoßen, und trotz ihrer festen Bastionen mit Japan und Südkorea in Ostasien sind die USA auch um ein „Co-Engagement“ gemeinsam mit China bemüht, worauf sich die Supermacht allgemein angewiesen sieht. Jedenfalls ist von Containment nicht mehr die Rede. Selbst gegenüber Nordkorea ist das Co-Engagement des Westens mit den asiatischen Nachbarn unerlässlich und für einen Erfolg entscheidend.

Auch innerhalb Asiens werden die Verhältnisse immer noch flexibler, nachdem man ohnehin schon bisher kaum von Frontenbildungen sprechen konnte. Die sich nach Ostasien durch ihre „Plus Drei“-Konstruktion präferenziell abschottende ASEAN der südostasiatischen Staaten wird durch eine sie einbegreifende ostasiatische Zusammenarbeit überholt, die auch in ASEAN-Mitgliedern Interesse bis Anhängerschaft findet. In der südasiatischen, auf dem indischen Subkontinent begrenzten und konzentrierten SAARC ist seit 2005 der VR-China Beobachter-Status zuerkannt worden. Dieses institutionell diplomatische Schachspiel sollte man nicht überschätzen. Aber dahinter steht die das übrige Asien überragende wachsende Wirtschaftskraft Ostasiens und zwar nicht nur des dabei so in den Vordergrund gestellten China, auch eines nachhaltig wirtschaftlich gesunden und politisch selbstbewusster gewordenen Japan und eines (dabei nicht zu vergessenden) Südkorea.

Auch für die „ostasiatische Zusammenarbeit“ wird, wie bisher vor allem für die südostasiatische ASEAN, die Europäische Gemeinschaft als Modell und Ziel genannt. Aber tatsächlich weist gerade die zunehmende Flexibilität eher in die Richtung der Globalisierung, zumal hier der Gegensatz China/Japan über eventuelle Zollfreiheiten und vergleichbare Handelsvergüns-

tigungen institutionell kaum überwindbar erscheint. Entsprechend stößt die vor allem von einem selbstbewusster werdenden Japan ausgehende Konstruktion einer ostasiatischen „Institution“, und diesmal sogar gegenüber einer erstmals in einer solchen Konzeption nicht beteiligten USA, in der VR-China auf Zurückhaltung, selbst eine Zollfreiheits-Zone sollte besser regional, darüber hinaus wie bisher locker mit der ASEAN verknüpft, sein. Dies wäre die global offenere Option, entgegen eines, aber vielleicht nur als taktisches Gegenmanöver vorgeschlagenen „institutionellen Regionalismus“ zwischen den beiden fernöstlichen Wirtschaftsgiganten; es wäre für das Verhältnis Asiens zur Welt jedenfalls die nahe liegende und natürliche Lösung.

**ANHANG ZU
„DER WESTEN IN ASIEN – ASIEN UND DER WESTEN“**

Autobiographische Notizen zu Asien

Hongkong 1953 bis 1958 im neuen Generalkonsulat am Rande Chinas...S. A3 — Schanghai 1982 bis 1985 – als erster deutscher General-Konsul nach dem zweiten Weltkrieg...S. A 7— Tokyo 1973 bis 1978 Wirtschafts- gesandter an der deutschen Botschaft in Japan...S. A14 — Kalkutta 1978 bis 1982: Endlich Chef – und dies im größten Amtsbezirk einer deutschen Auslandsvertretung...S. A18 — In Hongkong, Tokyo, Kalkutta und Shanghai: Dienstliche Erkenntnis und persönliches Erleben...S. A27

Asien ab 1985 aus dem Ruhestand...S. A32 bis A61

Nochmals Shanghai zehn Jahre später 1996...S. A33 — Und was ist aus Kalkutta nach Shanghai 1996 geworden?...S. A37 — Die nachgeholte Jangtse-Schiffsreise und Sichuan am Beginn des Westens Chinas...S. A48 — Exkurs: Dienstzeit-Reisen und Ruhestands-Reisen in Perspektive – Anhui und die gelben Berge...S. A41 — Reise durch Chinas Südwesten von Jiangxi bis Yünnan 1996...S. A45 — Zurück in Frankreich im Juni 1996...S. A58 — Nach Hainan über Kanton (Guangshou) und zurück über Shanghai und Zhenzhen nach Hongkong...S. A59

Reminiszenzen aus der Gegenwart zurück in die Dienstzeit an ihrem Rande ...S. A62 bis A66

1955: Indonesien und Bali, ziemlich ganz Java und etwas Sumatra...S. A62— 1958: Vietnam, Kambodscha, Indien von Kalkutta bis Delhi...S. A62; 1972: „Island Hopping“ durch den Pazifik als verlängerte Silberne Hochzeitsreise: Tahiti, die beiden Samoas, Nauru, Majuro auf den Marshall-Inseln, Truk und Sipan...S. A63

Bibliographische Bemerkungen und Hinweise zu Asien

1)-3) Vorbemerkungen zum Zugang 4) Asien regional und subregional
5) China und Indien 6) Der Westen zu Asien

Veröffentlichungen des Verfassers zu Asien

AUTOBIOGRAPHISCHE NOTIZEN ZU ASIEN

Bis zu meinem 33. Lebensjahr hatte nichts darauf hingedeutet, dass Asien einmal mein Lebensschicksal werden würde. Gerade rechtzeitig geboren – 1920 –, um am Kriege mit seiner sehr einseitigen von der Welt eher isolierenden Auslandserfahrung und auch davor im nicht gerade liberal weltoffenen Deutschland wurde ich nach wirtschaftswissenschaftlichem Studium im Nachkriegs-Hamburg, nebenberuflicher Promotion in Köln und mehrjähriger Tätigkeit als Redakteur des Handelsblattes in Düsseldorf nach einer mir empfohlenen Bewerbung für den Wirtschaftsdienst des im Aufbau befindlichen Auswärtigen Amtes 1952 gefragt, ob ich bereit wäre, als Wirtschaftsreferent an das neu errichtete deutsche Generalkonsulat in Hongkong zu gehen; damals wusste ich nicht einmal, wo Hongkong lag, geschweige, dass ich sonst eine Vorstellung hatte. Auch wenn aus dem damaligen Kriegs- und Nachkriegsdeutschland die „Entdeckung“ Asiens in einer heute so bequem touristisch offenen Welt im Rückblick als etwas besonderes erscheinen mag, ist im folgenden der Lebenslauf in Asien nur in Hinsicht auf die Authentizität der im Text wiedergegebenen und verarbeiteten Eindrücke wiedergegeben, auch wenn dies letztlich, ein damals typisches deutsches Diplomatenfamilien-Schicksal ist.

Hongkong 1953 bis 1958

Im neuen Generalkonsulat der Bundesrepublik am Rande Chinas

Ich hätte es nicht besser treffen können. Die fast fünfjährige Beobachtung der Wirtschaft des neuen China, der damals vier Jahre alten „Volksrepublik“, zeitweise zusätzlich auch, soweit von Hongkong aus möglich, der Philippinen, Nordvietnams und Nordkoreas und natürlich auch Chinas/Taiwans, trug mir in der Heimat eine unter den heutigen offenen Verhältnissen schwer vorstellbare Sonderstellung ein. Auf Drängen des Gründers des im Aufbau befindlichen Asien-Instituts in Hamburg schrieb ich im meine Tätigkeit in Hongkong abschließenden Heimaturlaub dessen erste größere eigene Buchveröffentlichung über die Wirtschaft Chinas. Als Auswertung und Verarbeitung meiner Arbeit vorher war dies sachlich nicht weiter schwer, doch dies in einen systematischen Zusammenhang zu bringen, nahm doch länger in Anspruch, und ich musste mich dafür noch einige Zeit vom Dienst freistellen lassen, was man mir zugestand, aber natürlich unter Verzicht auf Gehalt. Auch wenn die 5% (oder auch 10%, ich weiß es nicht mehr genau) Tantieme je verkauftem Buch das bei weitem nicht ausglich, und ich meinen Urlaub daran gegeben hatte, habe ich es niemals bedauert; dazu war ich viel zu sehr mit meiner Aufgabe, oder was ich als solche sah und empfand, verbunden.¹ Auch nach meiner schließlichen Versetzung nach Westeuropa wurde ich, nebedienstlich und mit ganz anderen Aufgaben befasst, immer wieder über China in Anspruch genommen. Noch in Hongkong war ich als Konsul und danach als Legationsrat als Beamter übernommen worden, und nachdem ich in den sechziger Jahren nach Washington versetzt wurde, rückte mit dem Nixon-Besuch in Peking und Shanghai und schließlich der Aufnahme diplomatischer Beziehungen der USA mit der Volksrepublik, der andere Länder und auch wir folgten, China dort und in der Welt in das Zentrum weltpolitischen Interesses. Und ich kam auch physisch Asien wieder näher, erst fünf Jahre in Japan als Leiter der Wirtschaftsabteilung unserer Botschaft und danach fast ebenso lange in Indien als Leiter unserer Vertretung in Kalkutta sowie schließlich als Chef

¹ Werner Handke: Die Wirtschaft Chinas – Dogma und Wirklichkeit, herausgegeben vom Institut für Asienkunde, Hamburg, Alfred Metzner Verlag Frankfurt, Frankfurt/Main 1959. Daraus folgten folgende Auftragsarbeiten: China im Handbuch der Staatswissenschaften, China auf dem Wege zum Sozialismus und Kommunismus in „die Wirtschaftssysteme der Staaten Osteuropas und der Volksrepublik China“, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Verlag Duncker & Humboldt, Berlin 1962.

der wiedererrichteten Auslandsvertretung in Shanghai. Alles in allem war ich fast 20 Jahre direkt ins Asien und mindestens weitere 10 Jahre mit Asien beschäftigt, und dies in bzw. mit den drei politisch und/oder wirtschaftlich bedeutenden Ländern China, Indien und Japan, potentiellen oder schon virtuellen Weltmächten, darüber hinaus durchreisend oder besuchsweise z.T. auch noch nach meiner Dienstzeit in den wichtigsten Nachbarländern.

Zurück zu Hongkong: Auswärtiger Dienst damals in der Aufbauzeit war nicht dasselbe wie heute. Eine deutsche Auslandsvertretung nach dem Kriege und zumal an einem Platz wie Hongkong neu zu eröffnen, gab uns ein gewisses Pionier- und Abenteuergefühl, Tourismus, zumal aus der Bundesrepublik, existierte nicht. Der Flug aus Westeuropa dauerte mit mindestens einer Zwischenlandung, je nach Route etwa in Teheran und Bangkok, 36 Stunden und war unerschwinglich teuer. Das Amt bestand deswegen auf Schiffsreisen zum Dienstantritt und in den Heimaturlaub (großzügigerweise jedes zweite Jahr 6 Monate zuzüglich der Reisezeit von weiteren zwei Monate.² Deutsche Reedereien verkehrten bei meiner Ausreise (Oktober 1953) noch nicht wieder. Die nach dem Kriege der deutschen Schifffahrt und dem Schiffbau von den Alliierten auferlegten Beschränkungen waren zwar schon aufgehoben, aber diese befanden sich noch in einem Auf- und Ausbaustadium. Hapag-Lloyd nahm erst einige Jahre später mit seinen Kombi-Schiffen hauptsächlich für Fracht (außerdem für nicht mehr als 12 Passagiere in sechs Kabinen) einen regelmäßigen Linienverkehr nach Ostasien auf. Bis dahin war man im wesentlichen auf die britische P&O und die französische Messagerie Maritime sowie den Lloyd Triestino aus Italien angewiesen, der mit zwei modernen Neubauten, der „Victoria“ und „Asia“, besonders beliebt war und auch mich sowie einige Monate später den Rest der Familie nach Hongkong beförderte, trotz der Länge der Fahrt – vier Wochen von Genua – dank des Kreuzfahrt-Standards gewiss keine Härte!

In den Ministerien in Deutschland hatte man eine ziemlich naive Vorstellung, was die neue Vertretung in Hongkong machen könnte und sollte. Es war der Höhepunkt des Kalten Krieges, und dieser war damals auf amerikanischen Druck gegenüber China noch „kälter“ als gegenüber der Sowjet-

² Das war auch sonst für die „Expatriates“, d.h. für die aus ihrer westlichen Heimat entsandten Angestellten der großen Hongkonger Firmen in etwa die Regel und rechtfertigte sich aus den Verkehrsverhältnissen und den hohen Reisekosten, war aber auch ein Rudiment aus der Kolonialzeit des 19. Jahrhunderts, dessen Überbleibsel Hongkong ja auch war und das auch sonst manche Traditionen aus jener Zeit beibehalten hatte.

union. Eine der Vorstellungen in Bonn war, dass wir von Hongkong aus die gegenüber China besonders verschärften Embargo-Bestimmungen „überwachen“ sollten. An meine kurze Einweisungszeit in Bonn schloss sich deswegen eine Abordnung an unsere Botschaft Paris zur Information über die Embargo-Gremien – „Chicom“ (=für die Volksrepublik China), in Paris von der Botschaft wahrgenommen, an. Ich sah mich schon in Hongkong nachts an den schönen Stränden Wache halten stehen, um Lücken im Embargo, etwa durch Sampans mit Rüstungsmaterial, zu entdecken. Die VR China wurde auch tatsächlich meine Hauptaufgabe in Hongkong, aber ganz anders, nämlich die Beobachtung seiner Wirtschaft, die damals während des ersten Fünfjahresplans noch nicht völlig in den Schatten durch soziale Experimente ab Ende der fünfziger und dann in den sechziger Jahren durch die Volkskommunen in der Landwirtschaft, den „Großen Sprung“ und schließlich der Kulturrevolution geraten war. Erst ab 1978 wurde dann die wirtschaftliche Entwicklung in den Mittelpunkt gestellt. Für einen Wirtschaftsjournalisten war die Stationierung in Hongkong das Paradies, einmal schon Hongkong selbst als wirtschaftliches Phänomen, aber auch vor allem im Hinblick auf das neue China als einziger unmittelbar an seinem Rande und kulturell in ihm gelegener Platz. Die USA unterhielten deswegen eine ihrer größten Auslandsvertretungen in Hongkong und, abgesehen von den Konsulaten westlicher Länder und Korrespondenten der Weltpresse, beschäftigten sich spezialisierte Forschungsinstitute mit China zu Informations- und manchmal Propagandazwecken, sei es für oder gegen China. Eine Institution war die „China News Analysis“ des Jesuiten-Paters Ladani, das sich vor allem auf die menschliche Seite der Entwicklung in der Volksrepublik richtete, wobei die katholische Kirche so etwas die spätere Menschenrechts-Diskussion in Bezug auf China vorweg nahm. Am lebendigsten, unmittelbarsten und realistischsten waren die mündlichen Erlebnisberichte der aus China ausgewiesenen oder losgekauften deutschen China-Kaufleute vor allem aus Shanghai. Nach meinem Werdegang und der kurzen Vorbereitung auf meine Tätigkeit, die mir nur einige Sprachstunden an der Universität Bonn gestattet hatte, konnte ich natürlich kein Chinesisch. Aber selbst unsere beiden Philologen am Konsulat, darunter der spätere Ordinarius, und Rektor der Universität München und Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft Professor Herbert Franke, bei uns damals Konsul IK1 und Vertreter des Generalkonsuls, bedient sich wie ich als dem bequemeren und rationellerem Weg der uns vom amerikanischen Generalkonsulat mit seinem großen Übersetzungsstab vertraulich überlassenen täglichen Übersetzungen der wichtigen Meldungen, Berichte und Kommentare der chinesischen Presse.

Dank dieser aus damaliger Bonner Sicht unerwarteten Möglichkeiten nahm auch das Interesse in der Heimat an unserer Arbeit zu, die Hongkong ziemlich vernachlässigt hatte. Sonst wäre die Vertretung nicht erst so lange nach denen in den anderen Plätzen in Asien wie nicht nur in Tokio sondern auch Bangkok oder Djakarta, eingerichtet worden. Adenauer war damals nicht nur Bundeskanzler sondern hatte sich mit Hallstein als Staatssekretär auch das Außenministerium vorbehalten, und entwickelte jetzt ein besonderes Interesse an China, zwar nicht wegen China als solchem, sondern als erhofftes – und von ihm sicher überbewertetes – Gegengewicht zur Sowjetunion. Wenn wir auch realistischerweise gegenhalten mussten, wurden unsere Berichte doch bis hinauf an die Spitze interessanter. Daneben gab es aber auch schon damals, wenn auch mehr informativ als operativ, ein wachsendes Wirtschaftsinteresse an China. Im Ganzen erreichte das Generalkonsulat Hongkong wenn auch nicht den Umfang, so doch der Resonanz und Anerkennung nach den Rang unserer Botschaften in den Weltzentren. Hongkong war damals nicht nur arbeitsmäßig ein interessantes Feld, sondern auch den Lebensumständen nach und im Vergleich mit Deutschland zu Anfang der fünfziger Jahre ein idyllisches Paradies mit einem Flair, den es später durch seine rasante Entwicklung zunehmend einbüsste, wenn auch die natürlichen Reize seiner Landschaft nicht so leicht zu zerstören sind. Es ergab sich, dass zwei unserer vier Kindern nach der Versetzung nach Hongkong dortselbst mit chinesischsprachigen Hongkonger Geburtsurkunden geboren sind, was uns in der Familie Hongkong auch etwas als Heimat erscheinen lässt. Allerdings begann sich Hongkong schon damals weiter zu entwickeln – nicht nur baulich durch die ersten Hochhäuser im Geschäftszentrum auf der Insel (neben dem bisher einzigen Hochhaus der „Bank of China“), den Wohnblocks auf aufgeschüttetem Gelände in den Hafen und auf der anderen, der Kowloon-Seite, sondern auch im Ansehen und seiner Resonanz nach außen. Für das Konsulat war unmittelbar relevant, dass dabei auch die deutsche Präsenz zunahm. Es war noch ein Ereignis, als wir in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre erfuhren, dass ein Deutscher nur so als einfacher Tourist angekommen war (ein urlaubsreisender Steuerinspekteur, der jahrelang darauf gespart haben musste) und als dann sogar etwas später ein Volkswagen-Werkmeister in der VW-zuständigen chinesischen Werkstatt die Arbeit aufnahm. Bis dahin war unser VW-Beetle unter all den Morris etc. ein Unikum. Das änderte sich jetzt auch im Straßenbild schnell. Ab der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre wurde Hongkong auch in Deutschland nicht nur geschäftlich interessant, sondern begann auch für den Tourismus entdeckt zu werden, wenn auch der Boom für China-Reisen über Hongkong erst noch viel später einsetzte. Bald überstieg die Zahl der in Hongkong ständig lebenden vornehmlich geschäftlich

tätigen Deutschen die Hundert und entwickelte sich schnell weiter; heute sind es 10.000 und mehr.

Aber nochmals zurück in die erste Pionierzeit: Eine Anzahl in Hongkong lebender Chinesen, die einmal im Vorkriegs-Deutschland studiert hatten und durchweg noch gut Deutsch sprachen, fanden im Konsulat mit unserer selbstverständlichen, dankbaren Förderung einen Anlauf- und Sammelpunkt, der sich bald in einer deutsch/chinesischen Gesellschaft unter dem Ehrenvorsitz des Generalkonsuls konstituierte. Auch allgemein waren wir bald im gesellschaftlichen Kosmos dieses – eines der letzten – britischen Übersee-Territoriums unter dem britischem Gouverneur als dessen strahlende Sonne ohne jede örtliche einschränkende demokratische Gewaltenteilung voll integriert. Demokratische Ansätze wurden erst fast 40 Jahre später und nach fast einhundertjähriger autoritärkolonialer britischer Herrschaft von dem letzten der Gouverneure Chris Patten kurz vor Toreschloss, der vertraglichen Rückgabe an China, nachzuholen versucht, aber erst jetzt unter chinesischer Souveränität sukzessive entwickelt.

Aber diese Frage interessierte uns damals nicht und Bonn schon gar nicht. Hongkong war aus damaliger Sicht höchstens als Wirtschaftsplatz und dies auch mehr als Durchgangsstation interessant. Umso mehr beschäftigte die Vertretung und interessierte Bonn die Volksrepublik China und da wiederum das chinesisch-sowjetische Verhältnis, das jahrzehntelang in Hongkong wie im Verhältnis zu Bonn ein Streitobjekt blieb. Erst heute lässt sich wohl abschließen sagen, dass wir China jedenfalls nicht die Wiedervereinigung zu danken haben, auch wenn das sowjetische Kalkül durch Zeiten der Ungewissheit über die Haltung Chinas manchmal beeinflusst gewesen sein mag. Dass dann auch China unsere Wiedervereinigung begrüßt hat, steht auf einem anderen Blatt, nämlich der gewissen Konformität unserer Schicksale aus chinesischer Sicht durch die nach Formosa geflüchtete und sich dort in der Volksrepublik Taiwan politisch etablierende Vorgänger-Regierung.

Shanghai 1982 bis 1985

– als erster deutscher Generalkonsul nach dem zweiten Weltkrieg

Dass sich nach 30 Jahren mit der Versetzung nach Schanghai erfüllte, wovon ich während meiner vieljährigen indirekten Beschäftigung immer geträumt hatte, war jedenfalls von mir aus gezielter als der Anfang in Hongkong. Aber die Personalabteilung im Amt, die mir zum Abschluss und nach vier Jahren Kalkutta wohl etwas gutes tun wollte, und mir eine

mittlere Botschaft im Mittelmeerraum anbot, war nun ihrerseits überrascht, dass ich mir Schanghai wünschte, fasste sich aber bald. „Das können Sie haben“ war die vielleicht etwas herablassende, aber doch wohlwollende Reaktion. Tatsächlich war die langfristige Personalplanung für Schanghai durch einen Todesfall etwas überholt worden, so dass ich niemanden verdrängte, und dass sich überhaupt die Eröffnung der Vertretung in Schanghai so lange hingezogen hatte, hatte einen ganz unwahrscheinlichen weder politischen noch diplomatischen und sogar nicht einmal den Grund fehlender finanzieller Mittel. Es ging fast vier Jahre lang um das Problem, dass die Chinesen für ihr Gegenkonsulat in Hamburg auf dem diplomatischen Vorrecht der Befreiung von der deutschen Grunderwerbssteuer bestanden, aber es in China als Gegenstück keine Grunderwerbsteuer, da keinen Grunderwerb, da kein Grundeigentum gab (übrigens auch heute im 21. Jh. nicht). Man sollte es nicht glauben, aber erst in der Nacht, bevor Bundespräsident Carstens bei seinem Staatsbesuch in China als besonders wirksamen Punkt der Tagesordnung die Eröffnung vornehmen konnte, stimmten wir der Grunderwerbsteuerbefreiung in Hamburg zu – gegen eine etwas vage chinesische Zusicherung, dass unsere beiden Gebäude in Schanghai, Büro („Kanzlei“) und Wohnung des Generalkonsuls („Residenz“) „so wie Eigentum behandelt würden“, und erforderlichenfalls die Stadt Schanghai für Ersatz sorgen würde.

Die folgenden Abschnitte sind teilweise einer früheren Veröffentlichung³ des Verfassers entnommen:

Am 15. Oktober 1982 durchschnitten Bundespräsident Carstens und Oberbürgermeister Wang Daohan das rote Band im weit geöffneten Tor des zukünftigen Generalkonsulats. Der Verfasser war kurzfristig in die Delegation des Bundespräsidenten beordert worden; er hielt sich bescheiden im Hintergrund, bis ihn der Protokollchef ausfindig machte und den späteren Generalkonsul zur Staffage vorn in den festlichen Akt einordnete. Abgesehen von ihrem Niveau war die Zeremonie einfach. Sie unterstrich den funktionalen Charakter der neuen Vertretung. Für Nostalgie und Emotionen fand sich höchstens im Unterbewusstsein des einen oder anderen Teilnehmers Platz, den die beiden alten Villengebäude in der ehemaligen „französischen Konzession“ unweit der seinerzeitigen Avenue Joffre an die Zeit erinnerten, als die Konsulate der „Vertragsmächte“ mit ihren extraterritorialen Rechten und als Sprecher der Schanghaier internationalen Selbstverwaltung für China Symbol seines semikolonialen Status und der Un-

³ „Schanghai Das China von Morgen“ Cuvillier Verlag Göttingen 1994, 2.Afl.1998.

gleichheit waren. In erstaunlichem Maße von dieser Vergangenheit unbelastet, wurden sie jetzt für China und die Welt Symbole der von China initiierten und mit aller Energie vorangetriebenen Öffnung, und so gestaltete sich auch die Zusammenarbeit vor Ort.

Nach dem offiziellen Akt mit doch noch wieder einigen bürokratischen Hindernissen bis zur offiziellen Bestellung des neuen Generalkonsuls (so der Verdacht der Chinesen, dass wir Schanghai von Kalkutta aus wahrnehmen wollten (!), wozu sie wohl mein vorheriger Posten verleitet hatte), traf ich am 13. Januar 1983 von Bonn und nicht von Kalkutta kommend mit der Exequatur meines neuen Gastlandes versehen an meinem Arbeitsplatz für die nächsten Jahre – Schanghai – ein und übernahm als erster deutscher Generalkonsul nach dem Kriege die neu errichtete Vertretung. Was in Schanghai zu diesem Zeitpunkt auf uns zukommen würde, der Aufbau und Ausbau der Vertretung, war in etwa ebenso ein Experiment wie das der Öffnung auf chinesischer Seite. Darauf und wo die Grenzen unserer Wirksamkeit liegen würden, wusste man vor der Ausreise keine rechte Antwort. „Sehen Sie sich mal um, lassen Sie es langsam anlaufen“, war der Tenor der Ratschläge. Das Beispiel „Leningrad“ wurde zitiert, dem neben Schanghai einzigen Konsulat in einem kommunistischen Land. Das heißt nun nicht, dass wir völlig ahnungslos in das „Experiment“ eintraten. Die Aufgaben einer Auslandsvertretung sind bei uns wie international ziemlich klar formuliert. Die deutschen Interessen, deren Schutz und Förderung ihnen grundsätzlich aufgegeben ist, waren in Schanghai durch Gruppen deutscher Experten an großen Firmenprojekten und durch deutsche Lehrstühle an verschiedenen Schanghai-Universitäten vertreten. Kontakte und Beobachtungen waren umso interessanter, je weniger man die Ergebnisse voraussehen konnte, was in Schanghai in hohem Grade der Fall war. Aber die zentrale Frage war, wie weit lassen sich Zugang und Kontakte gewinnen, um den trotz der zurückhaltenden verständnisvollen Anfangsweisungen bald weitreichenden Erwartungen, vor allem aus der deutschen Wirtschaft, einigermaßen zu entsprechen.

Den Aufbaustab in Schanghai hatte ich noch von Bonn aus gebeten, von meiner Ankunft die zuständigen amtlichen chinesischen Stellen und die Presse zu verständigen. Am Flugplatz erwarteten mich außer meinen zukünftigen Mitarbeitern – frierend in der nur überdachten offenen Inlands-Ankunftshalle – Kanzler, Dolmetscher, eine Sekretärin, Hausmeister, von uns auch im nachhinein als ungewöhnlich freundliche Geste empfunden – der Leiter der „Konsularabteilung“ im Außenamt der Stadt. Nach den üblichen Dankes- und Höflichkeitsfloskeln auch hier meine Frage nach dem

Spielraum: Ja, anfangs sei es besser, Besuche und Kontakte über ihn einzuleiten, aber wenn wir uns eingelebt hätten, bliebe es, wenn wir möchten, uns selbst überlassen, Kontakte aufzunehmen bzw. zu pflegen. Von meiner Bitte nach Information der Presse von meiner Ankunft wusste er. Ja, wenn ich meine offiziellen Besuche bei der Stadtregierung mache, werde sie verständigt werden. Tatsächlich stand später darüber eine kurze Notiz in der Zeitung. Im Ganzen ein ermutigender erster freundlicher Kontakt.

Es war interessant, im „Neuland der Öffnung“ die Tastversuche von beiden Seiten zu verfolgen und zu beobachten, und ist dies vielleicht auch im Nachhinein im Vergleich, wie ich ihn nur zehn Jahre später selbst erleben konnte (S. A34ff), und wie er sich heute darstellt: In dem Bemühen, den Bewegungsfreiraum zu ertasten, hatte ich einige Fahrten statt über die Konsularabteilung des Außenamtes durch das staatliche Reisebüro, meist über das Wochenende, vorbereiten lassen, zumal ich dadurch den eigenen kleinen Apparat etwas entlasten konnte. Dies funktionierte gut, bis durch ein Versehen das Außenamt davon erfuhr, dass ich auf diesem Wege den Petrochemischen Komplex Schanghai in Jinshan und das Stahlwerksprojekt Baoshan, beide in Teilen auch wichtige chinesische Großprojekte mit deutschen Experten, besuchte. Diese Besuche wollte das Außenamt selber vorbereiten, und zwar nicht für mich allein, sondern möglichst kollektiv für das ganze Konsularkorps, das man auch sonst gern unter einen Hut zu bringen suchte. Der Zeitpunkt dieser Kollektivbesuche blieb ungewiss und würde jedenfalls nicht sehr nahe liegen. So benutzte ich dann doch die Schiene über das Reisebüro; entgegen der Warnung des Außenamtes wurde ich bei der Besichtigung des Petrochemie-Werkes in Jinshan von der Werksleitung freundlich aufgenommen, vier bis fünf Stunden lang durch den großen Betrieb geführt, hatte überall Zugang, konnte fotografieren (in Indien z.B. in derartigen Werken nicht möglich) und hatte auch sonst jede Freiheit. Es beruhigte, dass in China der Staatsapparat offensichtlich nicht so allgegenwärtig, die Aufsicht nicht lückenlos war. Von anderer Seite wurde uns bestätigt, dass die Kontrolle in der Vertikalen perfekt war, in der Horizontalen aber, von chinesischer Seite aus gesehen, zu wünschen übrig ließ. Zu dem Besuch von Industrieprojekten über das Reisebüro muss man wissen, dass der Tourismus in einem für unsere Verhältnisse ungewöhnlichen Grad – jedenfalls damals – Wirtschaftstourismus war. Vom Reisebüro vorbereitete Sonntagsausflüge, die ich mir zunächst als traditionelle „Sightseeing“-Touren gedacht hatte, schlossen zumindest den Besuch einer Volkskommune mit längerem Vortrag und die Besichtigung sonstiger wirtschaftlicher Aktivitäten, eine Schweinefarm, Perlenzucht, eine Glühlampenfabrik, Geflügelschlachthof ein. Auch der petrochemische Komplex in

Jinshan war auf Tourismus eingerichtet. Touristen aus dem Ausland können sehr wohl gegenüber dem Reisebüro den Wunsch äußern, ein Großwerk zu besichtigen und bekommen diesen meist erfüllt.

Bald hatte sich das Außenamt mit der Formel abgefunden, dass, was für ausländische Touristen recht ist, für die ausländischen Konsuln billig sein muss. Bei den Besuchen zeigte sich anfänglich noch ein anderes Problem: Wie schon gesagt, ist eine der Hauptaufgaben einer Auslandsvertretung und besonders eines Konsulats die Verbindung zu den eigenen Landsleuten, sie zu betreuen und erforderlichenfalls zu unterstützen und ihnen zu helfen. Dies erwies sich aus chinesischer Sicht als keineswegs so selbstverständlich wie von uns aus. Für die chinesischen Werksleitungen waren die an verschiedenen Industrieprojekten beschäftigten Ausländer „ihre“ Experten; schließlich bezahlten sie diese. Im Petrochemischen Komplex Jinshan erklärte man ausdrücklich, die deutschen Experten seien Angelegenheit des Werkes und nicht des Konsulats. Bei den Kontakten mit unseren Landsleuten waren die chinesischen „counterparts“ und Dolmetscher dabei. Nur durch wiederholte Erklärungen, das Konsulat würde sich in das Arbeitsverhältnis natürlich nicht einmischen, glätteten wir die Wogen. Bei dem Besuch im Stahlwerksprojekt Baoshan war dann der Erfolg, dass man uns zum Mittagessen mit unseren Experten allein ließ, und wir diese auch in ihren Wohnungen besuchen konnten. Die erfreuliche Kehrseite der chinesischen Einstellung war, dass sich die chinesischen Stellen unfassend verantwortlich für „ihre“ ausländischen Experten fühlten und im Rahmen der Möglichkeiten bemüht waren, ihnen hier ein „Zuhause“ zu bereiten. Im Appartementhotel in Jinshan ebenso wie im Appartementhotel in Baoshan waren unsere Leute mit ihren Familien besser untergebracht als die Mitarbeiter des Generalkonsulats in der Stadt Schanghai. Ein in Jinshan errichtetes neues Gästehaus für Ausländer war mit viel Liebe und Geschmack geplant und ausgestattet, wenn auch die Wohnungen für europäischen Geschmack reichlich eng waren. Da Essen in China immer sehr wichtig genommen wird, war man in den Appartementhotel-Restaurants um einen deutschen Speisezettel bemüht. Eine von dort in die Residenz vermittelte Köchin gab uns und vielen offiziellen Gästen, die bei ihren Reisen durch China mit chinesischen Leckerbissen verwöhnt aber auch überstrapaziert waren, exzellente Proben ihrer deutschen Kochkunst. Altbundeskanzler Helmut Schmidt am Ende seiner Chinareise im Oktober 1984 wünschte für sich, seine Frau und seine Begleitung nach dem exquisiten Abschlussessen des Schanghaier Bürgermeisters im früheren französischen Klub (heute Jingjiang Club) auf altem chinesischem Silbergeschirr am nächsten Tag

deutsche Bratkartoffeln. Kein Problem, wenn auch unsere Köchin etwas enttäuscht war, dass nicht höhere Ansprüche an sie gestellt wurden.

Aber zurück zu unseren Bemühungen um die Kontakte mit den deutschen Experten: Ziemlich bald taute auch diesbezüglich das Eis und man begrüßte schließlich unsere Zusammenarbeit zum Wohle unserer deutschen Landsleute. In menschlichen Problemfällen, die nicht ausblieben, waren beide Seiten froh, uns zur Hand zu haben, und auch gegen die sich herausbildenden freundschaftlichen Kontakte hatte man nichts einzuwenden.

Die Frage der Kontakt- und Informationsmöglichkeiten ist letztlich das Hauptproblem jeder Auslandsvertretung. Es ist in den Ländern mit uns fremden Kulturen und/oder mit einem anderen Gesellschaftssystem besonders gravierend und offensichtlich. In China kommt beides zusammen. Ackermann hat in „China – Drinnen vor der Tür“ aus persönlichen Erfahrungen das Sich-Ausgeschlossen-Fühlen und auch tatsächlich Ausgeschlossen-Werden des Ausländers geschildert, auch wenn dieser nicht aus Neugierde, sondern aus menschlichem Interesse Chinesen nahe zu kommen sucht. Das Problem ist tatsächlich da; aber es stellt sich, wenn auch graduell verschieden, in jedem fremden Land; in Japan ist es wohl ebenso stark wie in China, trotz eines aus dem Westen adaptierten institutionellen Systems und uns angepasster Lebensformen. Es war aber eine unserer eindrucksvollsten Erfahrungen, dass die Chinesen in Schanghai uns gegenüber, den offiziellen Vertretern des Auslandes, schließlich ziemlich alles taten, um uns „die Tür zwischen innen und außen“ zu öffnen und offen zu halten. Fremdheit, Komplexität, Größenordnungen, andere Denkweise und das sprachliche Hindernis machten Erfassen und Begreifen dabei immer noch schwer ... Soweit Ankunft und Ablauf mit ersten Eindrücken aus den einleitenden Teilen meines Schanghai-Buches.

Von heute zurückblickend aber auch schon damals im Vergleich zu Hongkong, über das man üblicherweise anreiste, war Schanghai noch eine postkoloniale Idylle aus seiner internationalen Ära mit der städtischen Infrastruktur der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Es gab zwar schon äußerlich moderne Busse (die natürlich überfüllt waren und dann die Steigungen zu der mehr als ein Jahrzehnt späteren ersten Hochbrücke nicht schafften). Aber sonst bestimmten Radfahrer und im Zentrum mehr noch Fußgänger das Bild, in dem die wenigen Autos (chinesischer Bauart des Dekaden früher dem Mercedes nachempfundenen „Schanghai“) sich mühsam den Weg bahnen. Eine Ausnahme bildete höchstens der aus der Zeit der chinesisch/sowjetischen Freundschaft stammende Ausstellungspalast im

Moskauer Zuckerbäcker-Stil. Zu den alten an und für sich ganz reizvollen Hotelpalästen wie das damals erstrangige Jingjiang, das auch meine Bleibe war, ehe die Residenz einigermaßen bezugsfertig möbliert war, das frühere Peking-Hotel, heute Friedenshotel, das Parkhotel, in dem Mao abzusteigen pflegte, und einige andere, gesellte sich erst gegen Mitte der achtziger Jahre ein erster chinesischer zehnstöckiger Neubau, das Shanghai-Hotel, ohne dass dies die chronische Zimmernot in jenen Jahren linderte. Wenn das Generalkonsulat als Reisebüro für eine Quartierbeschaffung missbraucht wurde, mussten wir meistens passen. Erst später griffen die großen westlichen Hotelketten, als erstes Hilton, in Schanghai zu, deren heutige bis zu 40-stöckige Hochbauten die Innenstadt beherrschen. Im damals einzigen „Nachtclub“, im Friedenshotel, spielte eine überalterte philippinische Band vergangene Melodien. In den Hotels achteten Wächter Tag und Nacht darauf, dass Gäste nicht etwa Begleitung mitbrachten, die zu rekrutieren ohnehin nicht vorstellbar war. Auch honorige Chinesen durfte man in die für Ausländer reservierten Hotels nicht mitbringen. Seriöse Unterhaltungsgeschweige denn Vergnügungsmöglichkeiten gab es kaum; also das war das Schanghai, das einmal „das Paris des Ostens“ hieß. Das ist es übrigens auch heute nicht geworden, aber es hat sich doch vieles geändert. So werden Tanzveranstaltungen sogar gefördert, allerdings auch heute mit der Idee dahinter als Eheanbahnungs-Einrichtung, und wohl auch in diesem Sinne ist Knutscherei auf den Parkbänken am Bund wie auch sonst in den Parks voll im Schwung und durchaus geduldet. Natürlich gab es damals auch noch nicht die heutigen Wahrzeichen Schanghais, die Hochbrücken über den Hafen und den Aussichts- und Fernsehturm „Perle des Ostens“ am jenseitigen Pudong-Ufer. Pudong mit seiner heutigen Wolkenkratzer-Landschaft war ein schmaler heruntergekommener Stadtteil mit verschiedenen Hafenanlagen. In der Lebensqualität war damals Schanghai nicht beneidenswert. Das Amt erkannte dies auch für uns an und ermöglichte uns gelegentliche Dienstreisen in das ganz anders offene weltstädtisch moderne Hongkong. Eines aus dem Westen war allerdings schon damals in Schanghai ein Höhepunkt: Zwar bremsten die Hotelmisere und sonstige Mängel der Infrastruktur den Tourismus aus dem Westen, hielten aber nicht den Strom offizieller Besucher in das nunmehr geöffnete China, mit Schanghai immer als Fixpunkt, ab, der gerade auch bei uns „in“ war, mit einem, wenn auch mehr zufälligen, Kulminationspunkt von drei deutschen Bundeskanzlern innerhalb von zwei Monaten: Zwei Altbundeskanzler, Willy Brandt, eingeladen von der KP Chinas in seiner Funktion der Internationale der Sozialdemokratien, Helmut Schmidt, auf besondere persönliche Einladung „als alter Freund Chinas“, und schließlich der amtierende Bundeskanzler Helmut Kohl, der bei dieser Gelegenheit gemeinsam mit seinem damaligen

chinesischen Kollegen das Volkswagen-Joint Venture als formellen Abschluss einer schon länger zurückreichenden Zusammenarbeit einweihte. Außerdem versuchten unsere Länder-Ministerpräsidenten für ihre Wirtschaft ein Bein in die geöffnete Tür zu bekommen, so Rau für Nordrhein-Westfalen, Albrecht für Niedersachsen und Bürgermeister von Dohnany für Hamburg. Und natürlich kamen auch, aus den sich aus den verdichtenden Beziehungen ergebenden Anlässen, Bundesminister und Bundesbeamte. Aber für die chinesische Seite fast wichtiger waren hochrangige Delegationen der deutschen Wirtschaft, so als der legendäre damalige Siemens-Vorsitzende Kraske mit seinen Abteilungsleitern, Direktoren der Filialunternehmen und Vorstandskollegen Schanghai besuchte, die als besondere Auszeichnung in einem sonst nicht öffentlich zugänglichen Park in einer ehemaligen, jedenfalls damals noch ehrfurchtsvoll unbenutzt gelassenen Residenz des „Großen Vorsitzenden“ Mao und den umgebenden Villengebäuden untergebracht wurde. Unser verhältnismäßig kleines Generalkonsulat war durch die Häufung großer, aber auch vieler kleinerer Ereignisse eigentlich überfordert. Aber das chinesische Protokoll im Außenamt der Stadt nahm sich mustergültig seiner Gäste an, hielt mit uns Kontakt und zog uns überall hinzu, wie dies natürlich auch wir umgekehrt taten, wenn wir uns einschalten konnten oder gefordert wurden. Aber Welch ein Unterschied zu meinem vorherigen Posten als Generalkonsul in Kalkutta, wo man immer nachhelfen musste, dass deutsche Wirtschaftsdelegationen uns einbezogen oder dass wir auch einmal deutsche Regierungsvertreter wenigstens zu einer Zwischenlandung in Kalkutta ermutigen konnten; innerhalb von vier Jahren war das zweimal der Fall.

Die Jahre in Indien, die zum Ausgangspunkt dieses „Der Westen in Asien“ wurden, und die Zeit in Japan, die beide in unserem Leben ihr eigenes Gewicht hatten – nach Hongkong und vor Schanghai – werden im Folgenden geschildert.

Mit Schanghai ging meine Dienstzeit zu Ende, nicht aber mein Bezug auf Asien und schon gar nicht zu Schanghai. Hierauf sei am Schluss erneut zurückgekommen.

Tokyo 1973 bis 1978

– Wirtschaftsgesandter an der deutschen Botschaft in Japan

Die Versetzung nach Tokyo im Oktober 1973 brachte mich zwar wieder nach Asien, und sie kam auch ebenso überraschend wie 20 Jahre früher die Versetzung nach Hongkong. Aber ich fand sie nach vier Jahren Washing-

ton und einem Freijahr an der Harvard Universität (1972/73) zu freier wissenschaftlicher Arbeit enttäuschend: Nicht richtig Asien, zu westlich zivilisiert, die üblichen die Auslandsvertretung beschäftigenden kleinkarierten Handelsfragen zwischen westlichen Ländern als vornehmliches Aufgabengebiet. Aber die Familie, an die das Amt rücksichtsvoll gedacht hatte und das übliche Risiko einer Ablehnung, wenn diese überhaupt möglich gewesen wäre, einer vielleicht noch ungünstigeren Alternative ließen mich mit Murren gehorchen. An der, wie die meisten deutsch-ausländischen Begegnungsschulen, sehr guten deutschen Schule in Tokyo machten unsere zwei jüngsten Töchter während der Dienstzeit dort ihr Abitur. Zumindest hatte Japan für uns den Reiz des Neuen, wenn auch in der Lebensweise nicht so sehr viel anderes, und schon gar nicht abenteuerliches. Etwas kompensiert hatten meine Frau mit den zwei jüngeren Töchtern und ich das, indem wir „anders herum“ zum Dienstantritt anreisten, d.h. mit dem Auto aus Washington von Amerikas Ostküste zur Westküste und dann von San Franzisko mit dem Schiff über den Pazifik. Allerdings war die Schiffsreise nicht das Vergnügen, wie vor 20 Jahren von Genua nach Hongkong. Die von der aufgelösten „American President Lines“ vom Hongkonger Milliardär Mr. Tung als „Oriental Empress“ in seine „Oriental Overseas Line“ übernommene „Oriental Empress“ befand sich als solche auf ihrer „Jungfernfahrt“, von Miami durch den Panama-Kanal über Los Angeles und San Franzisko – wo wir zustiegen – nach Tokyo und Hongkong, aber sie ließ für die Passagiere einiges zu wünschen übrig, nicht zuletzt in Bezug auf das Essen, sonst der Höhepunkt solcher Reisen. Die Reederei ging tatsächlich später pleite; die „Oriental Empress“ wurde auf Reede vor den New Territories Hongkongs still gelegt, wo wir sie gelegentlich, wenn wir Hongkong von Tokyo und auch noch später von Schanghai auf der Durchreise passierten, wiedersehen konnten; vielleicht liegt sie auch noch heute da. Auch als wir nach der langen und überwiegend langweilig empfundenen Seereise in Yokohama ausschifften und in das Tokyo Hilton im Stadtteil Akasaka eincheckten, besserte sich die Stimmung kaum. Annemarie brach, als sie aus dem achten Stock auf die Dächer dessen, was wohl Tokyos Zentrum sein sollte, herabsah, in Tränen aus; dass wir dann in den Monaten dort auf zunächst vergeblicher Wohnungssuche regelmäßig im Bett durch mittlere Erdbeben wachgeschüttelt wurden, die Schränke wackelten und das Geschirr klirrte, war auch nicht hilfreich.

Daran, wie auch an manche andere nicht immer angenehme Dinge, wie die aus den U-Bahnen und U-Bahnschächten quellenden zwar modisch, aber doch gleichmäßig uniform gekleideten unpersönlichen Menschenmassen nicht nur hier im Stadtzentrum, gewöhnte man sich. Nach Monaten fanden

wir schließlich auch eine Wohnung, die sogar in der Heimat (wenn auch mehr kritische) Resonanz fand. Eine große deutsche Tageszeitung bemängelte, dass „der dritte Mann“ der Botschaft – also ich – nach Botschafter und seinem Vertreter, denen man dies vielleicht noch gerade zugestanden hätte, umgerechnet über 10.000 DM Monatsmiete zahlte (wobei natürlich von meinem Eigenanteil und den komplizierten Subventionierungsverfahren keine Rede war). Aber westliche Wohnungsverhältnisse waren nun einmal in Tokyo so teuer, und schließlich hatten wir im Gegensatz zu den uns beiden dienstlich voranstehenden beiden Kollegen zwei Teenager-Kinder vor dem Abitur bei uns. Es stimmt, Japaner wohnten erheblich billiger, aber gerade das warf man aus dem Westen den Japanern als „Lebenshaltungsdumping“ und unfairen Wettbewerb vor.

Es waren gerade diese Probleme, mit denen ich nun dienstlich zu tun hatte, und ich konnte und musste auf unserer Seite einwirken, dass dies eben kein Dumping war, sondern wirtschaftswissenschaftlich wie nach den GATT-Regeln, wie nach der WTO heute, anerkannte „komparative Kostenvorteile“. Auf ihnen beruht letztlich der Sinn des Welthandels. In den sonst gleichgerichteten deutsch-japanischen Wirtschaftsinteressen und freundschaftlichen deutsch-japanischen Beziehungen waren die „nicht-tarifären Handelshemmnisse“ das einzige gegenseitige Problem. Aber an den eigentlichen Hindernissen – der so anderen Sprache, Kultur und Lebensgewohnheiten konnte man sowieso nicht viel machen, trotz Goethe-Instituten, akademischem Austausch usw. Das so „westliche“ Japan ist das dem Westen eigentlich fremdeste große Land.

In der dienstlichen Zusammenarbeit auf den höheren Ebenen der japanischen Ministerien merkte man davon allerdings wenig. Die Zusammenarbeit war hervorragend, vertrauensvoll sachlich bis freundschaftlich. Manche Beziehungen mit japanischen Kollegen, selbst vor meiner „japanischen Zeit“ so aus Washington und selbst von meinem Anfangsposten Hongkong hielten lange über den dienstlichen Kontakt hinaus an. Das in Japan nun einmal angesehene, das Finanzministerium, lag auch in meinem Zuständigkeitsbereich. Aber der engste fast tägliche Gesprächspartner war das „Gaimusho“, das Außenministerium und dort mein Arbeitsbereich, die Wirtschaftsabteilung. Das für außen mit einem legendären Mythos „Japan Conglomerate“ umkleidete Wirtschaftsministerium MITT wirkte vor allem nach innen, und die Probleme nach außen liefen eben über das Gaimusho. Die Zusammenarbeit beschränkte sich nicht auf die Gespräche im Büro. Außer bei den zahlreichen Empfängen – in Japan übrigens reine Herren-Veranstaltungen – und manchmal auch, so etwa bei besonders wahrgenom-

menen Besuchern aus Deutschland, in einem japanischen Ryukan bei Sake, Sushi und anderen Delikatessen, um den Gästen die japanische Lebensweise vorzuführen, manchmal sogar auch mit – aber immer wohlgesitteter – Geisha-Begleitung, ergab sich immer wieder die Gelegenheit, zusammenzukommen. Aber auch dienstlich gab es weit mehr verbindendes als trennendes; so bei allen großen multilateralen Anlässen und Projekten haben sich die Bundesrepublik und Japan in Tokyo (und natürlich auch in Bonn) bilateral vorab und laufend über die Botschaften abgestimmt. So wurde ich einmal nachts von meinem Counterpart aus dem Gaimusho angerufen, um mir rechtzeitig mitzuteilen, dass sich die am Tage abgesprochene Haltung zu einer in der UNCTAD⁴ anstehenden Frage kurzfristig geändert habe.

Von außen gesehen stand natürlich die unmittelbare Vertretung der Interessen der deutschen Wirtschaft in der Arbeit der Wirtschaftsabteilung der Botschaft im Vordergrund. In Tokyo war selbstverständlich das ganze Instrumentarium der deutschen Außenwirtschaftspolitik vertreten, das anders als bei unseren ehemaligen Kriegsgegnern reibungsloser an alte Traditionen anknüpfen konnte, so vor allem die Deutsche Handelskammer in Japan, die kürzlich ihr 50-jähriges Jubiläum beging. Für die Förderung des Absatzes ernährungswirtschaftlicher Güter aus Deutschland war nicht nur der Wirtschaftsabteilung der Botschaft ein Beamter unseres Landwirtschaftsministeriums zugeordnet, (der allerdings über Japan hinaus für den ganzen Fernen Osten zuständig war), sondern war als einer der größten deutschen Absatzmärkte auf diesem Gebiet ein ständiges Büro der deutschen Ernährungswirtschaft mit einem aus Deutschland entsandten Fachmann. Das Netz deutscher Firmenvertretungen, darunter auch Filialen deutscher Großbanken, war im weiteren Ausbau begriffen, aus denen sich der Vorstand der Handelskammer, die japanischerseits anerkannte Interessenvertretung der deutschen Wirtschaft in Japan, rekrutierte. Die Botschaft hatte zu ihr eine Dienstleistungs- aber auch Koordinationsfunktion, die noch dadurch komplexer wurde, als die EG-Kommission ein Büro in Tokyo eröffnete, das die dortigen Kammern der EG-Länder zu koordinieren suchte; die Wirtschaftsabteilungen der Tokyoter Botschaften der EG-Länder stimmten sich ohnehin schon seit längerem wie auch sonst überall in der Welt ab.

Auch das private Familienleben spielte sich ein. Annemarie zog sich am eigenen Schopf aus ihrer Tokyoter Depression, (die übrigens kein Einzelfall, sondern für Ehefrauen in der Tokyoter Männergesellschaft fast symptoma-

⁴ VN-Konferenz für Handel und Entwicklung

tisch war), indem sie auf eigene Faust die Stadt, so auch das Sumo als ihren neuen Lieblingssport, zu entdecken begann. Für die Damen der Botschaft organisierte sie den Besuch einer Sumo-Schule und als Anerkennung von japanischer Seite für sie wurde unserem Botschafter und mir die besondere Ehre zuteil, an der Haarschneide-Zeremonie für einen ausscheidenden Sumo-Helden aktiv, d.h. mit der Schere, mitzuwirken. Eine enge Freundschaft mit einer japanischen Fachkollegin (Ohrenärztin) gab ihr intime Einblicke in das vom Manne beherrschte japanische Familienleben. Unsere jüngste siebzehnjährige Tochter verdingte sich an Ferientagen und Wochenenden als Empfangsdame in einem japanischen Nachtclub, brachte umgerechnet täglich oder richtiger nächtlich ca. 100 Mark nach Hause (wovon wir erst nachträglich erfuhren) und hatte einen japanischen Freund.

Trotzdem drängte Annemarie und auch ich nach dem Abitur der letzten der Töchter auf eine Versetzung, obwohl mich das Amt durch abschreckende Angebote lieber dabehalten hätte, zumal ich ja nicht mehr der jüngste war. Obwohl ich im Gegensatz zu allen anderen früheren und späteren Posten die Jahre in Tokyo nicht weiter länderspezifisch gedruckt zu verwerthen suchte⁵, war die vierjährige nicht nur auf den Dienst beschränkte Beschäftigung mit Japan eine äußerst wertvolle Ergänzung meiner Asienerfahrungen.

Kalkutta 1978 bis 1982

Erstmals Chef – und dies im größten Amtsbezirk einer deutschen Auslandsvertretung

Aus unserer „westlichen“ Sicht schwer verständlich war und blieb Kalkutta für mich und auch für meine Frau ein Wunschposten. Es wurde dies auch für eine Tochter, die hier ihren späteren Ehemann traf und zu einer glücklichen Familie mit drei reizenden west/östlichen Kindern führte⁶. Aber Kalkutta schien auch sonst als Wunschposten nicht so ungewöhnlich zu sein. In der Autobiographie eines US-amerikanischen Diplomaten wurde Kal-

⁵ abgesehen von einem in Japan veröffentlichten Vortrag vor der DGA „Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Asien“ in Tokyo, „Japan in der Weltwirtschaftspolitik“, dem dann 1977 auch ein Beitrag in der Zeitschrift „Außenpolitik ii/77 „Japans weltwirtschaftliche Optionen“ in Deutschland folgte.

⁶ Die ältere Tochter macht z.Zt. an der Universität Oxford ihr Volkswirtschafts-Abschlussexamen. Die zweitälteste studiert an der Universität Cambridge Geschichte; ihr Vater, nach der Heirat in Deutschland in München und Göttingen Forstwirtschaft studierend, ist nach Einsatz in Asien und Afrika über eine internationale Organisation von der britischen Königin Elisabeth als „Förster des Commonwealth“ ausgezeichnet und persönlich zu einem Gespräch empfangen worden.

kutta als Geheimtipp im amerikanischen Foreign Service bezeichnet. Allerdings trugen die örtlichen indischen Behörden wenig dazu bei: Im Vietnam-Konflikt taufte sie die Straße, in der die US-amerikanische Vertretung lag, Ho-Chi-Minh-Path, und das Konsulat musste sich als seine Adresse damit abfinden. Vielleicht war auch manchmal Kalkutta deswegen beliebt, weil sich hierhin selten Besucher aus den Zentralen verirrten. Für mich war das allerdings nicht der Grund. Ich versuchte mein Bestes, Kalkutta auch bei uns interessanter zu machen und deutsche Delegationen von Delhi und Bombay zu einer Einbeziehung Kalkuttas zu bewegen.

Wie auch immer, in unserem Amt in Bonn, jedenfalls dort im Personalreferat, hatte man wohl einen mehr landläufigen Eindruck von Kalkutta. Man bot es mir neben einem zweitrangigen Posten an der Botschaft Bagdad (der vielleicht 25 Jahre später interessant geworden wäre?) eher zur Abschreckung mit dem Hinweis an, im Augenblick sei nichts Besseres frei. Es lag nahe, dass man mich lieber, zumal in meinem Alter, weiter in Japan gehalten hätte. Dienstlich war Kalkutta nicht gerade ein Fortschritt, auch wenn ich damit erstmals in eine selbständige leitende Funktion wechselte. Aber ich sagte ohne Rückhalt und mit Rückendeckung durch die Familie zu.

Tatsächlich bot dann Kalkutta weit mehr als den Reiz von Fremdheit und Exotik. Es bot auch ein nicht so vorgestelltes hohes Lebenshaltungs-Niveau, mit nicht nur sehr attraktiven sondern auch erschwinglichen Sportmöglichkeiten wie Golf und Reiten in mehreren Clubs, Pferderennen und Polo-Wettbewerbe in einer gepflegten Rennbahn-Anlage jeweils nicht nur zur sportlichen Übung sondern auch als gesellschaftliche Ereignisse – diese ebenso wie das Leben in verschiedenen nichtsportlichen Clubs in kolonialer anglo-indischer Tradition. Aber das rangierte nach dem dienstlichen Umfeld in dem wohl größten und vielseitigsten Amtsbezirk einer deutschen Auslandsvertretung, der sich mit über 300 Millionen Menschen von den Toren Delhis – mit Indiens größtem Unionsstaat Uttar Pradesh mit für sich allein über 100 Millionen Menschen – über das fast ebenso große Bihar und weiter Westbengalen bis zu den Nagas und Manipuris an der Grenze zu Burma westöstlich und vom Himalaya – mit der alten aber noch immer reizvollen „Hill-Station“ Darjeeling – bis an die mittleren Küsten des Golf von Bengalen des indischen Ozeans an den Küsten des Bundesstaates Orissa nordsüdlich erstreckte. In seinen weiten Regionen waren Fauna und Flora noch natürlich und wild erhalten mit Rhinos, Wasserbüffeln und Tigern. Aber als Hauptsache fühlten wir uns unter den Menschen, zumal aber nicht nur in Kalkutta selbst und in Westbengalen, wohl und ihnen näher, zumal als vorher in Japan. Es war dies einmal aber nicht nur dank der weit-

gehend beherrschten Weltsprache Englisch aber auch trotz eigenständiger Kultur in der Mentalität: Offen, natürlich, warmherzig, kontakt- bis debattierfreudig, selbst unter einfachen bis ärmlichen Verhältnissen in den Dörfern offenbar zufrieden und glücklich, was uns gerade die Besuche auf dem Lande unvergesslich machte. Die Menschen waren so ziemlich das Gegenteil von aktiven Erfolgsmenschen und „Machern“; ein größerer Gegensatz zu den vorhergehenden Jahren in Tokyo ließ sich kaum vorstellen.

Dienstlich war Kalkutta ein Platz, wo man alles oder nichts machen konnte. Die große Zeit der Vertretung war vorüber. Das war als die Bundesrepublik als erstes großes und bis heute größtes deutsches Entwicklungshilfeprojekt nicht nur in Indien sondern überhaupt in der Welt, das Stahlwerk Rourkela baute, mit hunderten deutscher Fachkräfte, einem entsprechenden öffentlichen wie amtlichen Interesse in der Heimat, einem erheblichen Verwaltungsaufwand, in den der Auswärtige Dienst stärker eingeschaltet war als dies heute der Fall wäre, nachdem es ein besonderes Ministerium für Entwicklungshilfe gibt, das erst einige Jahre später geschaffen wurde. Kalkutta war damals nicht nur verkehrsmäßige Drehscheibe mit einer regelmäßigen Lufthansa-Verbindung Frankfurt–Kalkutta, sondern Basis und Schreibtisch, auch durch die örtliche amtliche Vertretung.

Jetzt, zu meiner Zeit, wurde Rourkela voll und ganz selbständig erfolgreich, wirtschaftlich wie technisch, betrieben, ebenso wie die anderen damals mit britischer und russischer Hilfe errichteten Stahlwerks-Projekte unter der staatlichen indischen Stahlwerks-Holding S.A.I.L.* in Delhi. Die einzige deutsche Präsenz waren sehr gelegentliche Besucher aus Nostalgie oder Neugierde – so auch ich mehrfach, wozu es auch gelegentliche dienstliche Anlässe gab, so die Abwicklung der letzten deutschen amtlichen Präsenz, der Rourkela-Zweigstelle unseres Goethe-Instituts, das dieses jetzt nur noch als Belastung empfand. Es gelang dies einigermaßen schmerzlos durch Umwandlung in eine vom Auswärtigen Amt unterstützte deutsch-indische Gesellschaft, die die dortigen Liegenschaften, die ohnehin vom Stahlwerk gestellt worden waren, und die gesamte Einrichtung übernahm und den Betrieb-Sprachunterricht und ein kleines Kulturprogramm mit Unterstützung auch des Stahlwerkes weiterlaufen ließ. Damit war auch das letzte Rudiment aus der Hochzeit der deutsch-indischen Zusammenarbeit in indische Hände überführt. Eine andere amtliche Aufgabe sah ich auch darin, über den aktuellen Stand „unseres“ (indischen) Stahlwerkes zu berichten und konnte dadurch vielleicht einer alten Schablone in Teilen unse-

* Steel Authority of India Ltd.

rer Medien entgegenwirken, „dass alles verkehrt geplant gewesen war und ohne uns jetzt sowieso nichts liefe.“ Die Inder kamen ganz gut allein zurecht! Zu meiner Zeit stand eine Verdoppelung der Kapazität des Stahlwerks auf mindestens 2 Millionen to auch aus Rationalisierungsgründen zur Diskussion, für die auch eine deutsche finanzielle Hilfe erwartet wurde. Das spielte sich in einem moderner gewordenen Apparat unser Entwicklungshilfe und deutsch-indischer Zusammenarbeit zentral ab. Aber die Berichterstattung von „vor Ort“ hat sicher nicht geschadet. Soweit ich weiß, ist die Erweiterung dieses deutschen Vorzeige-Projekts auch deutscherseits unterstützt worden. Durchgeführt wurde sie jedoch von den Indern allein.

Interessehalber und zum Vergleich besuchte ich auch die anderen, alle in der indischen Ostregion gelegenen, nach Eintritt in die Unabhängigkeit mit westlicher (auch russischer) Hilfe gebauten Stahlwerke: Durgapur, Bhilai und Bokaro. Auch was die Briten und Russen einst aufgebaut hatten, lief unter indischer Regie erfolgreich.

Aber mit solcher Nachlese gelangte die Vertretung nicht aus dem Windschatten bundesdeutschen Interesses hinaus. Dies wirkte sich auch im Anziehen der Sparschraube in der Vertretung aus. War schon unter meinem Vorgänger der höhere Dienst von vier auf drei Beamte reduziert worden, so setzte sich dies unter mir von drei auf zwei höhere Beamte, meinem Vertreter und mir, fort. Immerhin blieb noch der Unterbau einigermaßen unbeschädigt, und dies galt für die für uns besonders wertvollen Ortskräfte, Inder und mit Indern in Kalkutta verheiratete deutsche Ehefrauen. Schließlich mussten wir ja nicht nur zurück nach Bonn, sondern auch nach außen im Amtsbezirk arbeiten. So erstellt das Generalkonsulat die wohl einzige deutsche Zeitschrift in bengalischer Sprache und verteilte sie. In dem großen Amtsbezirk gab es über 20 deutsch-indische Gesellschaften, die, obwohl nicht alle sehr aktiv, mit Erwartungen und Einladungen an uns herantraten und die sich dadurch für unsere Öffentlichkeitsarbeit anboten. In Kalkutta gab es ein großes Goethe-Institut, in Indien „Max-Müller-Bhawan“ nach dem zuletzt in Cambridge lehrenden deutschen Indologen Max Müller genannt, das zwar sehr auf seine Selbständigkeit von der amtlichen Vertretung achtete, aber doch fallweise Wert auf die Präsenz des Generalkonsuls legte und sich mit uns am gleichen Ort kollegial informatorisch austauschte. Seine Existenz mit einem vielseitigen Kulturprogramm und Sprachprogramm unterstrich die kulturelle Bedeutung Kalkuttas, die immerhin aus Deutschland anerkannt wurde. Kalkutta war tatsächlich nach wie vor die kulturelle Hauptstadt Indiens, obwohl sich das wirtschaftliche Gewicht in den Westen nach Bombay und später mehr noch in Indiens Sü-

den verlagert hatte. Auch außerhalb der deutsch-indischen institutionellen Ansätze war örtliche Mitwirkung des Generalkonsuls durch Grußadressen, Tischreden und Vorträgen über deutsches und mehr noch deutsch-indisches mehr als ich vorher oder nachher anderwärts erlebt habe, gefragt.

Für sich gesehen war die politische Situation und Landschaft in Indiens Ostregion besonders interessant, wenn auch in Weltperspektive und somit auch von unserer Zentrale in Bonn, ziemlich im abseits. Aber abgesehen von uns vor Ort und mich persönlich interessierte es unsere Botschaft in Delhi. Während die konsularischen Vertretungen sonst selbständig unmittelbar mit der Zentrale verkehren, ist „Politik“ davon ausgenommen: Die Botschaft verarbeitet die „Schreiben“ der Konsulate oder – die Regel – leitet sie mit oder ohne Kommentar auf ihrem Berichtswege im Original weiter, was die Konsulate motiviert, und an der Mitwirkung aus Kalkutta war der Botschaft in Delhi sehr gelegen. Eine kommunistische Regierung wie die im indischen Unionsstaat Westbengalen mit immerhin 80 Millionen Einwohnern war an und für sich schon ein lohnendes Beobachtungsobjekt, zumal umgeben von Unionsstaaten mit eher unstabilen wechselnden aber nichtkommunistischen Regierungen. Aber außerdem erstreckte sich jenseits Westbengalen nach Osten ein – für uns – „Niemandland“, da dafür die indische Regierung ausländischen Regierungen keine „Exequatur“, d.h. eine offizielle Zulassung, erteilte. Andererseits waren diese, und auch wir, gerade auch an einem solchen „Weißen Fleck“ interessiert, selbst wenn sich diese Ecke nicht in einer die Welt so berührenden Konfliktsituation befand wie Kaschmir im Nordwesten Indiens. Aber abgesehen davon, dass hier im Nordosten die Situation ethnisch und kulturell dabei auch religiös wie im Kaschmir und damit auch potentiell politisch war, bot sich über Kalkutta verkehrsmäßig wie administrativ außer direkt über die Hauptstadt Delhi der einzige Zugang.

Diese Nordost-Region um das alte Königreich Assam war von der Unionsregierung zur Überwindung der ethnischen Spannungen föderal in fünf Unionsstaaten und zwei Unionsterritorien aufgeteilt, und dies war aus den fünf Staaten auch demokratisch legitimiert worden. Aber die dadurch erhoffte Harmonie, die aus Delhi und auch vor Ort mit „Die Sieben Schwestern“ umschrieben wurde, stellt sich nur teilweise ein. Die Ethnen überschritten sich, und besonders die Mizos, die es nur zu einem eigenen „Territorium“ gebracht hatten, blieben ein – heute würde man sagen: „terroristisches Problem“. Allgemein beunruhigender war jedoch die illegale Einwanderung der Bengalen aus Asiens Armenhaus Bangladesh über die

Grenze nach Indiens Assam wie auch in andere Teile von Indiens Nordost-Region.

Insgesamt ist dieser Anhängsel Indiens, mit über 250.000 km zwei Drittel so groß wie unsere Bundesrepublik, von der Weltöffentlichkeit ziemlich abgehängt und vergessen. Wir versuchten, es mit mühsam und langwierig in Delhi fallweise einzeln beantragten Reisegenehmigungen zu „entdecken“. So waren wir – Annemarie ließ es nicht nehmen, mich zu begleiten – mehrfach in Assam diesseits und jenseits des den Unionsstaat teilenden riesigen Bramaputra, sowie im landschaftlich so schönen gebirgigen Megalaya mit den Garos und Khasis als wichtigsten Ethnen, in denen noch das Matriarchat verschiedenster Schattierungen als Sozialordnung angewandt wird und die Garos wie manche Nagastämme im „geschwisterlichen“ Unionsstaat Nagaland früher gefürchtete Kopffäger waren. Einmal erhielten wir auch eine Genehmigung zum Besuch des am weitesten östlich an der Grenze zu Burma gelegenen Unionsstaates und früherem Fürstentum Manipur, wo wir sogar von der Regierung offiziell wahrgenommen wurden. Allgemein touristisch zugänglich in der Nordost-Region war nur der Naturschutzpark Kaziranga im Unionsstaat Assam, über dessen Hauptstadt Gauhati mit seinem von Indian Airlines mehrfach täglich bedienten Flugplatz. Annemarie begleitete auch mehrfach Freunde und sonstige Besucher ohne mich von Kalkutta nach dort, die, wenn auch sicher auf dem Elefantenrücken und geschützt durch Rangers, den Kitzel der Gefahr durch Nashörner, Büffel und Tiger (die sich im Gegensatz zu den Massen ersterer leider nie sehen ließen) verspürten.

Am Schluss meiner vier Jahre in Kalkutta war ich Doyen eines zahlreichen Konsularkorps, das allerdings zum weit kleineren Teil wie ich aus entsandten Berufskonsuln und sonst aus einheimischen Honorarkonsuln bestand, denen die Übernahme dieses Ehrenamtes Ansehen in der Gesellschaft Kalkuttas und Zugang in dem Land, das sie vertraten, verlieh. Sie waren für uns, Annemarie und mich, oft interessanter als die Berufskollegen. Aus der westbengalischen Regierung ist mir Chiefminister (entspricht einem Länder-Ministerpräsidenten bei uns) Jyoti Basu und der leitende Chiefsecretary⁷ Sen unvergessen. Basu, Jurist, früher als Rechtsanwalt in London zugelassen, dann radikaler Revolutionär in Indien, schließlich ab 1977 20 Jahre lang Chef einer von seiner „Kommunistischen Partei Indiens“ (marxistisch) (KPI(M)) beherrschten Linke-Front-Regierung. Er leitete eine für indische und zumal für die chronisch bewegten bengalischen

⁷ Eine Funktion, für die es bei uns nichts vergleichbares gibt: oberster Berufsbeamter (des Civil Service) einer Länderregierung

Verhältnisse ungewöhnlich stabile politische Phase ein, die bis heute, nach dem Jahre 2000 auch unter einem von ihm herangezogenen Nachfolger, anhält. So groß war sein persönliches Ansehen, dass Basu als einziger kommunistischer Chiefminister in 22 indischen Unionsstaaten – in einer innenpolitischen Patt-Situation in der Union ungeachtet seiner politischen Färbung – als Unionspräsident (unserem Bundespräsidenten entsprechend) gehandelt und in der Öffentlichkeit diskutiert wurde. Mit der Begründung, dass man ihn in Westbengalen für unentbehrlich hielt, lehnte er ab; wegen seines politischen Hintergrundes wären auch seine Aussichten eher ungewiss gewesen. Das letzte Mal hörte ich von Basu, als er mich – damals in Schanghai – bei einem Chinabesuch in meinem Büro anrief.

Indien war das erste Entwicklungsland, in dem ich als seinerzeitiger für den Entwicklungshilfe-Ausschuss der OECD als Legationsrat in der deutschen OECD-Vertretung in Paris und dann später im Auswärtigen Amt in Bonn im Referat erst für Kapitalhilfe, später für Grundsätze der Entwicklungszusammenarbeit von 1962 bis 1968 tätig war. Von Bonn aus war damals Rourkela „in“. Mein jetzt in Kalkutta, wie weiter oben bezichtigtes Interesse, das zu mehreren Besuchen nach dort mit Flugzeug und dann von Ranchi aus mit dem nach dort bestellten Dienstwagen mehrere Stunden durch eine einsame Busch- und Waldlandschaft bis zu dem parkähnlich angelegten gepflegten Gästehaus des Stahlwerks, lag also schon deswegen nahe. Man wurde dort auch „wie zu Hause“ aufgenommen und hatte jeden Einblick mit ausführlichen Erklärungen nicht nur in und zum Stahlwerk, sondern auch in die sich darum entwickelnde Stadt mit weiteren Industrien und ein landwirtschaftliches Entwicklungsprojekt um Rourkela herum, das gerade im Gange war.

So wie sich die entwicklungspolitische und administrative Spitze der staatlichen Stahlindustrie Indiens in Delhi befand, lag die zentrale Holding (Coal India) für vier der regionalen staatlichen Kohleindustrien, in Kalkutta, sogar in meiner ziemlich unmittelbaren Nähe. Die Pflege des Kontaktes hatte ich mir besonders angelegen sein lassen, und auch der Vorsitzende war offenbar daran interessiert. Die deutsch/indische enge und umfangreiche Entwicklungs-Zusammenarbeit ist aber so zentralisiert und bürokratisiert, dass sich aus dem Kontakt weder auf dem Berichtswege an unsere Regierungsstellen wie auch durch Schreiben an Persönlichkeiten unserer Kohleindustrie von der Peripherie her etwas anstoßen ließ. In der Nachbarprovinz Bihar unmittelbar hinter der Grenze von Westbengalen liegen die größten und besten Kokskohle-Vorkommens Indiens; dort wäre nicht zu-

letzt aus Umweltgründen eine Zusammenarbeit sinnvoll⁸. Immerhin hatte unser Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit als die für Entwicklungshilfe zuständige Regierungsstelle ein Verfahren auf anderer niedrigerer Ebene entwickelt und bot es zu meiner Kalkutta-Zeit unseren Vertretungen in Entwicklungsländern an. Danach konnten die Vertretung Mittel für „Kleinstprojekte“ beantragen und diese in ihrem Amtsbezirk durchführen lassen. Wohl erstmals in Indien machten wir für den Bau eines einfachen Dorfschulgebäudes davon Gebrauch. Die Zielrichtung der Entwicklungshilfe hatte sich auch sonst „seit Rourkela“ verlagert. Im Amtsbezirk gab es in Westbengalen und den Nachbar-Unionsstaaten ein regional deckendes Landwirtschafts-Projekt der Weltbank. Ich nahm mehrfach die Gelegenheit wahr, den indischen zuständigen Projektleiter auf das Land und in die Dörfer zu begleiten. Während dieses Programm personell eine rein indische Angelegenheit war, waren in einem deutschen Landwirtschaftsprojekt im Bezirk Almora im Unionstaat Uttar Pradesh deutsche Experten leitend und verantwortlich eingesetzt. Obwohl etwa 1000 km von Kalkutta entfernt und viel näher zu Delhi zu unserer Botschaft dort gelegen, ermunterte mich diese zu direktem Kontakt unter Hinweis auf meine etwas unklare regionale Zuständigkeit⁹, und ich ließ mir dies nicht zweimal sagen. Das deutsch/indische Landwirtschaftsprojekt im Bezirk Almora in den Vorbergen des Himalaya ist, wie übrigens die deutschen Landwirtschaftsprojekte in Indien, von denen ich weiß, landschaftlich reizvoll gelegen, und vielleicht hat dies auch bei ihrer Auswahl eine Rolle gespielt?

Zurück zu den unmittelbaren Eindrücken und Gefühlen in und zu Kalkutta, die menschliche Hilfe geradezu herausfordern. Private Wohltätigkeit liegt in Kalkutta „in der Luft“, für Inder nicht nur durch die Verhältnisse bedingt sondern, mehr noch als für und bei uns, religiös und mental fundiert. Armut in Kalkutta ist offensichtlich; sie wird nicht als etwas Erniedrigendes verheimlicht oder gar amtlich zu verbergen oder ihre Symptome zu beseitigen gesucht (sieht man von einer kurzen Phase während der Emergency Rule Indira Ghandis ab). Eine Schar von Bettelkindern erwartet den Reisenden am Flugplatz, Bettler strecken verkrüppelte Glieder an das Autofenster, junge Mütter halten ihr Baby dem Passanten entgegen und stupsen ihn vielleicht noch mit dessen Köpfchen nachdrücklich in die Seite. In wei-

⁸ Ausführlicher zur Kohleindustrie in Indiens Ostregion: Handke: „Regionalismus und Zentralismus in Indien“ Institut für Asienkunde, Hamburg 1982, Seiten 19/20.

⁹ Die Exequatur der indischen Regierung für das deutsche Generalkonsulat Kalkutta schloss zwar den ganzen Unionsstaat Uttar Pradesh ein, in dem im Nordwestzipfel Almora lag: aber intern hatten wir zur Erleichterung für indische Antragsteller für Visa u.ä. die Zuständigkeit regional „geteilt“, ohne dass wir dabei kleinlich waren. Deutsche können sich sowieso an die nächstgelegene Vertretung wenden.

ten Bezirken der Stadt leben die Menschen in dem, was wir „Slums“ nenne würden. Aber daran, diese „Bustees“ etwa durch Platten-Hochhäuser zu ersetzen, denkt hier niemand. Sie werden den Lebensgewohnheiten angepasst saniert, durch Abwässer-Kanalisation, durch Trinkwasser-Stationen und Befestigung der Gänge zwischen den Hütten, um sie regensicher zu machen. Die Armut wirkt natürlicher und wird als selbstverständlicher in einem ohnehin als Durchgangsstation verstandenen Leben empfunden. Sie geht auch nicht mit Kriminalität einher; Kalkutta ist im Vergleich zu westlichen Metropolen – und nicht nur zu New York, sondern auch etwa zu Frankfurt – eine sichere Stadt. Auch sein Hygiene- und Sauberkeits-Standard ist besser als sein Ruf. Abfallhaufen am Straßenrand (die auch, wenn auch nicht so regelmäßig wie bei uns, durch die Stadt entsorgt werden) sind durchweg pflanzlich/natürlich und nicht aus Plastik, Pappe und Papier (die wie Metall-Schrott und ähnliches kommerziell verwertet – verarbeitet und/oder verkauft – werden) und schließlich sind da immer noch die Geier als Gesundheitspolizei. Der Armut steht eine breite private, religiös und mental tief verwurzelte Wohltätigkeit gegenüber, und auch ausländische Personen und Organisationen fühlen sich nicht nur durch die Verhältnisse motiviert sondern auch mental „angesteckt“. Meine Mitarbeiter im Konsulat stifteten von sich aus Geld für den Kauf einer Fahrrad-Rikscha, die ich schließlich dem glücklichen Fahrer übergeben konnte (nach einem Rattenschwanz von Bürokratie, da es auch für einen Rikscha-Betrieb einer staatlichen örtlichen Lizenz bedurfte, wie wir dabei feststellten). Der Rotarier-Klub im Kalkutta benachbarten Batanagar lud mich ein, einen von ihm gestifteten Tiefbrunnen auf dem Lande einzuweihe (der nun ganz unverdient meinen Namen trägt). Der deutsche Lions-Club sammelte in Deutschland gebrauchte Brillen, die indisch augenärztlich gezielt ausgegeben wurden und reißend weggingen. Die deutsche Aussätzigen-Hilfe betrieb kostenfrei Lepra-Behandlungsstationen. Das unserer katholischen Kirche affilierte „Brot für die Welt“ hatte in den Sunderbans in der Nähe von Kalkutta ein Landwirtschaftsprojekt (in das wir hineingezogen wurden, weil sich der zuständige hiesige katholische Bischof über den eingesetzten indischen Projektleiter beschwerte, der mit dem Projekt politische Reklame für eine Oppositionspartei Westbengalens machte). Bei den im Osten Indiens endemischen Überschwemmungskatastrophen, zu meiner Zeit einmal in Westbengalen und ein andermal in Orissa, konnte ich den jeweiligen Regierungschefs amtliche Spenden übergeben. Schließlich war und ist schon synonym mit Kalkutta das Hilfswerk von Mutter Theresa mit dem weltbekannten christlichen Sterbendenheim am hinduistischen Tempel der Göttin Kali, dem von ihr geschaffenen Orden der „Missionaries of Charity“ und anderen Hilfswerken, insbesondere Waisenhäusern in Kalkutta sowie Aktivitä-

ten in der Welt darüber hinaus. Mutter Theresa konnten wir mehrfach persönlich erleben, und den Missionaries of Charity begegnete man überall nicht nur in Kalkutta.

Der Abschied von Kalkutta war schwer und schön – vom vierköpfigen Hauspersonal, mit dem wir auch später in Verbindung blieben, im Generalkonsulat, vor allem von den Ortskräften, schließlich offiziell im Konsularkorps mit Chiefsecretary Sen als Vertreter der Regierung mit freundlichem aber unnötigen Mitgefühl, weil mir, wie sonst den aus Kalkutta scheidenden Kollegen, kein Botschafter-Posten bevorstand (der mir angeboten worden war, ich mich aber anders entschieden hatte) und statt dessen „schanghai“ wurde (eine Redensart, die in der Hafenstadt Kalkutta aus der Segelschiffszeit noch durchaus bewusst war).

Ich wollte in Asien bleiben, und mein Interesse richtete sich auf das mit der Öffnung zugänglich gewordene Reform-China, nachdem die Beobachtung der Anfänge der Volksrepublik 30 Jahre früher mein Asieninteresse begründet hatte und jetzt diese autobiographischen Notizen einleiteten. Die Aufgabe als erster deutscher Generalkonsul nach dem Kriege in China – in Schanghai – war dann der Höhepunkt. Aber Kalkutta wurde zum Ausgangspunkt dieser Arbeit, wie es dies auch geschichtlich im Verhältnis des Westens zu Asien gewesen war.

Folgender veröffentlichter Aufsatz kann die vorstehenden mehr persönlichen Eindrücke und Erlebnisse um die allgemeine deutsch-indische Perspektive aus der regionalen Sicht des indischen Ostens vom Standpunkt Kalkutta des Verfasser ergänzen: Werner Handke, *Deutsch-indische Zusammenarbeit von Kalkutta aus gesehen in ASIEN*, Nr.3 Okt. 1982 Deutsche Gesellschaft für Asienkunde 1982.

In Hongkong, Tokyo, Kalkutta und Schanghai: Dienstliche Erkenntnis und persönliches Erleben.

Der jeweils mehrjährige Einsatz in einer Auslandsvertretung bedingt eine kontinuierliche Beschäftigung mit dem Gastland, seinen Einrichtungen und ihrem Zusammenwirken und seiner Entwicklung aus Medien, Gesprächen und Kontakten auf der weiten Skala von offiziell bis persönlich und vertraulich und ein tägliches Empfinden aus einer gelebten Umgebung. Der Dienst ist auf die Erkenntnis für die Zentrale, die Regierung und dort über das Auswärtige Amt, gerichtet. Das Erleben im Gastland unter den jeweiligen Umständen hat darüber hinaus auch persönliche Erkenntnisse vermit-

telt. Von Hongkong aus war sowohl das dienstliche wie das persönliche Interesse auf alles gerichtet, was aus dem neuen China zu erfahren war; es betraf zwar auch das damals in Deutschland ganz unbekannte Hongkong, aber dies beeindruckte vor allem auch persönlich. Von Tokyo aus im „westlichen“ Japan, nicht gerade neu und als bekannt vorausgesetzt, war das dienstliche Erkenntnis-Interesse enger, die persönliche Erlebnis-Empfänglichkeit in dem uns kulturell besonders fremden Japan umso größer. Dies traf, wenn auch ganz anders, auch aus Kalkutta zu, aber ein dienstliches Interesse aus der Heimat galt es von hier aus erst zu wecken und wach zu halten: Auch die dienstliche Wirksamkeit war vornehmlich auf das Gastland und nicht zurück in die Heimat gerichtet. Schanghai schließlich mit seiner Dynamik vor einer so sichtbaren Tradition und dem zusätzlichen Reiz einer neuen deutschen Vertretung dort war gleichermaßen dienstlich wie persönlich interessant.

Die tägliche Beschäftigung mit dem Gastland pflegt in den Vertretungen mit einer morgendlichen „Pressekonferenz“ zu beginnen, die sich in der Regel nicht nur auf eine Presseschau begrenzt; auch andere anstehenden Fragen werden angesprochen, und in den größeren Vertretungen tragen die Referenten über ihre Arbeitsbereiche vor. So äußerte sich in Tokyo auch der Botschafter einleitend oder abschließend. Bei kleineren Vertretungen wie in Kalkutta spielte sich die Konferenz oft nur zu zweit mit dem einzigen Konsul als meinem Vertreter, und auch nicht so regelmäßig täglich morgendlich ab. Aber auch dort wurden fallweise Sachbearbeiter aus dem Konsulats- und Verwaltungsdienst oder eine einheimische Ortskraft hinzugezogen. In Hongkong spielte damals der eigentliche Pressevortrag aus dem umfangreichen Übersetzungsmaterial der chinesischen Festlandpresse neben der Ortspresse eine zentrale Rolle.

Vor dem Auswärtigen Dienst, wie eingangs kurz erwähnt, Redakteur bei der führenden deutschen Wirtschaftszeitung, entsinne ich mich aus dem damals noch kleinen Netz der Auslandskorrespondenten einer Klage, die amtliche deutsche Vertretung „säße in einem Elfenbeinturm“. Tatsächlich spielt sich vieles nach innen ab, dies aber um die Arbeit jedes Mitarbeiters nach außen effektiver zu machen. Auch in einem Wirtschaftsbetrieb ist die Arbeit nach innen für außen gerichtet. Von außen mögen auch die Lebensverhältnisse „der Diplomaten“ Neidgefühle wecken. Tatsächlich sind sie zwar abgesichert, aber nicht herausgehoben und eher bescheiden, ebenso ist das Verhältnis zwischen den verschiedenen nationalen Vertretungen als „Diplomaten-Leben“ nicht Selbstzweck. In Hongkong war diese Zusammenarbeit, so vor allem mit dem US-amerikanischen Generalkonsulat,

eine, vielleicht die wichtigste, Erkenntnisquelle, wobei man sich erinnern sollte, dass wir zu der damaligen Adenauer-Zeit im „Kalten Krieg“ mehr noch als heute auf die USA angewiesen waren; auch in der China--Politik, sofern wir schon eine eigene hatten, gingen wir parallel. In Tokyo konnten wir zwar unser eigenen Interessen folgen, aber damals würde die Zusammenarbeit der EG-diplomatischen Vertretungen jedenfalls für das Wirtschaftsgebiet zunehmend institutionalisiert. In Schanghai versuchte schon die Gegenseite (das Außenamt der Stadt) das Konsular-Korps durch gemeinsame Veranstaltungen wie Exkursionen mit Besichtigungen von Industriebetrieben und landschaftlichen Einrichtungen „unter einen Hut“ zu bringen. Aber die gemeinsame Abstimmung des Konsular-Korps im Verhältnis zu der zu Beginn der Öffnung noch etwas unsicheren Gegenseite war nötig und hilfreich. Natürlich erschöpfte sich damit nicht die Tätigkeit, und wie aufgezeigt versuchte sich jeder individuell „freizuschwimmen“. In Kalkutta hatte das Konsular-Korps zwar eine lange Tradition, aber es reichte eigentlich durch die überwiegende Zahl der nichtprofessionellen Honorarkonsuln (z.T. herausragende indische Unternehmer) weit über sich hinaus; auch die Organisation lag bei einem der Honorarkonsuln als Geschäftsführer, während immerhin der Vorsitz als Doyen bei dem jeweiligen am Ort ältesten Berufskonsuln lag; für alle Teile im Verhältnis zur bengalischen Regierung war dies vorteilhafter.

Soweit zum Verständnis des „Diplomatenlebens“. Aber vielleicht darf ich auf Grund meiner eigenen journalistischen Vergangenheit noch etwas zu der verschiedenen Sicht eines Zeitungskorrespondenten und auf unser Verhältnis zu ihnen, soweit es sie am Ort gab, sagen: In Hongkong als damaligem zentralen Beobachtungsplatz nach China war der Kontakt zu den Korrespondenten und so auch zu dem ersten und einzigen einer deutschen Tageszeitung eng. Zum anderen spielten solche nicht nur in Kalkutta, sondern damals auch in Schanghai eine nichtexistente Rolle. Etwaiges wichtiges Geschehen wurde aus den internationalen Nachrichtendiensten von der Redaktion wahrgenommen oder einem Korrespondenten anderswo in der Region. Anders war es in Tokyo, wo sich, wie in einem mich bzw. meine Familie betreffenden Fall eine deutsche Tageszeitung kritisch einmischte. Aber im Verhältnis zum Gastland gab es zwischen Presse und Botschaft keine Kontroversen und wir, die Botschaft, waren dankbar, dass die deutsche Öffentlichkeit verständnisvoll und sachverständig über Japan unterrichtet gehalten wird, was eine Auslandsvertretung letztlich nur auf dem Umwege über die deutsche Außenpolitik kann und soll. Die Wirtschaftsinformationen der Auslandsvertretungen sind über eine Bundesstelle öffentlich zugänglich und werden auch über die Wirtschaftsverbände breit ge-

streut. Tokyo war und ist ein wichtiges Welt-Medienzentrum. Wie uns in und über die Botschaft Japan als zweitwichtigste Wirtschaftsmacht, interessierte die Weltöffentlichkeit auch zumindest die Fremdartigkeit einer hoch entwickelten Kultur und Zivilisation, das allein Presse und Literatur decken kann. Gerade auch die heimatliche Vertretung muss es begrüßen, wenn auch dieses für die Verständigung und das Verständnis gedeckt wird und die Medien können auch „vor Ort“ nicht dicht und intensiv genug vertreten sein, die zwar manche Zugangsmöglichkeiten wie von einer amtlichen Vertretung nicht so einfach haben, andererseits im Gastland integrierter sein können. Wenn im Auswärtigen Dienst wie ein Korrespondent in Japan im Gastland ein Beamter eine Einheimische heiratete, bedeutete dies, wie ich später in Schanghai in meiner Vertretung erleben werde, die Versetzung.

Sowohl für die Medien wie für die amtliche Auslandsvertretung hängt außer von der eigenen Ausgangsposition, die amtlich einfacher sein mag, die Arbeit vom Objekt selbst ab. Während für die Pressearbeit das Interesse der Öffentlichkeit in der Heimat zählt, spielt dies für eine Auslandsvertretung nicht diese Rolle. Im Hongkong der fünfziger Jahre mit dem Objekt des neuen China lief beides parallel. In Indien in den siebziger Jahren war dies nicht so, und schon gar nicht für Indiens Ostregion mit Kalkutta, nachdem die Kontroversen in der Heimat über das Großprojekt Stahlwerk Rourkela verebbt waren und „Mutter Theresa“ noch nicht so im Vordergrund stand; anders als in China interessiert eine kommunistische Regierung in Kalkutta für den 80-Millionen-Staat Westbengalen wenig die deutsche wie die westliche Öffentlichkeit. Und dass es weiter östlich alte Zivilisationen sehr verschiedener Ethnen mit kulturellen Gegensätzen gab und gibt, bleibt bis heute aus dem Westen im Dunkeln. „Vor Ort“ lässt sich dem nicht entziehen; es macht sogar einen zusätzlichen Entdeckerreiz aus, wie meine Schilderung der vier Jahre in der Ostregion Indiens von Kalkutta gezeigt haben mag. Die unmittelbar davor liegenden vier Jahre in Japans Hauptstadt Tokyo hätten als Gegensatz nicht größer sein können.

Asien ist so groß und vielgestaltig und reicht in seiner Geschichte und auch diese sehr unterschiedlich weit zurück. Der persönliche Eindruck ist sicher für die Erkenntnis und das Verständnis hilfreich, aber darüber hinaus motivierend, zu verbreitern und zu vertiefen. Was zunächst die Verbreiterung angeht: Indien habe ich über „meine“ Region hinaus von Kaschmir im Norden bis an seine Südspitze und auch seines Westen von Bombay bis Kerala ebenso wie Japan von Hokkaido (mit japanisch wehmütiger Sicht auf die einstmals dazu gehörenden Kurilen) im Norden bis über Kyuchi

hinaus nach Okinawa im Süden und bis in seine Schlachtfelder im Pazifik erlebt. In China war „meine“ Region abgesehen von Schanghai selbst so anspruchsvoll, dass es sowohl für den Nordosten, die ehemalige Mandchurei und den Nordwesten auch nach Tibet nicht gereicht hat, und ich das Yangtse-Tal von Nanking an aufwärts, den Gelben Fluss durch die Provinz Anhui und den Südwesten hinter Kanton Hainan und bis Yünnan erst nachträglich im Ruhestand für mich erschließen konnte, während dessen auch weiter Schanghai ein Zielort blieb. Unterschiedlich war auch die Berührung mit Südost-Asien teils schon zurückgehend auf meine Dienstzeit von Hongkong aus, so nach Indonesien, Vietnam und Kambodscha oder später schon von Kalkutta aus, aber dann im Ruhestand nach Thailand, Singapur, in die Philippinen und erneut nach Indonesien.

Aber allein eine solche regionale Verbreiterung auf dem Reisewege so wertvoll sie als Anregung und Motivation ist und sich auch nicht auf äußere Eindrücke beschränkt hat, hat, zumal in dem so vielfältigen Asien, ihre Grenzen. Sie bedarf sowohl horizontal wie besonders auch vertikal in die Geschichte der Vertiefung aus dem vorhandenen Erkenntnisstand. In der beigefügten ausgewählten Bibliographie sei auch erklärend versucht, Erfahrungen, unmittelbare Erkenntnisse und allgemeine Eindrücke in den Zusammenhang mit dem Wissenstand zu bringen; dabei sind besonders seine modernsten allgemeinen und verlässlichsten Formen und ihre Ergebnisse aus den Arbeiten der multilateralen Organisationen mit ihrem Quellenmaterial in den Vordergrund gerückt, mit denen der Verfasser außerhalb seiner Dienstzeit in Asien immer wieder zu tun hatte. Auf diesen eigenen Standort sei in der Bibliographie nicht nur auflistend sondern auch erklärend zurückgekommen.

Asien ab 1985 aus dem Ruhestand

Bis zum letzten Tage meiner Pensionsaltersgrenze, Ende des Monats meines 65. Geburtstages, August 1985, habe ich in Schanghai ausgehalten, auch wenn ich einen gerade um diese Monatswende Schanghai besuchenden Bundesminister von meinem Vertreter wahrnehmen lassen musste. Ich hatte pünktlich die Residenz zu räumen und meinen Umzug einzuleiten, und weil ich das nicht ganz rechtzeitig zum Monatsende schaffte, wollte das Amt noch drei Tage Miete von mir kassieren, so streng waren – und sind vermutlich auch noch – die Bräuche in der Verwaltung des Auswärtigen Dienstes!

Nicht weil ich nicht auch anderes zu tun wüsste, viel mehr weil China und Asien nun einmal mein Leben geworden waren, war dies jedoch kein endgültiger Abschied. Wieder und wieder habe ich Schanghai und von dort oder auf dem Wege nach dort die Regionen Chinas außerhalb meiner seinerzeitigen konsularischen Zuständigkeit (die außer Schanghai auch die Provinzen Jiangsu und Zhechiang umfasste) unterstützt als „alter Freund“ vom Schanghaier Außenamt, einmal auch ganz privat, einmal aber auch nochmals einigermaßen offiziell als Mitglied einer Delegation des Hamburger Bürgermeisters Voscherau besucht.

Anlass dazu war das zehnjährige Jubiläum der 1986 beschlossenen Partnerschaft Schanghais mit Hamburg als „Schwester-Städte“. Diese Möglichkeit war wohl das erste Mal 1983 während meiner Dienstzeit bei dem Besuch des damaligen Hamburger Bürgermeisters von Dohnanyi in dessen Hotel Zimmer der Shanghai Mansions, einem der schönen alten Hotels am Hafen, ins Gespräch gebracht worden. Wir (der zu dem Besuch Dohnanyis aus Peking angereiste Botschafter Schödel und ich) erfuhren, dass dies bei aller persönlichen Sympathie aus Hamburger Sicht nicht ganz einfach sei, Hamburg sei für die ganze Welt da und die soweit einzigen Sünden-Fälle Marseille und Petersburg seien Ausnahmen aus besonderen Gründen gewesen. Die anfängliche Zurückhaltung hat sich dann aber sehr geändert, und, nachdem sich auch das chinesische Generalkonsulat in Hamburg dafür einsetzte, kam es 1986 zum formalen Abschluss. Zumindest ebenso geholfen hat ein erstmaliges substantielles Zusammenarbeitsprogramm auf Initiative und Vorschlag nach einem Schanghai-Besuch noch während meiner Dienstzeit des damaligen Präsidenten der Hamburger Bürgerschaft und

ehemaligen Bürgermeister Peter Schulz, der durch konkrete Zusammenarbeitsvorschläge den Verdacht zerstreute, so etwas sei doch nur Rhetorik.¹⁰

Nochmals Schanghai zehn Jahre später 1996

Die von mir vorgeschlagene, aber von der Hamburger Seite sehr begrüßte Teilnahme in der Hamburg-Delegation unter Bürgermeister Voscherau aus Anlass des zehnjährigen Jubiläums der „Schwesterstädte Hamburg/Shanghai“ erfolgte im Rahmen einer privaten Reise mit vorgeschaltetem Besuch in Indonesien nicht nur bei meiner Tochter in Bogor, sondern auch in Djakarta und Autofahren durch Java sowie einiger Tage schon in Shanghai sowie dem Delegations-Jubiläumsprogramm, einer Woche als Gast der Tongji-Universität und schließlich einer Überland-Reise durch Chinas Südwest-Provinzen von Jiangxi nach Hunan und über das autonome Gebiet Guangxi bis nach Yünnan an den Grenzen zu Vietnam und Myanmar (Burma). Sie wurde, wie dies jetzt schon möglich war, über ein Hamburger Reisebüro geplant, bei dem ein chinesischer Experte des staatlichen Reisebüros aus Xian attachiert war. Meine bisherigen Chinareisen aus dem Ruhestand hatte sich das Shanghaier Außenamt bereit gefunden für mich vorzubereiten, so 1987 eine Sichuan-Jangtse-Shanghai-Reise und eine Reise in die Provinz-Anhui (die nach mir der Konsular-Zuständigkeit Shanghais zugeschlagen worden war) 1989. Eine weitere China-Reise hatte 1993 von Bangkok aus über Guangzhou (Kanton) nach Hainan und von dort wieder nach Shanghai und zurück über Shenshen und Hongkong improvisiert stattgefunden, auf die später zurückzukommen sei. Die chinesischen Gastgeber, einschließlich des Schanghaier Bürgermeisters, hatten mittlerweile gewechselt und mit einer Ausnahme wurde ich auch nicht mehr in Erinnerung in meiner ehemaligen Funktion wahrgenommen. Aber ich wurde wehmütig, als ich mich an einem Abend-Empfang meines Nach-Nach-Nachfolgers in meiner alten schönen, von mir eingerichteten Residenz wiederfand und meiner dort tätigen Sao Ai bei dem überraschenden Wiedersehen ganz unchinesisch fast um den Hals gefallen wäre. Mein Tischnachbar wie seine Hamburger Kollegen schüttelten erstaunt beeindruckt den Kopf, als sie erfuhren, dass ich hier einmal „zu Hause“ gewesen war.

¹⁰ Nach Angaben während der „Hamburger Chinawochen“ aus 2002 zum fünfzehnjährigen Bestehen der Partnerschaft gab es zum Stande 2000 in Hamburg 230 chinesische Firmen und Repräsentanzen, lebten dort fast 3000 chinesische Staatsangehörige und waren über 600 chinesische Familien fest ansässig. Hamburg wurde als Brückenkopf Shanghais und Chinas nicht nur in Deutschland sondern Westeuropa herausgestellt.

Mein nachhaltigster Eindruck bei dieser Schanghai-Reise aber war, wie sehr sich jetzt –1996– alles verändert hatte, seitdem ich elf Jahre vorher Schanghai verlassen hatte. Im Delegationsprogramm war auch der Besuch der Büros des „Delegierten der deutschen Wirtschaft“ (den es damals nicht gab). Die deutsche Präsenz in Schanghai wurde uns mit 150 Firmen angegeben; zu meiner Zeit waren es zuerst vier; außerdem hatte sich die Struktur von chinesisch-deutschen industriellen „Joint Ventures“ auf den Service- und Finanzsektor verschoben. Bei einem Empfang der Schanghaier deutschen Kaufmannschaft in einem der vielen neu erstandenen modernen großen Hotels wurde dies auch personifiziert veranschaulicht; bei der Versammlung wurde auch die Gründung einer deutschen Handelskammer, ob in Anlehnung an Peking oder selbständig in Schanghai, sowie auch die Möglichkeit des späteren Beitritts auch chinesischer Firmen („eine Deutsch-chinesische Kammer“ wie wir sie sonst im Ausland vielfach haben) diskutiert. Auf dem Gelände der Tongji-Universität (aber selbständig von dieser) war mittlerweile als eine Bayerische Initiative ein „Deutsches Haus“ entstanden, das deutschen Firmen Service-Leistungen und Büroräume anbot. Sein Leiter gab mir die Möglichkeit, mit einem Dienstwagen das Shanghai-Volkswagen-Werk in Anting wiederzusehen, das sich ebenfalls, seit der Feier des Joint Ventures mit Bundeskanzler Kohl und Ministerpräsident Li Peng, gründlich verändert hatte; statt wie damals in einem engen Büro in einer Baracke saß jetzt die deutsche Leitung in einem eleganten mehrstöckigen modernen weiß gestrichenen Verwaltungsgebäude, und das sollte nicht einmal die letzte Station sein. Zu meinem damaligen allgemeinen Eindrücken von Schanghai gebe ich im Folgenden einen Auszug aus meinem privat gefertigten Reisebericht wieder¹¹: Das auffallendste Merkmal war die ungewöhnliche Bautätigkeit. Man kann das wohl nicht nachprüfen, aber uns in der Delegation wurde vorgetragen, dass in Schanghai z.Zt. mehr Baukräne im Einsatz sind als in der ganzen übrigen Welt insgesamt. Von den drei Millionen fluktuierender Bevölkerung zusätzlich zu den zwölf Millionen ständigen Einwohnern Schanghai, davon sieben Millionen im Stadtgebiet, sind eine Million Bauarbeiter. Die Hochhäuser mit 20, 30, 40 Stockwerken schießen wie Spargel aus dem Boden, statt den bei uns üblichen Gerüsten mit einem ausladenden „Schwalbennest“ rundherum jeweils um den im Bau erreichten obersten Stock, das sich, wenn die oberste Etage erreicht ist, an der Fassade zu Verputz, Verglasung usw. dann wieder stockwerkweise nach unten bewegte. Den inneren Ausbau

¹¹ Seinen Eindruck der deutschen Präsenz hat der Verfasser damals unmittelbar in den Mitteilungsblättern der Deutschen China-Gesellschaft festgehalten: „Die deutsche Präsenz im Schanghai der Volksrepublik – Probleme ihrer Institutionalisierung“ in 4/1996 Dez. 96 und 1/1997 März 1997

sieht man zwar nicht, aber ohne Zweifel dürfte er sich parallel dazu abspielen. Projekte die wir zu „unserer Zeit“, d.h. in der ersten Hälfte der achtziger Jahre, für utopisch oder als in weiter Ferne sahen, sind fertig und in Betrieb, außer einer Ring- mit Diagonal-Autobahn als Hochstrasse über den Dächern bzw. zwischen den Hochhaustürmen Schanghais die erste U-Bahnstrecke Schanghais mit ca. einem Dutzend Bahnhöfe einer Großzügigkeit, die die alten Metros in den europäischen Großstädten oder in New York weit übertrifft. Schon damals zweifelte niemand daran, dass auch die zweite Linie vom Flughafen, unter dem zentralen Volksplatz die „alte“ Linie kreuzend unter dem Hafen bis nach Pudong fertig wird. Aufträge für ca. eine halbe Milliarde DM an deutsche Firmen sind bereits vergeben. Ich hatte vor einigen Jahren zu Schanghaier Freunden, die mich aufforderten wiederzukommen, mehr scherzhaft und unter dem Eindruck der schwierigen Verkehrsverhältnisse geäußert: „Nur wenn ich mit der U-Bahn vom Flughafen zum Hotel fahren kann.“ Das würde bald möglich, aber auch die oberirdischen Verkehrsengpässe beseitigt sein.

Man kann sich eigentlich nicht vorstellen, dass ein solcher Boom zum Dauerzustand werden könnte. Irgendwann, spätestens wenn die Pläne für Pudong einigermaßen realisiert sind, wird es auf ein erfolgreiches „soft landing“ ankommen, wie dies für China auch allgemein gilt. Aber abgesehen von diesen Zukunftsproblemen gibt es auch jetzt Schattenseiten. Manche Stadtviertel wirken noch einigermaßen heruntergekommen. Die Menschen und die sozialen Verhältnisse halten nicht immer Schritt, es sei denn man halte Bettelei und kleine Gaunertricks (was es zu „unserer Zeit“ nicht gab) auch für fortschrittlich. Auch für die west-östliche Kommunikation ist die Sprachbarriere weiterhin hoch, ganz abgesehen vom allgemeinen „Cultural Gap“, obwohl die technische Seite dem zwischenmenschlichen Verständnis weit voraus ist. Telefonieren, früher schon innerhalb Schanghais, ganz zu schweigen nach China hinein oder von dort hinaus ein nervtötendes Lotteriespiel, ist heute von und in alle Richtungen, auch ins Ausland genauso wenig ein Problem wie in West-Europa. Faxgeräte sind üblich und gerade wegen der Sprachprobleme sehr hilfreich. Natürlich ist Fernsehen verbreitet und auch die Hongkonger Sender sowie CNN werden ohne Störung, Kontrolle oder gar Verbote empfangen. Auch das Konsumangebot der westlichen Wohlstandsgesellschaft lässt sich zumindest besichtigen, wenn auch selbst in dem weiter fortgeschrittenen Schanghai die Einkommensunterschiede eine Barriere bleiben werden. Aber ich fuhr in Schanghai an einem gerade eingeweihten Supermarkt der französischen Carrefour-Kette vorbei, und die großen japanischen Department Stores sind ohnehin vertreten.

Bei meinem Interesse für die Stadtentwicklung Schanghais war mein Gespräch mit dem jungen Architektur-Professor Wu Jiang für mich zumindest ebenso interessant, in dem es zunächst um das Kernproblem „Konservierung contra Sanierung“ unter besonderer Berücksichtigung des Verkehrsproblems ging. Schanghai hat sich offensichtlich ähnlich wie Tokyo für ein System von Hochstrassen unter Belassung des sonstigen Straßennetzes entschieden. Dies ist zwar keine ästhetisch schöne Lösung, geht aber wohl nicht anders, wenn man nicht Tabula rasa machen will. Innerhalb von zwei Jahren ist ein Hochstraßen-Autobahn-Ring über den Hafen, auch Pudong einschließend (mit einer Nord-Süd-Autobahn-Diagonalen), fertig gestellt worden. Wie ich erfuhr, war nicht nur eine weitere äußere Ringautobahn geplant, sondern auch eine Verdoppelung der schon bestehenden Diagonale sowie zwei West-Ost-Diagonalen. Auch dafür rechnete man mit einer Bauzeit von höchstens zwei Jahren. Darüber hinaus wird am Fernautobahnnetz gebaut; so solle bis 1997 die Autobahn Schanghai-Nankirig (ca. 300-400 km) betriebsfertig sein. Auf der anderen Seite soll der „Bund“, die berühmte Uferstraße Schanghais mit ihren alten Gebäuden erhalten bleiben, ebenso die zentrale Einkaufsstraße Nanking-Lu, diese trotz ihrer Enge sowohl der Breite wie der Höhe ihrer Häuserfronten nach, wenn auch neben ihr an verschiedenen Stellen eine Sanierung unumgänglich ist. 236 alte Häuser und 20 alte Gassen hat man unter eine Art Denkmalschutz gestellt. Aber zumindest die gleiche Priorität wie Konservierung, Sanierung und Verkehrsausbau hätte unter den Schanghaier Lebensverhältnissen der Wohnungsbau. Man komme dabei nicht umhin, auch Wohn-Hochhäuser vornehmlich in den Vororten zu bauen. Es fehlten damals noch 100 Mio. m² Wohnfläche, um statt der bisherigen 6 m² pro Kopf 15 m² zu erreichen.

Mehr als die schön restaurierte Uferstrasse, der „Bund“, das Wahrzeichen Schanghais aus seiner semikolonialen Vergangenheit, auch mehr als die „Perle Asiens“, der neue große Fernsehturm auf der Pudongseite und der Entwicklung Pudongs als neue Stadthälfte, sind die beiden Brücken über den Hafen, Nanpu- und Yanpu-Brücke zum Wahrzeichen Schanghais geworden.

Während der Jahre im Dienst, zumal zuletzt in Schanghai kam ich gewöhnlich nicht dazu, Eindrücke „für den Hausgebrauch“ unmittelbar festzuhalten oder gar zu verarbeiten. Es wurde umfangreich „berichtet“, aber das war operativ auf bestimmte Zwecke und Probleme gerichtet und in den dienstlichen Apparat eingepasst. Bei den Reisen aus dem Ruhestand war das jetzt anders, wie die vorstehenden Bemerkungen über den Reiseaufenthalt in Schanghai gezeigt haben mögen. Ähnliches gilt für die folgenden

Notizen für die anschließende Reise in Chinas südwestliche Provinzen, über Jiangxi und Hunan in das autonome Gebiet Guangxi und weiter nach Yünnan, wo ich auch den Spuren Maos in seiner Wiege der Revolution nachzugehen suchte.

Und was ist aus Kalkutta nach Shanghai 1996 geworden?

Zwar nicht bei dieser Reise aber vorher habe ich Kalkutta auf dem Wege weiter nach Osten wiedergesehen, so 1993 über Bangkok nach Hainan 1993. Es war zufällig kurz nach der Zeit, als Günter Grass einige Monate in Kalkutta gelebt hatte, wovon mir mein Nachfolger erzählte, für Grass eine häufige nicht nur informatorische Anlaufstelle, sondern auch bei dem ihm schon vorher bekannten Generalkonsul auch zur Erholung bei einem Glase Whisky, wie ich damals verstand. Wie Grass Kalkutta sah, empfand und verarbeitet hatte, konnte ich erst zehn Jahre später lesen. Aber auf die Eindrücke von Grass verweise ich heute gern¹², aber ich erlebte eben Kalkutta von einer ganz anderen Warte, und ich wünschte mir, Grass würde sich in ähnlicher Weise auch einmal so ausgiebig mit Schanghai beschäftigen!

Mein privater Besuch im Ruhestand 1993 zwar nicht nur aus Nostalgie, sondern aus anhaltendem Interesse, ließ sich trotz einiger verbliebenen Kontakte nicht mit meinem früheren dienstlich/persönlichen Kontakt und auch nicht mit dem offiziellen Besuchsprogramm eines Günter Grass vergleichen, mit allen Zugangs- und Gesprächsmöglichkeiten in einem Einladungsprogramm. Aber ich konnte doch feststellen, dass sich in den 20 Jahren das äußere Bild nicht verändert hatte. Die U-Bahn entlang der Chauringhee und davor und danach war fertig, aber da unterirdisch, störte sie den schönen Blick auf den benachbarten Maidan bis zum ebenso unveränderten Fort William auch nicht durch den Eingang zum Untergrund-Bahnhof Chauringhee-Street. Am ehesten hatten noch die neuen Zufahrtswege, teils Hochstrasse, zu der nun fertiggestellten neuen Hooghli-Hochbrücke das Bild etwas verändert, aber das war auch mehr am Ende des Maidan. Immerhin war die neue Hooghli-Brücke für Kalkutta ein großer Fortschritt. Aber die Häuserfassaden an der Chauringhee oder der Parkstreet und das alte Regierungsgebäude „Writers Building“ noch aus der Zeit der East India Company waren unverändert, wenn auch weiter im Hintergrund oder außerhalb auch neues entstanden sein mag. So hatte ich diesmal auch Gelegenheit das Neubau-Viertel Salt Lake City anzusehen, das ich während

¹² Verständnissvoll aber auch kritisch dazu aus anglo/indische, bengalischer und auf das kulturell/literarische, historisch abgestellter Sicht: Krishna Dutta: „Calcutta“, Oxford 2003

meiner Dienstzeit als weniger typisch etwas vernachlässigt haben mag. Gewohnt habe ich im Bengal Club – auch aus der Kolonialzeit, aber heute doch ganz modern-wohnlich. Alles in allem war jedenfalls von einer Dynamik nichts zu spüren und der Unterschied zu Schanghai war noch größer und augenscheinlicher geworden. Auch die deutsche Präsenz hatte vergleichsweise nicht Schritt gehalten und schien eher gegenläufig. Jedenfalls war die Nebenstelle in Kalkutta der deutsch indischen Handelskammer als Leiter statt wie zu meiner Zeit mit einem sehr rührigen Deutschen jetzt mit einem Inder besetzt. Auch das Generalkonsulat war, wie sich schon zu meiner Zeit angedeutet hatte, nur mehr mit einem höheren Beamten, dem Generalkonsul besetzt, aber dies wohl nicht, weil das deutsche Interesse an Indien nachgelassen hat, sondern weil sich die Gewichte in Indien zu Lasten Kalkuttas und zu Gunsten des Westens mit Bombay als Hauptsitz der deutsch-indischen Handelskammer und auch des Südens verschoben hatten.

Bei einer anderen Reise versuchte ich den mir bislang unbekanntem Süden Indiens mit einem persönlichen Eindruck besser kennen zu lernen. Von Bombay nach Trivandrum fuhr ich von dort mit einem Leihwagen und indischen Chauffeur durch die Provinz Kerala an die Südspitze des Kontinents und weiter über Madurei in Tamil Nadu nach Madras und dann zurück mit dem Flieger nach Kalkutta. Auch wenn ich die weiter nördlich gelegenen Bangalore in der Provinz Karnataka und Heydearabad in Andra Pradesh als heute vergleichsweise wichtigere Zentren immer noch nicht selbst gesehen habe, vervollständigte die Fahrt durch die südindische Landschaft, abgesehen von der Küste Keralas auch mit Stränden, nur der hinduistische Wallfahrtsort Madurei als ein Höhepunkt. Wenn auch nicht so bekannt wie Benares (Waranasi) und manches andere im Norden gaben eine weite Landschaft mit Feldern, auch versteppten Einöden und Ortschaften mit wimmelnden Menschen, Tieren und Fahrzeugen, doch das Bild der Größe, aber auch der Vielfalt Indiens.

Die nachgeholte Jangtse-Schiffsreise und Sichuan am Beginn des Westens Chinas

Schanghai selbst blieb zwar mit seiner anhaltenden Dynamik und damit verbundenen ständigen Veränderungen für mich attraktiv, aber ich konzentrierte mich darauf, China jenseits meines ehemaligen Amtsbezirks zu erkunden. Dabei halfen mir meine „alten Freunde“ aus meiner Schanghai-Zeit und wegen seiner Verkehrslage wurde Schanghai sowieso immer wieder berührt. Ich suchte auch nachzuholen, was man „in China gesehen ha-

ben musste“, wozu ich aber keine Gelegenheit gehabt hatte, so bereits im übernächsten Jahr – 1987 – nach meinem Dienstende nicht nur im Westen Chinas die Provinz Sichuan mit ihrer Hauptstadt Chengtu und umgebenden Bergkloster – und landschaftlichen Sehenswürdigkeiten der Stadt Chungking am anderen Ende der Provinz, sondern auch die obligate Schifffahrt Jangtse abwärts durch die „Drei Schluchten“ bis Yshang, wo ich erstaunt war, dass es ja schon einen ganz beachtlichen Jangtse-Damm im Gazhouba-Mehrzweckprojekt gab, während über einen solchen, das viel größere Dreischluchten-Projekt noch nur viel geschrieben und gesprochen wurde. Diese wie spätere Reisen waren zwar privat, wurden jedoch für mich „als alten Freund“ amtlich unterstützt durch Kontaktvermittlung, Beigabe eines Führers, Gespräche und manchmal auch persönliche Einladungen. So war mir diese Reise vom Außenamt der Stadt Shanghai über die Provinzregierungen von Sichuan und Hubei vorbereitet worden, aber es zeigte sich auch dabei, dass in der VR China zwar die vertikalen Beziehungen funktionieren, nicht unbedingt jedoch die horizontalen. Immerhin war es etwas besser als wie bei einem Rucksack-Tourist, wenn auch nicht mit dem Status vergleichbar, den ich in „meinen Provinzen“ (Jangsu und Zechiang) genossen hatte. In Shanghai selbst tat das Außenamt der Stadtregierung alles was es konnte, Besichtigungen der akuten Bauprojekte wie der Metro, Sportanlagen für die asiatischen Sommerspiele in Shanghai, ein Treffen mit dem Shanghaier Autorenverband und mit den mir bekannten Beamten des Außenamtes auch bei einem Essen und nicht zuletzt auch mit dem jeweiligen Bürgermeister, was während meiner Dienstzeit jedenfalls exklusiv nicht ganz einfach war, außer einmal am Anfang und beim Abschied. Ein außergewöhnlicher Höhepunkt unter chinesischen Protokoll-Gewohnheiten war ein für mich zu zweit mit einem Dolmetscher mit meinem ehemaligen Bürgermeister Jiang Zemin veranstaltetes Gespräch, der mittlerweile über „Erster Sekretär der Partei Shanghai“ zum Generalsekretär der KPC, dem funktional höchsten Amt im chinesischen System erwählt worden war. Bekanntlich wurde er später Präsident der Volksrepublik China.¹³ Er gab mir seine Karte in seiner neuen Funktion mit dem Hinweis, dass diese mir bei meinen Reisen in China helfen könnte.¹⁴

¹³ Inhaltlich wiedergegeben in „Eine Brücke nach Fernost, 40 Jahre Deutsche China-Gesellschaft“, Köln 1997, S. 63ff

¹⁴ Die Karte ist mir mit meiner Visitenkartei in einer Aktentasche in Bangkok vor meiner Reise nach Hainan in einer thailändischen Polizeiwache gestohlen worden, als ich sie vorübergehend bei meiner Anfrage mit meinem Taxi-Chauffeur nach dem Wege in die chinesische Botschaft in Bangkok versehentlich liegen gelassen hatte. Auch spätere Nachforschung über die deutsche Botschaft in Bangkok brachten kein Resultat.

Aber nun zu meinen Reisen: In Chengdu, der Hauptstadt Sichuans, stellte mir das dortige Außenamt seinen Herrn Li zur Verfügung, der mich von der Ankunft am Flugplatz bis zur Abfahrt mit dem Zuge einschließlich einem Essen, einer Bergwanderung und Stadtbesichtigung betreute und das mir auch das obligate Briefing über Sichuan gab. Aber in Chunking war ich dann auf mich selbst angewiesen, bis mich dann schließlich im Chungking-Hotel ein Vertreter der Jangtse-Schiffahrtsgesellschaft entdeckte, bei der ich für die Weiterreise gebucht war. Nachdem ich in meinem Hotel in Chunking sicherheitshalber meine Unterkunft nach der Schiffsreise für Wuhan sicherzustellen suchte, wurde ich dort aber gleich von zwei konkurrierenden Organisationen – Außenamt der Provinz Hubei und örtlich zuständiges Büro des amtlichen Reisebüros „China Travel Service“ – erwartet mit je Zimmerreservierungen in zwei verschiedenen Hotels, was zwischen beiden zu einer die ganze Fahrt in die Stadt andauernden Auseinandersetzung führte, obwohl ich mich von vorneherein für die Regierung, also das Außenamt, entschied. Aber dafür musste ich wohl die Zeche zahlen: Der sehr freundliche Begleiter des Außenamts präsentierte mir mit einem Geschenk beim Abflug eine Rechnung angeblich für die Begleitung zum Flughafen mit seinem Dienstwagen, meiner Vermutung nach zur Regelung des zwischen den beiden Organisationen gestörten Verhältnisses; anders kann ich mir dies nach meinen Erfahrungen jedenfalls nicht erklären. Den Leser muss ich um Entschuldigung bitten, dass ich statt über die landschaftlichen Schönheiten und kulturellen Sehenswürdigkeiten am Jangtse darüber schreibe, von denen auch ich beeindruckt war; aber darüber kann man anderwärts lesen, und der bürokratisch/organisatorische Ablauf auf chinesischer Seite interessiert mich nun einmal aus meiner Zusammenarbeit während meiner Dienstzeit.

Mit der Sichuan-Jangtse-Fahrt war jedenfalls eine während meiner Dienstzeit verbliebene Lücke in den typischen Tourismus-Zielen Chinas geschlossen. Peking hatte ich schon in der Delegation des Bundespräsidenten 1982 auf dem Wege zur Eröffnung des Generalkonsulats Schanghai vollständig und auf höchster Ebene mit Galadinner in der „Halle des Volkes“ des damaligen Staatspräsidenten Li Xiniann, einem Empfang durch Deng Xiaoping, Kaiserpalast, Himmelstempel und großer Mauer erlebt und dann wiederholt von Schanghai aus besucht, Xian mit den Tonsoldaten ebenfalls im Tross des Bundespräsidenten, Guilin mit dem Li-Fluss als Abstecher während der Frühlingsfest-Feiertage von Schanghai aus und natürlich Hangchow und Nanking in meinem Amtsbezirk immer wieder von Schanghai aus dienstlich, in „meine“ Provinzen Jiangsu und Zhejiang, die

gegenüber Schanghai vielleicht unverdient und unberechtigt in den Hintergrund gedrängt erscheinen müssen.

Exkurs: Dienstzeit-Reisen und Ruhestands-Reisen in Perspektive

„Meine“ Provinzen Jiangsu und Zhejiang sind gegenüber den Eindrücken in Schanghai selbst in den Hintergrund geraten, und im dienstlichen Teil dieser autobiographischen Notizen zu kurz gekommen. So etwa in Zhejiang die schöne alte Stadt Shouzhou, das „Venedig Chinas“ mit Parks zwischen Wasserläufen auf dem Wege in die alles sonst übertreffende Hauptstadt Hangzhou, seinem Westsee, Tempeln und Palästen. Weiter einmal vor Schanghai, wichtigste Hafenstadt der Ostküste, das alte sehenswerte Ningpo, auf der Gegenseite der Hangzhou-Bucht ein großes Chemieprojekt, an dem mich das Schicksal eines deutschen Experten dienstlich beschäftigte. In Jiangsu stand natürlich die alte südliche Hauptstadt Nanjing („Nanking“) im Mittelpunkt, wo mich die Gouverneurin der Provinz (die später ein wichtiges Amt in Peking übernahm) dort empfing, wo früher außer chinesischen Kaisern auch der Führer des Bauernaufstands Li Zisheng, ehe er nach Norden bis Peking weiterzog, und zuletzt noch Jiang Kaishek residierte. In einem Nebengebäude wurde mir auch noch das Arbeitszimmer des Gründers der chinesischen Republik Sun Yatsen gezeigt. Aber Nanjing am Jangtse mit einer ersten Hochbrücke über den Unterlauf des Flusses und einem schönen Seeufer direkt schon am Bahnhof, hatte auch schon mit dem Jingling ein modernes Hochhaus-Luxushotel, als es so etwas in Schanghai in meiner ersten Zeit noch nicht gab, mit einem Drehrestaurant ganz oben in der Spitze. Abgesehen von den ziemlich häufigen Besuchen in der Hauptstadt Nanjing allein oder aus Anlass von Empfängen für Delegationen aus der Heimat war die Provinz selbst das Ziel einer besonderen Reise in ihren landwirtschaftlich fruchtbaren, aber traditionell überschwemmungsgefährdeten Norden. Mit den auch nach heutigem Standard modernen Regulierungen war dies in der jungen Volksrepublik damals ein Bewährungs- und Paradeprojekt gleich nach der kommunistischen Machtübernahme. Wir wurden unter Kontrolle, Beförderung und Unterbringung – meine Frau, der unverzichtbare Dolmetscher und ich – entlang einer für Ausländer noch nicht zugänglichen Route auch auf den Dämmen des Kaiser-Kanals die ca. 800 km bis schließlich zu Jiangsus Hafenstadt Lionjingang gebracht. Von dort fuhren wir später mit der Bahn auf der durchgehenden Fernstrecke nach Lanchow, weit im Westen Chinas bis zum Bahnknotenpunkt Xushow, wo die Strecke von Peking nach Süden und auch nach Schanghai kreuzt. Xushow, ganz im Norden Jiangsus, ist auch Zentrum einer Bergbau-Region, und ich besuchte auch die dortige

Bergbau-Hochschule Chinas, wo mir zwei als Sprachdozenten frei angeworbene Deutsche ihr Leid klagten. Personelle Begegnungen und Erlebnisse spielten zwar auch bei den privaten Ruhestandsreisen eine Rolle, aber hier im Dienst waren sie auch Verpflichtung wie alles wesentliche sonstige, das auf dem Berichtswege in die Zentrale nach Bonn ging. Den beiden Deutschen konnte ich hier zwar nicht direkt helfen, außer dass ich auch weiter von Schanghai Kontakt mit ihnen hielt. Aber ich verständigte den DAAD („Deutscher Akademischer Austauschdienst“), der zwar meinte, dass die beiden Betreffenden selbst schuld seien, da sie nicht zentral vermittelt worden seien, aber er warnte wohl in Deutschland vor solchen Abenteuern. Jedenfalls lernte ich sehr viel später im Ruhestand eine deutsche Professorin, ihrerseits im Ruhestand, kennen, die, wie sie sagte, an der Bergbau-Hochschule in Xushow eine sehr glückliche Zeit verlebt hatte. Unverpflichtend und doch interessant weckte Xushow etwas anderes, wenn auch allgemein historisch bekanntes: In der Nähe von Xushow entschied sich mit dem Sieg der roten Armee Maos und der Niederlage der Kuomintang das weitere Schicksal Chinas, woran Denkmäler und Wahrzeichen in einer Parkanlage erinnern. Nach einer halben Nacht des Wartens in einem Hotel in Xushow erhielten wir (Generalkonsul, Ehefrau und Dolmetscher) endlich eine Bahnreservierung in einem Schlafabteil durch das nächtliche Jiangsu über Nanjing „nach Hause“ in Schanghai. Um einen Begriff der Bahnzeiten zu vermitteln, war dies für uns wie von Hamburg nach München, wie dies auch schon von Lionyingang nach Xushow der Fall gewesen war. Dies, um einen Begriff von der Größe der Provinz zu vermitteln, obwohl diese mit ihren ca. 120.000 km² für chinesische Verhältnisse ungeachtet ihrer zentralen wirtschaftlichen und bis vor die Gegenwart politischen Rolle gar nicht einmal so groß ist.

Dies vorstehend, um Dienstzeit-Exkursionen und die doch mehr touristischen Ruhestands-Reisen mit ihrer vergleichsweise ausführlichen Darstellung in Perspektive zu rücken, als nur ein Beispiel neben anderen. So ist es auch während der Dienstzeit zu nicht weniger eindrucksvollen und erlebnisreichen Abstechern in die Nachbarprovinz Shantong mit Tsingtao weiter im Norden, der Nachbarprovinz Fujian mit Xiamen weiter im Süden gekommen. Nachdem mir die Botschaft in Peking eine Beobachtungsverantwortung allgemein für chinesische Hafenstädte übertragen hatte.

Nach Anhui und in die Gelben Berge

In der Mitte zwischen den dienstlichen Besuchen in diesen „eigenen“ Provinzen und dem China außerhalb lag eine Reise in die Provinz Anhui, die

unter meinem Nachfolger dem Amtsbezirk Schanghai zugeschlagen worden war; dies war schon zu meiner Zeit erwogen worden. Mein alter Freund Gao Sen vom Außenamt Schanghai hatte mir 1989 als „altem Freund“ die Reise nach Anhui vorbereitet und mir einen jungen Mitarbeiter des Außenamts Herr Ng mitgegeben. Anhui, zwischen Jiangsu und Hubei den Jangtse überspannend, ist vergleichsweise eine arme Provinz, aber sowohl geschichtlich, insbesondere auch revolutionsgeschichtlich schon seit der Taiping-Zeit, vor allem aber landschaftlich besonders reizvoll. Sein Gebirgsmassiv, der Huangshan einer der „sieben“ sagenumwobenen Berge Chinas und vielleicht wegen seiner bizarren Formen der schönste, hatte ich von Zhejiangs Hauptstadt Hangchow jenseits dessen berühmten Sees am Horizont erkennen und erahnen können. Es zu erwandern war schon damals mein Traum gewesen. In der weiter im Norden Anhuys gelegenen schönen Hauptstadt Hefei mit seinen am Wasser gelegenen Parks und historischen und modernen Sehenswürdigkeiten bot mir mit meinem Schanghaier Begleiter das Außenamt der Provinz neben einem allgemeinen Briefing über die aktuelle wirtschaftliche Entwicklung der Provinz auch eine weitere Begleiterin und lud uns zu einem Abendessen ein. Aber von der Hauptstadt Huangshan in den Süden zu gelangen, traute man mir zunächst nicht zu bzw. wollte man einem westlichen Ausländer nicht antun. Aber mein Schanghaier Begleiter setzte sich durch, und wir taten es uns trotzdem an, mit ortsüblichen Bussen, mehrfachem Umsteigen und der Fähre über den Jangtse, zusammen rd. 700 km, offenbar nicht gerade eine Touristen-Route. Der Huangshan ist aber sehr wohl ein bedeutendes Touristenziel, wenn auch damals noch nicht für Ausländer, die wir weder sahen noch trafen, obwohl das Gebirge sehr wohl touristisch und durchaus komfortabel erschlossen ist, mit modernen Hotels, Seilbahnen und einem Berglift, gekennzeichneten befestigten Wanderwegen und Kletterpartien und auch weiter oben. Sein immer wieder festgehaltener malerischer Reiz sind die aus Wolkenmeeren herausragenden vielgestaltigen Bergspitzen. Die Rückfahrt mit dem Bus bis Wuhu am Jangtse, acht Stunden mit dem Bummelzug bis Nanking zurück in gewohnte Zivilisation und weiter nach Schanghai war nicht weiter erwähnenswert, außer dass mir mein junger Begleiter zu Hause seine junge Frau vorstellte, was unter den mir bekannten chinesischen Verhältnissen ganz ungewöhnlich war. Die „Öffnung“ schlug mehr und mehr auch auf den privaten Bereich durch. Als ich erfuhr, dass die Ngs ein Baby hatten, schickte ich mit meinen Glückwünschen einen westlichen Teddybären an seine amtliche Anschrift, das Außenamt in Schanghai und hoffe, dass er den kleinen Ng erreicht hat.

Reise durch Chinas Südwesten von Jiangxi bis Yünnan

Nanchang/Jiangxi, Sonntag den 2. Juni 1996

Der Aufbruch von Schanghai hatte sich zunächst problemlos programmgemäß angelassen. Der Taxifahrer vom Jingjiang-Hotel zum Flughafen war der Versuchung, über die neue Ringautobahn einige Kilometer zu schinden, nicht erlegen. Am und im Inlandsflughafen herrschte zwar ein entsetzliches Gewühle und waren wieder einmal beengende, unübersichtliche Umbauten im Gange. Aber die Abfertigung funktionierte trotz dreifacher Gepäckkontrollen und der Suche nach einem etwas versteckten Gate einigermaßen reibungslos. Aber dann geschah nichts; nur die Zeit verstrich und die einzige Auskunft war ein stereotypisches „delayed“, das hat gestimmt, zu mehr schienen aber auch die Sprachkenntnisse nicht zu reichen. Wie auch immer, schließlich wurden wir über ein Abflug-Gate in einen Bus verladen, der uns aber statt zum Flugzeug über das Flughafengelände wieder in die Stadt in ein Hotel chauffierte. Auf Fragen „Wie, was warum“ gab es auch dort nur die stereotype Antwort „Go to Your room.“ Erst wie häufig in China: Beim Essen klärte sich alles einigermaßen auf, zu dem ich einfach an einen Zehnertisch zwischen meine chinesischen Leidensgenossen gesetzt wurde, von denen einige sich auf englisch verständigen konnten und, wie alle anderen, um den Ausländer hilfreich bemüht waren. Man lernte sich kennen und es wurde fast familiär, was auch über die Notsituation hinaus und während des Fluges anhielt. Nunmehr solidarisch ergaben wir uns in unser Schicksal, gingen zur Ruhe, bis wir am nächsten Morgen zum Frühstück geweckt wurden und im Laufe des Vormittags auch unsere Zimmerschlüssel gegen die Bordkarten eintauschen und den Bus zurück zum Flughafen besteigen konnten, wo die Abfertigung vom Umtausch der alten Bordkarte in eine neue sich wiederholte. Tatsächlich konnten wir nach 20-stündiger Verspätung unser Flugzeug nach Nanchang – eine neue Fokker 100 der China Eastern Airlines besteigen. Unter dem vielen Papier, das sich während der Reise angesammelt hat, fand ich zu Hause auch einen uns damals ausgehändigten Fragebogen wieder. Natürlich ist eine solche Panne ärgerlich, aber für die Bewältigung kann ich China Eastern Airlines nur gute Noten geben, die es den Passagieren mit Hotel, erstklassiger Verpflegung, Transport usw., so bequem wie unter den Umständen möglich gemacht haben. Dass auch ein informationshungriger „taubstummer“ Ausländer nach Nanchang wollte, war dabei wohl eine zu vernachlässigende Ausnahme.

Ich war vor allem deswegen etwas verunsichert, weil ich fürchten zu müssen glaubte, dass vielleicht dadurch mein vorgesehener Empfang durch das örtliche Reisebüro nicht klappen könnte. Für den Fall hatte sich zwar ein Mitpassagier zur Hilfe angeboten, etwas kopfschüttelnd: Er wäre selbst aus Nanchang, aber da sei ja wirklich nichts los, nicht einmal ein Hotel mit fünf Sternen gäbe es, sondern nur eines mit vier. Es gäbe doch so viel Schöneres in China zu sehen (wobei ich allerdings das, was er mir aufzählte, bereits kannte). Für mich ergab sich zur Provinz Jiangxi, die eigentlich zu meinem Schanghaier Amtsbezirk hätte gehören können, außerdem mit einem partnerschaftlichen Verhältnis zum Bundesland Hessen, mit dem ich wiederum durch die in Wiesbaden domizilierende Tongji-Gesellschaft verbunden bin, ein gewisses Interesse. Schließlich lag Nanchang auf dem Wege zu meinen weiteren Reisezielen und war Ausgangspunkt meiner anschließenden Weiterreise mit der Bahn.

Während auf dem Flugfeld in Schanghai die Flotte der China Eastern Airlines so zahlreich schien, wie Air France in De Gaulle/Paris, war in Nanchang auf einem einsamen Flugfeld unsere Fokker die einzige Maschine. Wir wurden statt in das Empfangsgebäude in einen abseits gelegenen Schuppen, offensichtlich für die Gepäckausgabe, geleitet; ein trübes, regnerisches Wetter trug auch nicht gerade zur Aufheiterung bei.

Aber – Wunder und Beruhigung – jenseits der wiederum strengen Gepäckkontrolle (damit niemand mit dem falschen Gepäckstück abhaut!) wurde ein Pappschild mit meinem mühsam erkennbaren Namen hochgereckt. Trotz 20-stündiger Verspätung war ein englisch sprechender „Guide“ mit Auto und Fahrer da, der, im Gegensatz zu mir, wohl eine schlaflose Nacht am Flughafen verbracht hatte. Dieser lag 40 km außerhalb der Stadt, und für ihn war die Ankunft ebenso ungewiss wie für mich. Jedenfalls waren wir beide froh, uns gefunden zu haben. Vom Flugplatz in die Stadt führte unerwartet eine zwei mal zweispurige Autobahn, die, wie sich herausstellte, auch noch durch Nanchang hindurch, über das Zentrum sogar als Hochstraße, verlief. Nach meinen Schanghaier Erfahrungen scheinen diese in China in Mode gekommen zu sein. Das zunächst ziemlich mangelhafte Englisch meines „Guides“, wohl auch aus durch die Warterei gesteigerter Nervosität, besserte sich zwar langsam, aber die Einwohnerzahl Nanchangs war nicht einwandfrei aus ihm heraus zubekommen (mit Zahlen ist es erfahrungsgemäß bei Übersetzungen aus dem Chinesischen immer besonders schwierig), pendelte sich aber schließlich bei etwas über einer Million ein, und Nanchang macht auch einen etwa entsprechenden Eindruck.

Nanchang gilt im heutigen China als „Heldenstadt“, so wie in Frankreich Verdun. Hier begann am 1. August 1927 der erste militärische Aufstandsversuch der Kommunisten gegen die damalige Kuomintang-Regierung, der nach schweren mehrtägigen Kämpfen und hohen Verlusten beider Seiten schließlich scheiterte. Die Kommunisten zogen daraus die Konsequenz, ihre Revolutionstaktik statt auf die Städte auf das Land und die bäuerliche Bevölkerung zu richten.

Im heutigen China wird die Nanchang-Episode der Revolutionsgeschichte sehr hochgehalten und mythologisiert. Der 1. August wird als „Tag der Armee“ gefeiert und Nanchangs gute breite Straßen dienen auch Paradezwecken. In meinen von Hamburg aus an das chinesische internationale Reisebüro übermittelten Wünschen hatte ich auch um Unterrichtung über Nanchangs Rolle in der Revolutionsgeschichte gebeten. Dies wurde mir auch geboten: ein hohes Monument gekrönt nicht von einer Person, sondern von einem Gewehr in Präsentierhaltung auf dem zentralen Volksplatz, und das zu einem gepflegten Museum ausgestaltete ehemalige Hauptquartier, in dessen Foyer einen die Büsten der seinerzeitigen Kommandeure, u.a. Chu De, später Marschall, und Chou Enlai, der spätere Ministerpräsident, begrüßen. Natürlich wird der Ablauf der Kämpfe in Karten, die Ereignisse verherrlichenden Bildern und Gemälden, ergänzt durch mehr oder weniger martialische Erinnerungsstücke dargestellt.

Ein Bummel durch die Stadt und, da ich immer an Buchläden interessiert bin, durch einen mir empfohlenen solchen, der sich als der größte und weitläufigste herausstellte, den ich je erlebt habe – weit größer als etwa Thalia in Hamburg. Er war außerdem von kaufinteressiertem Publikum voll besucht, darunter viele Eltern mit Kindern. Ich erinnerte mich daran, dass an diesem Sonntag (alle Geschäfte offen!) in ganz China der „Tag des Kindes“ gefeiert wurde. Im Allgemeinen versuchte ich (um die üblichen touristischen Sehenswürdigkeiten und historischen Attraktionen bis zurück in die Steinzeit) einen Bogen zu machen. Aber mein Führer machte mir klar, und ich fand dies auch in meiner Literatur bestätigt, dass die Tengwan Pagode hoch am Ufer beim Zusammenfluss des Ganjiang (breit wie die Elbe unterhalb Hamburgs) und des kleineren Fuhe ein „Muss“ sei. Tatsächlich ist sie das, schon wegen der einmaligen Lage. Der Bau ist zwar dem von uns empfundenen Stil nach eine „Pagode“, tatsächlich jedoch kein sakraler Bau, sondern das sechsstöckige Lustschloss eines Prinzen aus der Tangzeit, das seither allerdings 23-mal zerstört und in den 60er Jahren unseres Jahrhunderts zum letzten Mal wieder aufgebaut wurde; bei aller Echtheit wirkt es wie neu. Im sechsten Stock wurden dem Publikum auch noch Sze-

nen aus chinesischen Opern geboten; um den Pavillon (dies die korrekte Bezeichnung) werden die Parkanlagen noch erweitert. Aber am eindrucksvollsten ist der Blick von ganz oben über den Ganjiang, selbst im Regen und nebelverhangen.

Changsha/Hunan

Führer und Fahrer hatten sich in Nanchang am Eingang zum „Weiche Klasse“-Wartesaal des Bahnhofs verabschiedet und mich meinem Schicksal überlassen. Es stellte sich als schwere Last heraus, und zwar im Sinne des Wortes. Denn mir stand zunächst mit meinem nach bereits sechswöchiger Reise ziemlich umfangreich gewordenen Gepäck ein Hindernislauf durch den im Umbau befindlichen Bahnhof bevor, erst über Holzschwellen über Gleise, dann eine Treppe zu einer ungewöhnlich hohen Überführung und wieder hinab und dann auf dem Abfahrtsbahnsteig auf Rohbeton, auf dem noch die glatte Auflage fehlte, entlang des unendlich langen Zuges, zunächst zu weit und dann zurück, nunmehr gegen den Strom der jetzt einfallenden „harte Klasse“-Passagiere bis zu meinem endlich gefundenen Waggon mit dem reservierten Bettplatz. Trotz der sofort hilfreichen drei anderen Abteilgenossen stieß die zusätzliche Unterbringung auch meines Gepäcks auf Schwierigkeiten. Aber die Schaffnerin war unerbittlich: auch mein großer Koffer durfte nicht am Eingang oder im Gang bleiben und tatsächlich ging es dann unter Mithilfe aller Beteiligten und eines von der Schaffnerin aus einem Nebenabteil mobilisierten etwas Englisch sprechenden Mitpassagier irgendwie. Der unfreiwillige Amateur-Dolmetscher bot sich sogar an, mir auch später zu helfen, wenn ich nur immer einen Wunsch hätte. Wir waren zwar gegenseitig im Abteil „taubstumm“, aber es war, wie eigentlich immer in solchen Situationen in China, eine freundliche, zuvorkommende und hilfsbereite Atmosphäre. Irgendwann kam auch die ganz niedliche, aber betont strenge Schaffnerin mit dem sich verfügbar gemachten freiwilligen Dolmetscher ins Abteil und ließ mir klar machen, ich müsste jetzt zu Abend essen, später gäbe es nichts mehr. Bei so viel Fürsorge konnte ich natürlich nicht nein sagen (obwohl ich mich für die Reise mit Obst und Backwaren eingedeckt hatte). Das Essen war ein individuell für mich zusammengestelltes mehrgängiges Menü (auf meinen Wunsch kein Fleisch und auch kein Fisch, da mit viel Gräten erfahrungsgemäß schwer zu essen). Als ich in mein Abteil zurückkam, war die Atmosphäre offenbar zu freundlich geworden. Auf meinem Bett hatten sich Freunde meiner Abteilgenossen niedergelassen; in die angeregte Unterhaltung wurde auch ich einbezogen, nachdem einer der Freunde etwas englisch radebrechte. Ich hätte mich lieber auf meinem Bett ausgestreckt. Aber

was will man bei so viel Freundlichkeit machen! Nachdem man sich getraut hatte, meine Visitenkarte zu erbitten und diese herumgereicht wurde, änderte sich dies etwas. Aber die Frage danach, warum ich so viel fotografiere, schien weniger Achtung als Misstrauen anzudeuten. Jedenfalls wurde mein Bett endlich frei.

Die Bahnfahrt sollte mir einen besseren Eindruck vom Land geben, als dies vom Flugzeug aus möglich wäre. In einem überraschende Maße war das Land Wasser: Teiche, Flüsse, Seen, Gräben. Die Eisenbahnbrücke über den verästelten Ganjiang und seine Uferwiesen war mehrere Kilometer lang. Angebaut wurde nicht nur Reis sondern sehr viel Gemüse. In all dem frischen Grün waren die Behausungen grau, kunstlos und unschön. Erst als wir weiter ins Land kamen, wurden auch Dörfer teilweise chinesisch stillvoller. Was mich aber am meisten erstaunte, waren ausgedehnte Bahnarbeiten. Nicht nur neue Gleisanlagen, auch neue selbst kleinere Bahnhöfe, z.T. noch mit leeren Namensschildern, nach Nanchang geradezu ein Gewirr von neuen sich verzweigenden und kreuzenden Gleisen. Über die Streckenführung unseres Zuges wurde ich mir erst nach und nach klar. In Nanchang stand am Zuge „Nanchang–Peking“. War ich etwa im falschen Zuge, oder hatte man vergessen, die Schilder auszuwechseln? Ich wollte ja eigentlich in die entgegengesetzte Richtung, nach Süden bzw. Südwesten, weg von Peking. Aber alles stimmte und hatte seine Richtigkeit. Bis Changsha, meinem nächsten Zielort, ging es tatsächlich ca. 600 km nach Südwesten und dann – jedenfalls für diesen Zug – auf der Nord-Süd-Hauptstrecke ca. 1600 km nach Norden über Wuhan nach Peking.

Changsha/Hunan, den 4.Juni 1996

Heute jährt sich die Niederschlagung der Studentendemonstrationen 1989, das sog. „Pekinger Massaker“. Hier in der Heimatprovinz Maos – und wahrscheinlich auch anderwärts in China – ist nichts davon zu merken. Mein Hotel, das Tien Xing, mitten im Verkehrsgewirr sich kreuzender Straßen und Gassen und Marktbuden wird nicht nur von Touristen, sondern auch von der Einwohnerschaft zum abendlichen Vergnügen rege frequentiert, in der Form, wie meist in China, des Essens. Im Foyer Wasserfall, Springbrunnen, blaue und rote Leuchtbänder und mitten darin auf erhöhtem Podium ein Konzertflügel, auf dem ein Pianist oder eine Pianistin europäische Kaffeehaus-Musik bietet. Das Foyer reicht als offener Innenhof, stockwerkweise umgeben von Galerien, von denen aus Restaurants oder Einzel-Speiseräume zugänglich sind, bis in den dritten Stock. Die Zimmer sind dann in den in den höheren Stockwerken. Alle besuchten Pro-

vinzhauptstädte hatten zumindest ein oder mehrere „Viersterne-Hotels“, wenn nicht sogar eines mit „fünf Sternen“. Einen wesentlichen Unterschied habe ich nicht feststellen können; der einzige, der mir auffiel, war, dass bei vier Sternen in den Teppich im Fahrstuhl nur ein „Welcome“, bei fünf Sternen jedoch der jeweilige Wochentag eingewebt war. Die Hotels waren meist Hochhäuser, 20 oder 30 Stockwerke hoch, ganz oben ein Drehrestaurant oder wenigstens eine Bar mit Aussicht. Es seien „Joint Ventures“ hieß es, offenbar meist mit Hongkonger Unternehmen. Dies nur zur Kennzeichnung wie „wild“ Chinas „wilder Westen“ tatsächlich noch ist.

Bei der Ankunft in Changsha hatte sich natürlich wieder das Gepäckproblem gestellt. Mit dem schwersten Stück mit Bücher- und sonstigen sich angesammelten Geschenken um den Hals und auf dem Rücken konnte ich bis auf eine Treppe, auf der mir ein älteren Herr den größten Koffer abnahm, die Rollen meiner Koffer auf einigermaßen ebener Unterlage nutzend. Der Ausgang führte jedoch zur sorgfältigen Kontrolle durch eine längere Einzelpassage, durch die ich, mit meinem Koffer-Konvoi rechts und links, nicht passte. Aber jenseits erwartete mich „Henry“, wie er sich vorstellte, und kletterte über die Barrieren, um mein Gepäck nachzuholen. Ich fühlte mich bald wieder in guten Händen. Henry hatte an der Changsha-Universität Außenhandel studiert, sprach ganz gut englisch, und man konnte sich über seine funktionale Aufgabe hinaus auch inhaltlich mit ihm unterhalten.

Abgesehen davon, dass ich mit der Bahn ca. 2000 km ohnehin über Land fuhr, wollte ich mich auch zwischendurch nicht auf die Hauptstädte beschränken; dies war mit ein Grund, dass ich für Changsha auch den Wunsch geäußert hatte, von dort das etwa 100 km entfernte Geburtshaus Mao Tsetungs zu besuchen. Wie sich herausstellte, ist es touristisch gut erschlossen, wenn auch wohl vornehmlich für den Inlandsgebrauch. Es gibt nicht nur eine Stichstraße von der nach Südwesten führenden Hauptstraße, sondern sogar eine Stichbahn bis nach Shaoshan, früher wohl ein Dorf, heute ein kleines Städtchen.

Die Fahrt hätte sich auch ohne die Erinnerung an Mao gelohnt. Die Gegend wurde landschaftlich immer schöner und auch um die Lage seines Geburtshauses, mit Seerosenteich davor und sattgrünen Bergen dahinter, ist Mao eigentlich zu beneiden. Das Geburtshaus, mit zwei Seitenflügeln rechts und links vom Eingang, das die Eltern und Geschwister Maos mit einer anderen Familie geteilt haben, ist sauber und aber sonst original und natürlich erhalten – unweit davon gleicherweise auch die von ihm besuchte einklas-

sige Grundschule. Die Memorabilien zu seinem Andenken und Ruhm befinden sich woanders: An einem großen Platz mit Maos mehrere Meter hohen Statue, einem eigenen weitläufigen Museumsbau und einem einige km entfernt in den Bergen gelegenen Villa bzw. Gästehaus. Auf dem Wege dahin sind an einer Stelle zahlreiche Andenkenbuden aufgebaut. Einige Geschäfte befinden sich in der Nähe des Geburtshauses. In der Villa werden auch nonstop Filme aus dem Leben Maos gezeigt und sind seine Reden weithin schallend zu hören. Alles kann offen besichtigt werden, auch Maos Badezimmer ist durch ein Fenster von außen einzusehen, sowie die in den Bergen gesprengte erdbeben- und atombombensichere Bunkeranlage. Die Villa erinnerte mich an den Komplex für Staatsgäste in Peking, die ich vor zwölf Jahren in der Delegation von Präsident Carstens kennenlernen konnte. Mehr als Beschreibungen mögen aber Bilder helfen, und ich habe eifrig geknipst, auch vor der Villa eine Kompanie Soldaten, die offenbar in der Mittagshitze strafexerzieren mussten und ganz andere Erinnerungen als an Mao, vielmehr an preußischen Kommiss, wachriefen.

Im Zug von Changsha nach Guiyang/Guizhou, den 5.Juni 1996

Für die fast 1000 km von Changsha, der Provinzhauptstadt von Hunan und Guiyang, Hauptstadt der Provinz Guizhou, fand ich mich, anders als in dem schlafwagenähnlichen Abteil von Nanchang nach Changsha, in einer Art Liegewagen wieder, die Abteile, anders als bei uns, zum Gang hin ohne Wand. Ich weiß nicht, was bequemer ist. Aber bei diesem Klima mit allerseits offenen Fenstern schön luftig (aber immer noch zu heiß!) hat diese Machart ihre Vorteile. Die Männer schlafen fast durchgehend im Slip; wie es die Damen schaffen, voll angezogen zu sein und auch noch adrett auszusehen, ist ein Rätsel. Ich hatte immerhin einen Schlafanzug an. Etwas „fitfully“ geschlafen und geträumt. Am nächsten Morgen Suche in dem ultralangen Zuge nach dem Speisewagen zuerst in der verkehrten Richtung. Mir genügte mein „Morning Tea“; Trinkwasser (für die Morgentoilette) zu bekommen, erwies sich dagegen sprachlich wie tatsächlich als schwierig. Auf meine Gesten bot man mir – früh um 7.00 Uhr! – alle möglichen Spirituosen wie Maotai und Biere an. Schließlich half eine englisch radebrechende freundliche, extra herbeigeholte Schaffnerin (von denen es übrigens, fast wie im Eurostar Paris–London, in jedem Waggon mindestens eine gibt). Aber alles war, wenn auch ziemlich sauber, primitiv, und die Wasch- und Spülwasser-Vorräte waren erschöpft. Schließlich war unser Zug ja auch schon einige tausend Kilometer und mehrere Tage von Peking unterwegs.

Trotz Nachtfahrt und Schlafen blieb immer noch genug Zeit, um aus dem Fenster zu gucken. Zum einen war es hier im Westen Chinas, das für das ganze Land die gleiche Zeit hat, noch bis fast Mitternacht hell (dafür geht im Osten in Schanghai schon um 4.00 Uhr die Sonne auf) und sind die Nächte ohnehin nicht sehr lang. Als ich mir jedenfalls am Morgen die Landschaft besah, sah diese anders aus als die aus Jiangxi und Hunan gewohnten flachen gewässerten Reisfeld- und Gemüse-Schachbretter: Jetzt bot sich eine karge Berglandschaft mit eingestreuten Reisfeldern in Tälern, manchmal nur steile Einschnitte, und auf künstlichen Terrassen. Die Dörfer wirken ursprünglicher und nicht so durch Neubauten verschandelt. Guizhou ist eine der ärmeren, wenn nicht ärmsten Provinzen mit eingestreuter Minderheiten-Bevölkerung.

Der Ankunft in Guiyang sah ich jetzt mit mehr Vertrauen entgegen, als nach den Erfahrungen mit meiner Gepäcklast im Bahnhof in Nanchang, die mir wohl immer als Albtraum in Erinnerung bleiben wird. In Changsha hatte Henry einen Freund von der Eisenbahn mobilisiert; die beiden begleiteten mich vor allen anderen Wartenden bis in mein Abteil, schleppten mit mir mein Gepäck und halfen mir, dieses zu verstauen. Nachdem ich Henry erklärt hatte, dass bei zwei Monaten Reise, protokollarischen Kleidungserfordernissen in Schanghai für die dortigen Jubiläumsfeierlichkeiten und sich ansammelnden Erinnerungsstücken und Geschenken wie Bücher, darunter schwere Bildbände, mein schweres Gepäck zwangsläufig war, hatte er auf meine Bitte die zuständigen Reisebüros auf meiner weiteren Marschroute vorab verständigt, und tatsächlich wurde in Zukunft zumindest versucht, mich am Abteil zu empfangen bzw. mich bis in dieses zu begleiten.

Guiyang/Guizhou, 6. Juni 1996

In Guiyang erwies sich diese Vorsorge eigentlich als unnötig, wenn ich auch froh war, dass Führer und Fahrer des Reisebüros tatsächlich am Zug standen. Aber – oh Wunder – hier galten offenbar Gepäckträger (wie Schuhputzer und Rikschafahrer) nicht mehr als kapitalistisch bzw. kolonialistisch. Was wir zu dritt kaum schafften, nahm ein an seiner gelben Jacke und roten Mütze offiziell erkennbarer Gepäckträger rechts und links auf eine Bambus-Stange, diese über die Schulter und trippelte damit los. Es muss eben alles gelernt sein!

Der „Guide“ war, dies auch ein erstes Mal, ein deutsch dolmetschender; die Verständigung war dennoch, wohl mangels Übung bei ihm, schwierig. Deutsche hätte er, wie er mir sagte, hier noch nicht erlebt. Guiyang hatte

ich mir so etwa als am Ende der zivilisierten Welt vorgestellt. Auch dieses erwies sich, wie die vorher berührten Provinzhauptstädte, als moderne City. Mein Plaza-Hotel hatte 24 Stockwerke (ich wurde im 13. untergebracht, das hier nicht wie in westlichen Hotels als belastet ausgespart und überschlagen wird). Das Hotel schien mir zwar nicht ganz so exklusiv wie das in Changsha, dafür hatte man aber hier keine Probleme mit dem westlichen Frühstück und schien auch sprachlich und sonst gewandter. Wie ich später merkte, war ich hier auf eine Touristen-Route von Bangkok über Kunming und eben Guiyang nach dem bekannt-berühmten Reiseziel Guilin gestoßen, die zwar kaum von Europäern, aber von Thais, Malayen und anderen Südost-Asiaten genutzt wird, die zunehmend nicht mehr nur als Gastgeber in ihrer Heimat, sondern auch als Gäste im internationalen Tourismus auftreten. Zwar machen die dort lebenden Übersee-Chinesen für China ein Großteil des Touristenpotentials nach dort aus, aber keineswegs nur.

Obwohl ich mir klar war, dass nichts dabei herauskommen würde und mich eigentlich wunderte, dass dies überhaupt in mein Programm aufgenommen worden war, hatte ich auch „Kontakte und Gespräche mit den Provinzregierungen“ als Anregung aufgegeben. In Jiangxi war ich gerade am Wochenende, und in Hunan war auch so das Programm dicht genug. Auch gab ich mich nicht der Illusion hin, dass ein ehemaliger Generalkonsul mit Exequatur für eine ganz andere Region Chinas für die Provinzregierungen interessant sein konnte.

Aber hier in Guiyang empfing man mich mit der Ankündigung, dass ich „einen Termin hätte“, und tatsächlich wurde ich immerhin in der Guiyangher „Akademie für Sozialwissenschaften“ von dessen Vizepräsident Prof. Feng, seiner Karte zufolge auch Vorsitzender mehrerer Historikerverbände sowie „Berater der Regierung von Guizhou“, und einem seiner Kollegen zu einem längeren, aber infolge von Dolmetschproblemen ziemlich mühsamen Gespräch empfangen. Prof. Fengs Fachgebiet war die neuere chinesische, insbesondere die Revolutionsgeschichte und in Sonderheit die Guizhouer Etappe des „Langen Marsches“. Eigentlich hatte ich gedacht, dieses Thema nach dem Besuch der „Heldenstadt“ Nanchang und Geburtsstätte Maos hinter mir gelassen zu haben. Meine Frage, ob sich diese an der Peripherie gelegene Provinz nicht von Peking vernachlässigt fühlte, tat Prof. Feng mit einer Handbewegung ab und zeigte mir, auch anhand von Kartenmaterial, die verschlungenen Wege der Roten Armeen und ihrer Kuomintang-Gegner durch Guizhou auf. Interessant schien mir, dass er bemüht war, die Person Maos zwar nicht herabzusetzen, aber doch in eine mehr kollektive Perspektive zu rücken. Wollte man mir dies nach meiner „Pil-

gerfahrt“ zu Maos Geburtshaus vielleicht absichtlich verdeutlichen? Noch nachträglich fiel mir ein, dass ich in Nanchangs Gedenkstätten kein einziges Bild von Mao gesehen hatte, während alle anderen Besucher Deng Xiaoping, aber auch Jiang Zemin und auch ausländische – natürlich kommunistische – Besucher im Großformat photographisch festgehalten waren. Zur neueren Geschichte Chinas im Allgemeinen und Guizhous im Besonderen verehrte mir Prof. Feng zwei seiner Werke, die, obwohl ich sie ja nicht lesen kann, mitnahm (mein Gepäck!). Einen geeigneten Adressaten, dem ich sie schenken kann, musste ich später suchen und fand ihn im Asien-Institut in Hamburg.

Auf der Fahrt zu der auch für unseren Fahrer erst nach einigem hin und her sowie zurück zu findenden „Akademie“: Auch Guiyang ist im Auf- und Umbruch. Durch das Stadtgebiet eine Autobahn im Bau, hoch auf Betonstelzen, angeblich vom bzw. zum um- bzw. neu gebauten Flugplatz. Selbst kleinere Straßen sind tief aufgewühlt (neue Kanalisation?). Als Kontrapunkt zu einem abgerissenen in der Sanierung befindlichen Stadtviertel und gegenüber auf dem anderen Ufer des sich durch die Stadt windenden Nanming-Flüsschens der gut erhaltene, gepflegte, 600 Jahre alte weitläufige Jiaxiu-Tempel mit seiner ebenso alten überdachten turmbewehrten Brücke über den Fluss. Das mingzeitliche Denkmal wird zu einer Verkaufsausstellung von Erzeugnissen der zahlreichen in dieser Bergprovinz lebenden Minderheiten, insbesondere der Miao genutzt. Auf die Eigenheiten dieser Bergstämme mit ihren Trachten und handwerklichen Erzeugnissen ist man ebenso stolz wie wir auf unsere Bayern und ihre Lederhosen. Die zum Verkauf ausgestellten Gegenstände sind verführerisch, aber leider auch sehr teuer, mit Preisen um die 1000 Juan (ca. 200 DM). Ich habe mich so mit einer Serie von Miniatur-Trachtenpuppen begnügt.

Mit dem Wetter hätten wir, wie mein Führer meinte, für hiesige Verhältnisse großes Glück gehabt. Für Guiyang sei typisch, dass die Sonne nie länger als drei Tage scheine, und für die Topographie, dass es keine Straßen mit länger als 3 km ebener Strecke gäbe. Tatsächlich ist Guiyang eingerahmt von Bergen und bei der Herfahrt war ich dauernd durch Tunnels in meiner Lektüre unterbrochen worden. Vielleicht ist hier der Platz, auch rückblickend auf die früheren Stationen meiner Reise, etwas über das Essen zu sagen, das aus Sicht meiner „Guides“ jeweils einen zentralen Platz einnahm. Was ich besonders schätzte, war zunächst einmal, dass die Mahlzeiten nicht in den vier- bis fünf-Sterne-Hotels, sondern in offenbar ausgesuchten kleineren oder mittleren Restaurants, beim Besuch von Maos Gedenkstätten sogar in einem einfachen Landgasthaus eingenommen wurden. Diese

Essen, die jeweils lange vorher, meist am Vortage, vorbestellt waren, waren im Programm jeweils ein starres, unverrückbares Element. Sie bestanden jeweils aus mindestens 10 Gerichten und mussten eingenommen werden, ob man Hunger hatte oder nicht, und zwar in der Regel zu einer für uns ungewohnt frühen Mittagszeit, und dies, nachdem ich gerade ein reizvolles häufig westöstliches spätes Buffet-Frühstück hinter mir hatte. Ich nehme an, dass dieses starre vorgeplante Verfahren etwas mit von den Restaurants den Reisebüros zugestandenen Sonderpreisen zu tun hat, aber natürlich dabei auch mit der Absicht, den Touristen zu beeindrucken. Aber ebenso gut hätte ich mich am Straßenrand mit einer Banane und der jeweils reichen Auswahl von Backwaren auch westlichen Geschmacks genährt. Nett war andererseits, dass Führer und Fahrer mit mir gemeinsam – und mit viel Appetit – aßen und in einem Fall – ich glaube es war in Nanchang – war man auch auf Gesangs-Solos der Restaurantgäste eingestellt und bekam dafür ein Mikrofon. Auch mein „Guide“ erhob sich schließlich, und schmetterte, dem mir nachträglich übersetzten Text zufolge, ein chinesisches Liebeslied. Dass Karaoke-Bars mittlerweile nicht nur in Japan „in“ sind, wusste ich, dass man sich aber schon bei einem frühen Mittagessen produziert, fand ich neu und etwas ungewöhnlich, zumal weit weg in der Provinz.

Kunming/Yünnan, 8. Juni 1996

In Kunming stand ich trotz aller Vorsorge wieder einmal mit meinem Gepäck allein auf dem Bahnsteig. Hilfreiche Bahnbeamte holten zwar einen auch hier offenbar vorhandenen gelbbejackten und rotbemützten Gepäckträger heran, der jedoch erst einmal seine Monopolstellung und die schwache Lage des Nachfragers auszunutzen suchte, bis ich dies, mit Hilfe der Bahnbeamten, auf ein einigermaßen vernünftiges Maß reduzieren konnte. Wie sich herausstellte, hatte mein Guide am anderen Ende des wieder unendlich langen Zuges gewartet, da er nicht wusste, dass in Guiyang ein Schlaf- und ein Liegewagen hinten an den „Express“ aus Schanghai nach Kunming angehängt worden waren. Ich traf ihn dann an der Sperre. Große Erleichterung beiderseits. Der Arme hatte fast zwei Stunden warten müssen, nachdem der „Schanghai-Express“ die schon in Guiyang angelaufene Verspätung nicht aufholen konnte.

Für uns war die Warterei im „Weiche Klasse“-Wartesaal eher kurzweilig gewesen. Wie meist in solchen Situationen ergaben sich dabei am leichtesten Kontakte, so mit einem jungen Unternehmer, der zwar einmal Architektur studierte hatte, aber mit einheimischen Produkten so erfolgreich in

den Export eingestiegen war, dass er mit Familie nicht nur Villenbesitzer war, sondern jetzt eine eigene Fabrik, natürlich nach eigenem Design, plante und so nachträglich seinem Architekturstudium einen Sinn gab. Allgemeinen Beifall der Wartenden fanden drei zunächst nur herumtollende etwa sechsjährige Mädchen, die eine fast bühnenreife synchronisierte (zwei waren wohl Zwillinge) Tanzeinlage aus einer chinesischen Oper als Vorlage boten. Eine Reisegruppe aus Thailand und Malaysia, die ich erst für Einheimische gehalten hatte, kam aus Guilin und war auf dem Rückwege.

Ziemlich traurig wegen der verlorenen Zeit wartete mein Gepäckträger mit uns, nachdem er sich zunächst in dem Erfolg sonnte, mein Gepäck „erobert“ zu haben. Während mein Guide noch vergeblich suchte, hatte ich die gelben Jacken und roten Mützen am anderen Bahnhofsende entdeckt und wollte mir den zunächst stehenden greifen. Aber offensichtlich gab es da eine Rang- und Hackordnung, laut gestikulierend und sich gegenseitig wegschubsend folgte mir eine ganze Rotte der Gelbjacken über den weiten Bahnhofplatz. Auch am Auto angelangt, konnten Führer und Fahrer den Streit nicht schlichten. Aber schließlich setzte sich der „mit älteren Rechten“ durch, nämlich der, welcher mir schon bei der Ankunft geholfen hatte, den ich leider erst nachträglich wieder erkannt hatte. Als der Schanghai-Express schließlich kam, war das Einsteigen kein Problem. Fast ohne Kontrolle brachte mich meine dreiköpfige Begleitung zum Zuge mit dem dort angehängten leeren Schlafwagen, diesmal wieder ein richtiger, nicht nur wie von Changsha nach Guiyang ein Liegewagen, und dies mit Abteilen, für zwei mal zwei und nicht für sechs Personen, zwar nicht klimatisiert aber mit Fan und ohnehin milder Abendluft durch das einen Spalt geöffnete Fenster.

Morgens wurde es sogar ausgesprochen kalt, so dass ich frierend aufwachte und mir am Ende der Reise doch einen ziemlichen Schnupfen holte, nachdem ich bis dahin alles, Hitze, Schwüle, Regen von Jakarta über Schanghai und das geschilderte weitere, einschließlich der Überbeanspruchung meines Magens, ziemlich problemlos überstanden hatte. Die Mitpassagiere waren interessiert und freundlich, u.a. ein gut englisch sprechender Reiseleiter der Thai-Gruppe. Eine etwas dramatische Abwechslung wurde dadurch geboten, dass ein offenbar zusammengehörendes Paar gegeneinander handgreiflich wurde und ich der Dame etwas bei der Flucht durch die von ihrem Partner verriegelte Tür half. Offenbar hatte sich in der Nacht alles arrangiert. Jedenfalls waren meine Schlafgenossen am nächsten Morgen andere. Die am Vorabend mit meiner vorsichtigen Nachhilfe geflüchtete Dame tauchte vergnügt und mich dankbar anlächelnd aus einem Nebenab-

teil auf. Schwer zu sagen, was vorgegangen und der Hintergrund war. Und was man machen soll, wenn man als sprachunkundiger Ausländer so auf engstem Raum in eine derartige Angelegenheit hineingezogen wird, lässt sich gewiss nicht dem Knigge entnehmen.

Kunming ist mehr touristisches Ziel als die früher berührten Orte. Das Hotel war nicht nur sehr gut, sondern auch der Service ausländererfahren. Meine für Westler etwas ausgefallenen Wünsche hatten sich herumgesprochen. So stand die konformistisch bekannteste Sehenswürdigkeit Kunmings nicht auf dem Programm, nämlich der „Steinwald“. Gegen einen Zuschlag für das Auto bin ich mit einem nachträglichen Wunsch dann doch durchgedrungen, und nicht nur der Steinwald, sondern auch die Fahrt dahin hat sich gelohnt, nicht zuletzt auch wegen des ausgezeichneten „Guide“. Herr Wu sprach fließend deutsch, das er an der Sprachen-Hochschule in Schanghai gelernt hatte und von wo wir auch gemeinsame Bekannte auftraten, da die Sprachenschule auch die Dolmetscher für unser Konsulat in Schanghai stellte. Herr Wu war aber auch eine Fundgrube für örtliche Sagen, Märchen und Geschichten, die sich um den „Steinwald“ und darüber hinaus ranken.

Die sehr gute und breite Straße führte über den Steinwald hinaus einige 100 km weiter nach Vietnam, und tatsächlich waren die besonders guten Verkehrsverbindungen auf die seinerzeitige militärische Strafexpedition Chinas nach Vietnam hinein zurückzuführen. Entlang der Strasse schlängelte sich auch die wiederhergestellte durchgehend befahrene Bahnlinie nach Hanoi, wie mir Herr Wu sagte, die drittälteste Chinas (die älteste in Schanghai, die zweitälteste bei Peking), die die Franzosen von ihrer damaligen Kolonie Indochina nach Yünnan hineingebaut hatten, um ihr südchinesisches Einflussgebiet zu sichern. Während des zweiten Weltkrieges war die Provinz Yünnan eine Bastion Chinas und der mit ihm verbündeten USA gegen die japanischen Aggressoren gewesen. Kunming war das Ziel einer Luftbrücke von Burma aus gewesen, und in Yünnan waren 10.000 amerikanische G.I.s stationiert. Die Flying Tigers, eine Söldner-Fliegertruppe, die sich der chinesischen Regierung zur Verfügung gestellt hatte, hatte hier ihren Heimathafen und ihr Kommandeur, General Chennault seine Villa an einem See in einem Erholungsgebiet 20 km südlich der Stadt. Fabriken, Universitäten und andere Institutionen waren damals vor den Japanern nach Kunming ausgelagert worden, der nachhaltige Anstoß seiner späteren bis heutigen Entwicklung.

Der Steinwald lässt sich schwer beschreiben; auch seine geologische Entstehung ist ziemlich kompliziert. Diese Ansammlung von einzelnen und gruppenweise eng zusammenstehenden 10, 20, 30 m hohen oder höheren Felsen ist jedoch ein in der Welt einmaliges Phänomen. Nur ein Teil ist erschlossen, dieser aber wie ein Park, der sich von einigen hoch gelegenen Aussichtspunkten bis in den weitaus größeren unerschlossenen und unzugänglichen Teil ausbreitet. Mein Führer unterhielt mich mit sagen- und märchenhaften Ausdeutungen der bizarren Felsformationen. Da gibt es Schafe, Schildkröten, Kamele und Elefanten und selbst einen Napoleon, die aus Gespenster- und Göttersagen wie Volksmärchen erklärt werden.

Bangkok. den 11. Juni 1996

Obwohl es auf dem Flughafen von Kunming ein unter westlichen Verhältnissen nicht mehr übliches Gewühle und Gedränge gab, hatte ich mit dem Flug mit Thai International wieder den Anschluss an unsere Art der Zivilisation gefunden. Vor dem Abflug stand noch ein Tempel auf dem Programm, an den ich nur mehr eine vage Erinnerung habe, außer dass es heftig regnete und empfindlich kalt war: in Yünnan gebe es keine Jahreszeiten: es sei ewiger Frühling hatte mir mein Guide erklärt. Dazu gehörte offensichtlich auch Regen mit anschließender Abkühlung als Regulator.

Der Zwischenaufenthalt in Bangkok war willkommen für Regeneration, um nicht verschnupft anzukommen, und zur Vervollständigung meiner Reisenotizen. Antibiotika gab es anstandslos – mit fachmännischer Therapie-Anweisung in der Apotheken-Ecke eines großen Department Stores. Bangkok stand im Zeichen des Jubiläums der Thronbesteigung König Bhumipols, des heute mit schon damals 50 Jahren Amtszeit dienstältesten Monarchen, mit sich über drei Tage hinziehenden Feiern. Das große Feuerwerk konnte ich gleichzeitig im Fernsehen und aus dem Hotelfenster verfolgen. Auf Ausflüge und sonstige Unternehmen verzichtete ich: Mein Ambassador-Hotel war zwar nicht mit dem Bangkok Oriental zu vergleichen, aber bequem und auch komfortabel und dabei kostengünstig mit einem Viertel bis Achtel des Preises, den man etwa in Hongkong hätte anlegen müssen. So kann ich hoffen, einigermaßen wohlbehalten im erträglichen Finanzrahmen nach fast zwei Monaten Reise zu Hause einzutreffen.

Trotz des Versuchs, mittels Eisenbahn „auf dem Boden zu bleiben“, statt alles im Fluge „mitzunehmen“, vermittelte der Besuch in den vier südwestlichen Provinzen – Jiangxi, Hunan, Guizhou, Yünnan – vor allem einen Eindruck davon, was man eigentlich noch hätte sehen sollen. Jede der vier

Provinzen ist fast oder ebenso groß wie Deutschland, Yünnan sogar wie Deutschland und Österreich zusammen. Aber die Reise korrigierte die Perspektive, dass China eben nicht nur das wirtschaftlich führende Ostchina mit Schanghai, seinen Nachbarprovinzen Jiangsu und Zhejiang sowie das Jangtse-Tal hinauf ist, sondern sich auch hier ein kräftiger Wandel mit den Symptomen moderner Infrastruktur, auffallenden 20-40-stöckigen Hochhäusern und einem pulsierenden Leben zeigt und sich von marginaler Peripherie nicht sprechen lässt. In Kunming war mir vom Guide – mit einer Entschuldigung, aber er sei dazu verpflichtet – ganz zuletzt noch auf dem Wege zum Flugplatz das neue Ausstellungs- und Kongresszentrum gezeigt worden, welches nach Größe und Funktionalität jedenfalls das alte, mir vertraute von Schanghai übertraf und wohl auch dem neuen erweiterten nicht sehr nachstand. Ich hatte meinen Begleiter beruhigt: Mich interessiere dies mehr als „seine Tempel“. Kunming im letzten Winkel von Chinas Südwesten ist tatsächlich einer der vier großen Messeplätze Chinas neben Kanton, Schanghai und Peking.

Zurück in Frankreich im Juni 1996

Nach meiner Rückkehr erschienen mir diese wörtlichen Reisetexte zu lang, vor allem zu reisetchnisch; es handelte sich schließlich nur um etwas mehr als eine Woche meiner siebenwöchigen Reise, die in ihren anderen Etappen vielleicht substantieller war. Aber es scheint typisch für eine aktuelle Phase in einer noch weniger bereisten Region des Landes, deren Entwicklung mich weit mehr erstaunen ließ, als die heute weniger überraschenden Eindrücke Schanghais, Pekings oder Kantons

Die siebenwöchige wechselvolle Reise war damit zu Ende. Erst Indonesien, mehr als ein Familienbesuch mit „Expatriate“-Lebensweise, Golf- und Schwimmclubs und der internationalen Schule für die Enkel als Mittelpunkt. Eine Fahrt in das Innere Javas über Bandung hinaus in die vulkanische Gebirgslandschaft, andere, weniger weit, zu Teegärten und einem Tierpark ebenso reizvoll und Djakarta selbst als das ehemalige Batavia reizte mich, wobei ich feststellte, dass die Spuren der Vergangenheit offenbar sorgfältig beseitigt worden waren. Es kam auch zu einem Gespräch mit unserem dortigen Botschafter, teils kollegial, teils aus amtlichem Interesse an meiner in seinem Lande lebenden Tochter-Familie. Danach Shanghai mit schon vor dem zentralen Anlass meinem privaten Neugierde- und Wiedersehensprogramm, dann als Mitglied der Hamburger Delegation zur mehrtägigen Feier des zehnjährigen Jubiläums der Verschwisterung, und danach noch einige Tage als Gast der Tongji-Universität. Bis schließlich

die Fahrt in die Südwest-Region Chinas, die mir bei aller Vielfältigkeit und Unterschiedlichkeit den Eindruck jedenfalls in und von den Provinz-Hauptstädten aus, dem mir aus Shanghai bekannten Osten China nicht mehr nachstand.

Jenseits meines 75. Lebensjahres hatte ich dies, trotz manchem Unvorgesehenen, bis auf einen Schnupfen überstanden, und es könnte so weitergehen und sich entsprechend wiederholen lassen. Leider ergab sich das nicht mehr. Aber dieser Ausflug hat weiter zur Verbindung zu und meinem Interesse für Asien wohl bis zu meinem Lebensende beigetragen, ebenso wie andere noch abenteuerliche Reisen außer den langjährigen jeweiligen Stationen dort.

Nach Hainan über Kanton (Guangshou) und zurück über Shanghai und Zhenzhen nach Hongkong

Nicht alle Ruhestandsreisen in den fernen Osten waren sorgfältig geplant und vorbereitet, so auch eine, die geographisch etwas mit der nach Südwest-China zusammenhing, aber schon einige Jahre vorher im November 1993 stattfand. In den trüben europäischen Herbsttagen hatte mich gereizt, ob sich nicht wie in Thailand oder Malaysia im chinesischen Sanjay an Hainans Südküste tropische Strandferien verbringen ließen. Die Reise mit South China Air über Guangdong (Kanton) nach Snjay buchte ich erst in Bangkok. Ebenso improvisiert war der schließlich erfolgreiche Versuch, vor meinem Weiterflug von der Hauptstadt Haikou den Gouverneur von Hainan zu treffen. Hainan hatte seit 1988 getrennt von der Provinz Guangdong einen eigenen Provinzstatus auf seinen 34.000 km mit rund 7 Mio. Einwohnern verliehen bekommen. Gouverneur Ruan Chongwu¹⁵ war als seinerzeitiger erster Vizebürgermeister von Schanghai ein alter Bekannter, mit ihm hatte ich 1983 die erste Wirtschaftsdelegation in die Bundesrepublik vorbereitet. Dennoch war so ein Besuch beim Gouverneur im traditio-

¹⁵ Ruan Chongwu wurde nach seiner Tätigkeit in Schanghai Vizeminister und stellvertretender Leiter der Kommission für Technologie und Wissenschaft in der Regierung in Peking, nachdem er zwischendurch einige Zeit Vizeminister für zivile Sicherheit gewesen war. Nach Hainan war er als „Feuerwehr“ geschickt worden, nachdem sich dort in der Provinzführung personelle Querelen ergeben hatten; als Ausnahmefall im Führungssystem der Volksrepublik führte er die Provinz in Personalunion sowohl Verwaltungs-Chef als Gouverneur wie als Partei-Spitze als erster Sekretär der KPC Hainan. Soviel ich weiß, ging er danach, diesmal als voller Minister, wieder nach Peking zurück. Vor seiner Tätigkeit in Schanghai war Ruan übrigens an der chinesischen Botschaft in Deutschland damals in Bad Godesberg als Wissenschafts- und Kulturreferent zuständig für die chinesischen Stipendiaten an deutschen Universitäten gewesen. Im Ganzen ein interessanter, wenn auch wohl nicht typischer Lebenslauf eines Beamten und Politikers in China

nell und in der Volksrepublik eher stärker protokollbewussten China ungewöhnlich, aber wohl teils ein Symptom der „Modernisierung“, teils bei Ruan persönlichkeitsbedingt. Das Gespräch war dann auch mehr persönlich als über die Provinz Hainan; aber ich bekam dann später ein Paket mit Unterlagen über die Provinz nach Hause zugeschickt.

Was Sanjay anbelangt, so war zwar alles wie gewünscht: Tropenklima mit Sonne und wenig Regen, Hotels mit westlichem Komfort an einem schönen Strand, an dem man auch einheimische Fischer erleben kann, Palmen und sonstige entsprechende Natur. Für Touristen aus dem Westen mag allerdings die aus Thailand gewohnte Atmosphäre und leichte Kommunikation mangeln. Sanjay hat zwar als Erholungs- und Badeort eine ältere Tradition, aber bis vor noch nicht langer Zeit eine ausschließlich chinesische.

Nachdem ich nun schon in China war, flog ich von Haikou auch nach Schanghai und auf dem Wege zurück nach Europa statt direkt über Hongkong über Zhenzhen. Von dort gelangte ich durch ein mehrstöckiges für die Massenabfertigung rationell eingerichtetes Grenzabfertigungs-Gebäude auf die Hongkong-Seite und dort direkt auf eine Bahnstation mit abfahrtbereiter Metro, von dort in kurzem Takt zum Endbahnhof Kowloon. Bei mir wurden Erinnerungen aus meiner Hongkonger Zeit der fünfziger Jahre wach, als damals die seltenen Grenzpassanten mit ihrem Gepäck in der Hand und auf den Schultern – es gab weder Träger noch gar Taxis – von der chinesischen Endstation über die damals berühmt gewordene „Brücke von Lowu“ in eine andere Bahn auf der Hongkonger Seite einsteigen konnten; von dort ging es dann – wie heute die Metro – zum Kowloon-Bahnhof auf Hongkongs Festlandseite. Die „Brücke von Lowu“ war für uns damals die Grenze zum kommunistischen „Ostblock“, den wir damals als Einheit von hier bis zum Grenzübergang Helmstedt an der Grenze zur DDR sich erstrecken sahen. Von einem Hügel oberhalb der Brücke hatte 1954 der Hongkong und das Generalkonsulat besuchende Staatssekretär Hallstein, der der damaligen „Hallstein-Doktrin“ absoluter Abgrenzung und der internationalen Isolierung der DDR den Namen gab, und sich und uns dies gerade an der Brücke von Lowu veranschaulichte. Für uns war die absolute Abgrenzung im Generalkonsulat Hongkong jenseits der „Brücke von Lowu“ ein mystifiziertes Tabu, das uns aber umso mehr interessierte. Das galt damals auch für die in jener Zeit mit großem Aufwand geschaffene Kantoner Export-Ausstellung, ab Ende der fünfziger Jahre mehr oder weniger einziger direkter wirtschaftlicher Zugang zur Volksrepublik. Jetzt – 40 Jahre später – besuchte ich die Ausstellung, die auch von Bedeutung blieb, nachdem es nicht nur andere solche Ausstellungen internationalen

Formats in China gab, sondern auch so viele andere Zugangs- und Kontaktmöglichkeiten. Ich kaufte mir einen hochwertigen Ersatz für eine abhanden gekommene Brille und eine sehr brauchbare Kamera chinesischer Fertigung.

Das bei meinem Besuch 1993 abgelegene und einsam wirkende Sanjay auf Hainan erhielt, wie ich im Hauptteil bei den Ansätzen interasiatischer institutioneller Zusammenarbeit erwähnte, eine zusätzliche Weihe, Funktion und Bedeutung. Mit Regierungshilfe wurde hier ein Konferenz-Zentrum für asiatische Nicht-Regierungs-Organisationen „NROs“ errichtet, und seit dem Jahre 2000 trifft sich hier regelmäßig das „Bao Forum for Asia“, eine Vereinigung asiatischer „Elder Statesmen“, zur Zeit unter dem Vorsitz des philippinischen Ex-Präsidenten Fidel Ramos, eine Art asiatisches tropisches „Davos“.

Reminiszenzen aus der Gegenwart zurück in die Dienstzeit an ihrem Rande

In der anhaltenden Unruhe im Ruhestand wirkte das dienstliche Erleben fort – die Wissbegierde, immer wieder Neues kennenzulernen. Wenn ich dann auch Bekanntes wiedersah, so erweckte dies nicht so sehr Nostalgie als die Neugierde danach, wie es weitergegangen ist. Für Schanghai mit seiner rasanten Entwicklung war dies besonders naheliegend. „Zu meiner Zeit“ (bis August 1985) war einiges erst Planung, mehr noch unvollständig. Auch ein Wiedersehen mit Indonesien nach dazwischen 40 Jahren war nicht durch Nostalgie bestimmt, sondern durch externe zufällige Umstände.

1955: Indonesien und Bali, ziemlich ganz Java und etwas Sumatra

Im Jahre 1955 war es von Hongkong am Rande des verschlossenen Chinas hinter dem Bambus-Vorhang von Bali über Java nach Medan auf Sumatra einziges erschwingliches asiatisches Urlaubsziel. Jahre später war der Anlass ein Besuch in Bogor bei einer dort mit Familie lebenden Tochter. War es 1955 die Atmosphäre der Nachwirkungen der Kolonialperiode die mir schon auf dem holländische Schiff durch holländische Mit-Touristen und der Aversion gegen sie im Lande deutlich wurde, so war es 1997 der Eindruck der modernen Metropole Djakarta und der in den Vorbergen gelegenen Satellitenstadt Bogor mit Villenvierteln, Erholungs- und Sportclubs und dem einstigen Präsidentenpalast Soekarnos.

1958: Vietnam, Kambodscha, Indien von Kalkutta bis Delhi

Auch manches andere hat sich wie die erste Indonesienreise von oder zwischen den jeweiligen Dienstorten abgespielt, so die Heimreise 1958 bei der Versetzung von Hongkong als einziger Passagier auf einem dänischen Frachter nach Saigon und von dort über Land weiter mit einem überbesetzten Taxi, und vermutlich auch Schmuggelware in den Reifen versteckt, nach Pnom Penh und von dort durch Kambodscha weiter in überfüllten Bussen nach Angkor, dann mit der Bahn an die Grenze und landesüblicher Übernachtung zu Fuß über die Grenze und mit einem thailändischen Kleinbus zur ersten Bahnstation auf Thai-Seite schließlich nach Bangkok, weiter mit dem Flugzeug nach Rangoon, wo mich der damalige erste deutsche

Gesandte, mein Chef, während meiner Einweisungszeit nach Eintritt in den Dienst mit seiner Frau freundlich bei sich aufnahm, aber die Erholung war nur kurz. Die nächste Station war Kalkutta, das ich vornehmlich zu Fuß zu entdecken suchte, ohne zu ahnen, dass mich der Dienst ohnehin 20 Jahre später dorthin führen würde und ich alles sehr viel bequemer haben würde. Auch mit der Bahn weiterzufahren bräuchte ich dann nicht mehr, wie ich dies jetzt, zunächst nach Benares (Varanasi) unternahm. Aber in Delhi gab ich dann nach einigen Tagen dort auf, erschöpft, verschnupft und erkältet trotz spätsommerlicher Hitze, aber mit vielen Eindrücken mehr als gefüllt. Damals hätte man sehr wohl weiter durch Pakistan, Afghanistan, Iran, Irak und die Türkei über Land bis nach Europa kommen können, und von Konstantinopel verkehrte einmal wöchentlich der Orient-Express auch durch den Eisernen Vorhang bis nach West-Europa, Kollegen hatten den Landweg von Indien bis nach Europa mit dem Auto ausprobiert. Damals in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre war die Region von Korea (1953 Waffenstillstand) über Indochina (Dien Bin Phu und Genfer Konferenz über Teilung Vietnams 1954, das erst nach mehr als zehn Jahren dem Höhepunkt des Vietnam-Krieges entgegenging), war Ostasien jedenfalls aus westlicher Sicht Zentrum der Auseinandersetzung. Der Mittlere Osten war dagegen vergleichsweise ruhig. Aber später hätten sich auch dort Überlandreisen schwerlich wiederholen oder nachholen lassen. Südostasien ist zwar – aber erst Ende der neunziger Jahre mit dem Tode Pole Poths und schließlich der Unterwerfung der Reste der Roten Khmer 1998 (die sich gerade dort, wo ich über die Grenze nach Thailand mit meinem Gepäck gegangen war, bis zuletzt gehalten hatten) – heute auf dem Landweg passierbar; aber wann sich dies einmal von Indien über Pakistan nach Westen bis Europa wieder fortsetzen lassen wird, steht in den Sternen ...

1972: „Island Hopping“ durch den Pazifik und verlängerte Silberne Hochzeitsreise; Tahiti, die beiden Samoas, Nauru, Majuro auf den Marshall-Inseln, Truk und Sipan

Nach Tokyo wurde ich aus den USA versetzt. Der direkte Weg führte über den Pazifik, den wir mit der „Oriental Express“, einer Hongkonger Reederei zurücklegten (die wenig später pleite gegangen ist – das Schiff konnte man noch Jahrzehnte vor Hongkong auf Reede stillgelegt sehen.) Auch für die Rückkehr aus dem ersten Heimaturlaub nach Tokyo benutzten wir die Pazifikroute, zwar mit dem Flugzeug, aber in der Form des „Island Hopping“, und dies eigentlich als letzte Stück der Silbernen-Hochzeit-Reise. Dazu ein etwas persönlicher Hintergrund, der an den Anfang meines beruf-

lichen Nachkriegs-Lebensweges zurückführt, den ich am Anfang dieser Asien-Notizen als Rahmen andeutete: Die Feier der Silbernen Hochzeit fand nicht in Asien, sondern in Zermatt in der Schweiz statt – nicht aus Snobismus, sondern weil 25 Jahre vorher der Anzeigenchef meiner Zeitung, dem Handelsblatt, ein Werbegeschenk des Zermatter Grandhotel, nämlich eine Suite, mir für eine Woche zugeschanzt hatte. Damals im Nachkriegs-Deutschland und für mich in meiner bescheidenen Anfänger-Position war dies etwas ganz besonderes, und so richteten meine Verlobte und ich unsere Hochzeit so ein, dass wir das Angebot aus Zermatt für die Hochzeitsreise nutzen konnten. Das war zwar eigentlich nicht der Sinn des Werbegeschenks, und ich musste für meine Frau und eine verlängerte Woche in Zermatt zahlen. Aber ich schrieb natürlich im Handelsblatt über Zermatt. Vor allem feierten wir 25 Jahre später das Silber-Jubiläum in einem größeren Familien-, Verwandten-, Freundes- und Bekanntenkreis mehrere Tage im gleichen Grandhotel und auf unsere Kosten.

Und so sah dann die Reise, der noch einige Tage auf Cat-Island der Bahamas in der Familie mit drei unserer Töchter vorgeschaltet waren, aus: Von Kalifornien aus ging es zunächst auf die Süd-Halbkugel unserer Erde nach Tahiti, weiter zu den beiden Somoas (American Somoa und Western Somoa, geteilt in der deutschen Kolonialzeit des heutigen Western Somoa und noch heute mit Erinnerungen an die Herrschaft aus dem damaligen deutschen Kaiserreich.) So entsann sich auch unser Fahrer in dem Mietauto, dass uns durch die Dörfer mit den typischen hochgelegten blattgedeckten Mehrfamilienhäusern fuhr, einer fernen deutschstämmigen Familien-Vergangenheit. Während die Somoas später zumindest aus dem angelsächsischen wie Tahiti aus dem französischen seit langem Touristenziele waren – wie auch Rückzugsorte für schriftstellernde Weltenbummler –, so pflegte unser Hotel in Pago Pago, der Hauptstadt von American Somoa, die Erinnerung an einen längeren Aufenthalt von Ernest Hemmingway, so führte uns unser nächster Luftsprung auf das weitgehend unbekannte Nauru. Dabei ist Nauru, wo wir den Äquator zurück auf die Nordhalbkugel kreuzten, dank seiner Phosphat-Vorkommen einer der reichsten selbständigen staatlichen Einheiten auch gemessen am Pro-Kopf-Einkommen der Welt, was sich in unserem Hotel auch im Service widerspiegelte, den die Nauruaner ja eigentlich nicht nötig haben. Die nächste Station, Majuro, die Hauptstadt der Marshall-Inseln, war dazu wieder ein Kontrast-Programm, aber mit seiner Lagune und den Wellblech-Hütten (auch unser Hotel) unter Palmen und ständigem Sommer so etwas, wie man sich bei uns die Südsee vorstellt, übrigens auch mit deutscher Vergangenheit aus der Kolonialzeit. Der „Hafenkapitän“, der uns in seiner Hütte als Amtssitz am Rande des Hafens

beckens empfing, hatte einen lange zurückliegenden deutschen Vorfahr und an der Wand seines Büros ein Bild des Kölner Doms hängen. Die Marshall-Inseln waren jetzt noch amerikanisches Protektorat, aber auch auf dem Wege in die Unabhängigkeit. Eine Familie, deren Oberhaupt gerade zu entsprechenden Verhandlungen auf Hawaii war, lud uns sehr freundlich zu einer Fahrt über die Lagune und zum Muschelsuchen ein. Der nächste Luft-„Hop“ brachte uns nach Truk, zwar auch amerikanisch, aber mit sehr intensiver japanischer Vergangenheit. Auf dem Grunde seiner Lagune liegt die bei Kriegsende selbstversenkte japanische Kriegsflotte. Als uns bei strömendem Regen und starkem Wind ein kleines offenes Motorbötchen über die Lagune bis zu einer letzten Sandbank vor dem offenen Meer brachte, blieb dies uns vorzustellen der Phantasie überlassen, zu sehen war natürlich nichts. Über den schon aus Urlaubsreisen aus Tokyo bekannten US-amerikanischen militärischen, aber auch wirtschaftlichen ostpazifischen Stützpunkt Guam mit seinen amerikanischen Supermarkt-Ketten ging es dann als vorletzter „Hop“ auf das uns ebenso schon bekannte japanische Saipan – auch einst deutsch, als uns im 19. Jahrhundert der spanische König die Marianen verkaufte, aus denen dann 1945 von einer Nachbar-Insel Saipans die Maschine startete, die die erste Atombombe auf Hiroshima abwarf. Auch auf Saipan selbst erinnert noch manches an den Pazifik-Krieg, nicht nur ein im Wasser in Strandnähe liegendes Panzerwrack, sondern auch als touristische Sehenswürdigkeit ein ehemaliger japanischer Gefechts- und zentraler Kommandostand tief in einem Felsen, von dem oben sich vor der amerikanischen Landung die Japaner ins Meer stürzten. Aus jener Zeit ist der Begriff „Kamikaze“ in die heutige Terroristensprache übernommen. Aber jetzt war Saipan mit modernen Hotels, Flughafen etc. ganz auf den Touristenbetrieb aus Japan eingestellt, wenn dabei auch vielfach das Motiv japanischer Familien war, nach den Knochen gefallener Angehöriger zu suchen. Angeblich machten die Einheimischen ein Geschäft daraus, Tierknochen zu vergraben, damit die Suche nicht ganz erfolglos war, für uns ziemlich makaber, aber dort nichts Außergewöhnliches.

Asien mit dem Pazifik zu verbinden und im Zusammenhang zu sehen, war damals von Europa aus nicht so selbstverständlich wie heute, wo wir dies viel enger sehen als Asien mit dem Mittleren und Nahen Osten. Vor gar nicht so langer Zeit war der Pazifik „etwas hinter Amerika“ und begann Asien bei uns mit Konstantinopel, und wenn man zu sagen pflegte „Der Balkan beginnt hinter Wien“, so meinte man damit auch schon etwas asiatisches.

Versetzungsreisen, Urlaubsreisen und die späteren Reisen aus dem Ruhestand rundeten das Bild ab, auch wenn sie nicht dasselbe waren, als wenn das Land und die Menschen als Aufgabe gestellt waren. Auch mit dem vervollständigten Bild blieben Lücken, auch wenn wir immerhin in Asiens politischen, wirtschaftlichen und nicht zuletzt kulturellen Zentren – China mit Hongkong, Japan und Indien – jeweils mehr als vier Jahre zugebracht haben. Vier Jahre sind im Leben eines Menschen eine lange Spanne, in der Geschichte dieser Länder aber ein Nichts. Aber sie haben motiviert und weit mehr an die Gegenwart herangeführt, wie die folgende Bibliographie dieser Arbeit selbst erkennen lassen mag.

BIBLIOGRAPHIE ZU ASIEN UND DER WETSEN

Vorbemerkungen

- 1: Von den örtlichen Medien in Asien zu den Publikationen der internationalen Organisationen als Gegenpol; Bildung und Forschung über Asien in der Welt als Basis und Voraussetzung *Seiten A68 ff*
- 2: Die Lebensumstände für die bibliographische Auswahl und Nutzung als Hintergrund *Seiten A72 ff*
- 3: Das Verständnis Asiens als Region *Seiten A75 ff*

Ausgewählte Bibliographien zu:

- 4) Asien insgesamt (ohne Westasien) *Seite A78 ff*
- 5) China sowie speziell zu Shanghai *Seite A79 ff*
- 6) Indien sowie speziell zu Kalkutta und Region *Seiten A82 ff*
- 7) Welt mit Relevanz zum Verhältnis des Westens zu Asien *Seiten A84ff*

Dies ist kein objektives, möglichst vollständiges Literaturverzeichnis zu dem ganz Asien von Südasien bis Ostasien umfassenden Thema, sondern eine subjektive selektive Auswahl, die vom Lebensweg des Verfassers ausgeht und auf dem diese Arbeit beruht. Von Anfang an meiner Beschäftigung mit Asien und Erkenntnisse über Asien stand die Begegnung „vor Ort“, da sowohl beim ersten Mal für China von Hongkong aus, wie dann 20 Jahre später für Japan in Tokyo, wie anschließend für Indien in Kalkutta die Versetzung überraschend und Vorbereitung erfolgte. Das ist sicher nicht unbedingt von Vorteil oder gar Vorbild. Eine systematische Grundlegung wäre sicher vorzuziehen. Aber es machte frei für den unmittelbaren Eindruck und, wie für einen auf Asien vorbereiteten und konzentrierten Vorgebildeten, war auch bei mir aus dienstlichen aber auch persönlichen Gründen ein Höchstmaß von Neugierde und Wissensdurst motiviert; den ersten breiten über individuelle Gespräche hinausgehenden Zugang boten dabei die örtlichen Medien.

Vorbemerkung1: Von den örtlichen Medien in Asien zu den Publikationen der internationalen Organisationen als Gegenpol; Bildung und Forschung über Asien in der Welt als Basis und Voraussetzung

CHINA

Die örtlichen Medien hatten in Hongkong für das damals in den fünfziger Jahren weitgehend unzugängliche und abgeschlossene China besondere Bedeutung. Über die eigenen Medien in einem auf sein Nachbarland angewiesene und kulturell verbundenen Hongkong führte das dazu, dass sich aus politischen wie kommerziellen Gründen ein Netz der Beschäftigung mit China von von propagandistisch bis um Sacherkenntnis bemühten Institutionen bildete, in das auch die dortigen konsularischen Vertretungen einbezogen waren. Über die zuvor auch gelegentlich polemisierenden und übertreibenden, gegenüber dem Nachbarland aber eher zurückhaltenden und vorsichtigen lokalen Presseorgane reichten diese „professionellen China-Watchers“ erkenntnismäßig weit hinaus, obwohl auch diese Ergebnisse auf den jeweiligen politischen Standort hin sorgfältig abzuwägen und zu prüfen waren. Aber gerade die Breite der Beschäftigung mit China, selbst als tägliches Gesprächsthema gab dafür gute Voraussetzungen. Über diesen einführenden Rahmen hinaus gibt der im Abschnitt „Hongkong“ (Seiten A2 ff) der autobiographischen Notizen spezifische Einblicke (Seite A5).

JAPAN

Auch Japan kann auf eine lange zurückreichende englischsprachige nationale Presse zurückblicken, die natürlich durch die Nachkriegsereignisse weiter an Bedeutung und Verbreitung gewonnen hatte. Aber gerade dann interessierte sie sich außer für sich selbst zumindest ebenso für die westliche Welt wie für China. Tokyo wurde nie ein solcher Beobachtungsplatz für China, wie das Hongkong war. Die japanischen Interessen standen im Vordergrund, und um sich über Japan zu orientieren, waren und sind sie sicher noch eine wichtige Grundlage. Dies war natürlich auch in Hongkong, und wo auch sonst immer, so. Aber: anders als in Japan zwangen in Hongkong Nähe und die Situation dazu China einzubeziehen.

INDIEN

In Indien aus dem Westen gesehen ist die Medienlandschaft westlich und dies nicht nur aus historischen Gründen. Der Staat, die „Indische Union“

hatte wegen der ethnologischen und damit auch kulturellen und sprachlichen Vielfalt das Englische als eine amtliche Sprache beibehalten müssen. Aber in einem solchen vielfältigen Subkontinent ist ihr Interesse vor allem nach innen gerichtet. Für den Zugang zu Indien ist nationale Presse ein wichtiges Tor, aber für die Region und Asien als ganzes ist sie dies höchstens ergänzend.

Weitere und neue Medienzentren in Asien

Damals wie auch schon früher gab es in Süd- über Südostasien bis Ostasien Plätze mit westlichen Medien, die zunehmend wichtiger geworden sind: Besonders Singapur ebenso wie Kuala Lumpur oder Colombo mit englischer Vergangenheit oder auch Bangkok heute als Verkehrsknotenpunkt und Reiseland aus dem Westen. Vollständigkeitshalber sei dies hier angeführt, spielte aber bei meiner damaligen Tätigkeit keine Rolle, mit Ausnahme, aber auch etwas oberflächlich, für Manila, als die Philippinen vorübergehend bis zur Errichtung einer deutschen Vertretung von Hongkong aus wahrgenommen, d.h. beobachtet werden mussten. Erst sehr viel später als Interesse und Tätigkeit nicht mehr nur auf die ersten Eindrücke beschränkt blieben, wurden sie über die Lektüre bei Durch- oder Urlaubsreisen etwas vollständiger wahrgenommen.

Hongkong für China, Tokyo für Japan, Kalkutta für Indien und China selbst bis von Schanghai

Anders als nur die englischsprachige Presse bestand in Hongkong die Möglichkeit wie die teils im Austausch erhaltenen oder auch kommerziell vertriebenen Übersetzungen der chinesischen Festland-Presse zu nutzen – abgesehen davon, dass sich aus China die dortigen englischsprachigen Publikationen wie auch den Nachrichtendienst Hsinhua in englisch beschaffen ließen. Selbst ein deutscher Chinesisch-Dolmetscher des Konsulat sowie ein als Konsul vorübergehend eingestellter hoch qualifizierter deutscher Sinologie-Professor brauchten sich höchstens punktuell mit chinesischen Texten zu beschäftigen. In Tokyo stand ein hoch qualifizierter japanischer Deutsch-Dolmetscherstab zur Verfügung, der die japanischsprachige Presse verfolgte und mit der Auswertung z.B. von Statistiken bis hin zu Entwürfen, teilweise unmittelbar für unsere Berichte verwendbar, unterstützte. Aber im Gegensatz zu Hongkong für China spielte in Tokyo der unmittelbare Kontakt mit den japanischen Behörden und sonstigen Einrichtungen die Hauptrolle (vgl. Seiten A 16/17). In der dazu vergleichsweise kleinen Vertretung Kalkutta verfolgte ein indischer Mitarbeiter die bengali-

sche und Hindi-Presse, der auch für die Herausgabe der einzigen deutschen vom Generalkonsulat veröffentlichten Monatszeitung in bengalischer Sprache zuständig war (vgl. Seiten A21/22). Was dann schließlich Schanghai für China anbelangt, so wurde dort natürlich der einst so verschlossene Zugang möglichst voll ausgenutzt; auch standen außer einem deutschen Dolmetscher im Generalkonsulat chinesische Deutsch-Dolmetscher, abgeordnet von der Schanghaier Fremdsprachen-Schule, zur Verfügung, die damals mehr als noch im Innern Chinas unersetzlich waren und es wohl trotz der Propagierung der Sprachkenntnisse in China wohl auch heute noch sind. Damals, in den ersten Jahren der Öffnung, wirkte sich dies außerdem noch nur begrenzt aus, auch wenn schon damals wie zunehmend heute die Publikationen nach außen realistischer und verlässlicher wurden und Beijing Review, China Daily und Hsinhua News Agency ein immer verlässlicherer Zugang wurden.

Als Gegenpol: Zusammenarbeit über die internationalen Organisationen

Die dokumentarischen Publikationen haben für die Erkenntnis zunehmend Bedeutung erlangt und allgemeine Anerkennung gefunden. Sie waren auch wie die Phase der unmittelbaren Eindrücke zwischenzeitlich auch mit meinem Lebensweg verbunden. Die übernational erarbeiteten und international abgestimmten periodischen Berichte und auch zu bestimmten Komplexen und Einzelfragen der internationalen multilateralen Organisationen, wie der Weltbank, der für Asien besonders relevanten Asiatischen Entwicklungsbank, des Internationalen Währungsfonds oder der Vereinten Nationen und ihre regionale Kommission für Asien und den Pazifik ESCAP sind heute als Grundlage wissenschaftlicher Arbeiten über wirtschaftliche und soziale und politische Fragen unentbehrlich und werden immer unentbehrlicher. So ist es auch ihr Verdienst, dass sie die Maßstäbe für die Länder- und Weltvergleiche über das primitive Pro-Kopf-Sozialprodukt verfeinert und verbreitet haben, so wie der Internationale Währungsfonds durch Berücksichtigung der in jedem Lande verschiedenen Lebensumstände wie dem jeweiligen Anteil der quantifizierbaren Subsistenzwirtschaft oder die Weltbank durch strukturelle Faktoren wie der Lebenserwartung und dem Bildungsstand vom Alphabetisierungsstandard bis zur Hochschulquote. Ebenso wurde das Instrumentarium für den konjunkturellen Vergleich über das BSP-Wachstum, die Kaufkraftentwicklung und Verschuldungsquoten nach innen wie nach außen bis zu Krisen-Vorwarnsystemen verfeinert. Sowohl wirtschaftlich aber auch sozial und nicht zuletzt weltpolitisch wurden die Verfolgung und Prognosen der demographischen Entwicklung von Bedeutung. Für die internationalen Institutionen war und bleibt die Zusam-

menarbeit mit den nationalen Regierungen Voraussetzung und Grundlage, auf deren Statistiken, Untersuchungen und Berichten sie sich, wenn auch nicht unkritisch, stützen. Aber durch die Zusammenarbeit mit den multilateralen und internationalen Institutionen werden auch die nationalen Statistiken und Dokumente verlässlicher, sachlicher und spezifizierter. Das Material nicht nur aus Indien oder China lässt sich heute ohne Abstriche für wissenschaftliche Untersuchungen verwenden. Neben den weltweiten multilateralen Organisationen mit ihren regionalen Ablegern in und für Asien soll nicht aus Europa die OECD übergangen oder unterschätzt werden. Nach ihrer mehr auf Europa gezielten, aus dem Nachkriegsaufbau hervorgegangenen OEEC („Organisation for European Economic Cooperation“), ist sie nicht mehr auf die europäischen Industrieländer beschränkte OECD („Organisation for Economic Cooperation and Development“). Im Jahre 1961 war die „Dritte Welt“ in die über Europa hinausweisende Zusammenarbeit einbezogen worden. In der OECD wurde Japan Mitglied und erhielt gerade für Asien als zweitwichtigstes Geberland mit Vorsitz in der Asiatischen Entwicklungsbank eine zentrale Rolle.

Forschung und Bildung zu Asien in der Welt

Ohne die wissenschaftliche und bildende Arbeit in aller Welt wären die Aktivitäten der internationalen und multilateralen Institutionen materiell wie personell nicht denkbar gewesen. Einrichtungen wie wissenschaftliche Institute von Universitäten oder unabhängige privat gesponserte mit oder ohne staatliche Förderung, mit oder ohne kommerzielle Motivation, beschäftigen sich zunehmend mit Asien. In den angelsächsischen Ländern, aber auch im deutschsprachigen Raum, außer in der Bundesrepublik auch etwa in Österreich, erlebt Asien über ein sicher immer vorhandenes Interesse hinaus eine Renaissance. Die über die Zusammenfassung asiatischer, neben dem englischen auch dort Lingua franca, hinausgehenden fremdsprachigen Texte sind relevant und wertvoll. Aber ihre Fülle lässt sich individuell nicht mehr verfolgen oder auch nur übersehen. Zur Verfügung für eine gezielte wahlweise Heranziehung kann heute nur die moderne Kommunikation über das Internet dienen, so wie dies das Deutsche Übersee-Institut in Hamburg mit einer hinweisenden periodischen „Dokumentation zu Asien und Südpazifik“ anbietet.

Allein durch die individuelle wissenschaftliche Arbeit lässt sich die interdisziplinäre Breite zu Asien vollständiger erfassen. Ohne seine Geschichte ist Asien, besonders in seinem Verhältnis zum Westen, nicht zu verstehen. Neben den Analysen und ihrer Evaluierung der internationalen Organisati-

onen ist dafür die historische Forschung mit ihren Publikationen und ihrer Dokumentation die wichtigste Grundlage zur Erkenntnis und zum Verständnis Asiens, und schon früh habe ich mich damit beschäftigen können, soweit es nur die sonstige berufliche Inanspruchnahme, und uneingeschränkter danach, zuließ. Als ich kurzfristig gegen Ende meines wissenschaftlichen Freijahres 1977/78 an der Harvard Universität von der Versetzung nach Tokyo erfuhr und Professor Reichauer (vor und nach seiner Zeit als Japanologe einer der bedeutendsten Nachkriegs-Botschafter der USA in Tokyo und mit einer Japanerin verheiratet) fragte, wie ich mich nun so schnell vorbereiten sollte, riet er mir von einem Sprachstudium ab und dazu, möglichst viel über Japan zu lesen. Dies führt bereits zu meiner nächsten Vorbemerkung, die auch vorher fallweise angeklungen haben mag.

Vorbemerkung 2: Die Lebensumstände für die bibliographische Auswahl und Nutzung als Hintergrund

Wie für die Themen- und Fragestellung dieser Arbeit selbst, hat auch für die Benutzung des Materials mein Lebensweg eine Rolle gespielt, wie dies schon in den bisherigen Ausführungen angeklungen haben mag. Hier sei dies systematischer und vollständiger dargestellt. Die besonderen Rahmenbedingungen am Ausgangsplatz Hongkong sind bereits geschildert worden. Dazu ergänzend, dass es an der Universität Hongkong einen Arbeitskreis von Wissenschaftlern gab, in den auch interessierte Diplomaten aus den Konsulaten einbezogen waren, de facto der US-amerikanischen, der englischen und eben ich aus der deutschen Vertretung. Initiator und Vorsitzender war der dortige Universitätsprofessor Kirby, der aus dem Arbeitskreis, die damals wohl erste ihrer Art, die Reihe „Contemporary China“ herausgab, zu der ich mit einem Artikel über den Vergleich der Ideologien in der DDR und China beitrug.

Kurz vor Ende meiner Zeit in Hongkong leitete der in den Ruhestand getretene, bis dahin für China zuständige Beamte im Auswärtigen Amt und als solcher dort bis dahin unsere Anlaufstelle, gegen Ende der fünfziger Jahre die Errichtung des späteren „Instituts für Asienkunde“ ein, das anfangs ganz auf China konzentriert war.

Das neue zunächst Einmann-Institut unter dem Gesandten a.D. Fischer stützte sich auch weitgehend auf Material aus Hongkong, wenn es auch bemüht war, sich auf andere Quellen von Wissenschaftlern aus der Welt auszuweiten und sich dann viel später regional auf ganz Asien ausdehnte. Aus dieser Anfangszeit blieb ich dem Institut verbunden, später vorübergehend

auch als Vorstandsmitglied nach meinem Ruhestand und, wie in den autobiographischen Notizen ausgeführt (Seiten A2/3), schrieb ich in Auswertung meiner Hongkonger Jahre das erste größere eigene Werk des Instituts. Meine Verbindung zum Institut hielt bis lange in den Ruhestand an, obwohl sie sich durch seine konzentrierte personelle Institutionalisierung mehr und mehr löste, bis sie schließlich etwas konträr wurde, da das Asien-Institut in seiner Evaluierung Chinas von Deutschland aus konformistischer wurde als selbst das Auswärtige Amt. Aber auch das war für mich anregend und so auch nützlich. Aber während meiner Dienstzeit ergab sich bis wieder im Ruhestand eine räumliche wie sachliche Trennung, die mich erst sehr viel später und für länger wieder nach Asien führte. Eine Versetzung nach Paris an die deutsche Mission bei der OECE führte mich in die Entwicklungszusammenarbeit, die dann nach der anschließenden Versetzung in die Zentrale nach Bonn mein Arbeitsgebiet für weitere vier Jahre blieb. In der deutschen OECD-Vertretung wurde ich für den Entwicklungshilfe-Ausschuss „Development Assistance Committee“ (DAC) zuständig, der zwar überwiegend aus der Bonner Zentrale höher bis hochrangig wahrgenommen wurde, den jeweils zuständigen Ministerien, anfangs vornehmlich das Wirtschaftsministerium, später, nach seiner Gründung, das Entwicklungsministerium (Ministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit BMZ), sowie das meist interessierte Finanzministerium. Aber ich war nicht nur immer dabei, sondern musste zu- und nacharbeiten und weniger wichtige Sitzungen auch selbst wahrnehmen. Jährliche Höhe- und Schlusspunkte waren die Prüfungen der Mitgliederländer über ihre Entwicklungsleistungen mit umfangreichen nationalen und OECD-Sekretariatsmaterial. In diese hochrangig beschickten Veranstaltungen war ich mehr kontemplativ einbezogen. Aber ich habe aus meinem privaten Interesse diese Erfahrungen in Beiträgen in der Zeitschrift „Außenpolitik“ verwertet, habe im Weltwirtschaftsforum Hamburg vorgetragen, hatte Kontakte für einen Lehrauftrag mit der Universität Bochum, woraus nur wegen meiner Versetzung von Bonn nach Washington nichts wurde, und habe schließlich ein vollständiges Buchmanuskript „Internationale Entwicklungshilfepolitik“ erarbeitet. Es wurde vom Rombach Verlag in Freiburg angenommen, aber von mir im Hinblick auf die neue Aufgabe nach meiner Versetzung nach Tokyo zurückgezogen.

Aber die Kenntnis der Entwicklungshilfe-Problematik und die Kenntnis ihrer Mechanismen kam mir dann in Asien zu Gute, besonders in Indien, das als bedeutendstes Empfängerland im Zentrum auch des deutschen Interesses, gerade während meiner Zeit in Bonn, gestanden hatte, wie ich im autobiographischen Teil zu Kalkutta (ab AA 19) dargestellt hatte (Seiten

A24/25). Mit der Asiatischen Entwicklungsbank fühle ich mich besonders vertraut, weil ich in Bonn dem interministeriellen Arbeitsausschuss angehörte, der den deutschen Beitritt vorbereitete. In die Problematik von Handel und Hilfe hatte ich als mehrjähriges Mitglied im „Hermes Ausschuss“ („Interministerieller Ausfuhrgarantieausschuss“) Einblick und Erfahrungen.

Von Bonn wurde ich 1968 an die Botschaft Washington versetzt und dort zunächst für den Bereich Entwicklungshilfe verwendet. Dazu gehört auch ein wenn auch mehr persönlicher Kontakt zur Weltbank mit dem und über den deutschen Exekutiv-Direktor und seinem Stab. Aber der Hauptgesprächspartner war natürlich die US-AID, die amerikanische Entwicklungshilfe-Behörde im State Department des amerikanischen Außenministeriums, zu dem personelle Beziehungen seit meiner Pariser Zeit und danach in Bonn bestanden, die schon damals zu Gesprächen in Washington und mit amerikanischen AID-Diplomaten in Bonn führten. Außerdem oblag mir der Kontakt zu den in Washington domizilierenden interamerikanischen Entwicklungs-Institutionen, wie zu der Interamerikanischen Entwicklungsbank.

Aber in Washington fühlte ich mich in der Botschaft durch die Beschränkung auf Entwicklungshilfe-Fragen eingeengt, zumal dies gewiss kein Schwerpunkt der Beziehungen zwischen Deutschland und den USA war. Als das Amt meiner Bitte um das uns jährlich angebotene Freijahr an der Harvard-Universität entsprach, entschied ich mich dort als wissenschaftliches Arbeitsthema für ein Thema aus den atlantischen Beziehungen, und nachdem mir die Versetzung nach Tokyo mitgeteilt worden war, im letzten Augenblick für die Einbeziehung amerikanisch-pazifischen Beziehungen. Die Arbeit über die atlantischen Beziehungen war zwar eine Sackgasse, doch die Jahre in Washington und danach das Jahr an der Harvard Universität in Cambridge bei Boston im so traditionell amerikanischen New England gab mir das Gefühl eines „Westens“ über Europa hinaus, das mit eine Grundlage meiner Arbeit bildet. Es war dies außerdem gerade die Nixon-Zeit mit den Anfängen der Kontakte zur Volksrepublik China. In Harvard am „Center for International Affairs“, einer Idee des damaligen Professor Kissinger entsprungen, heute „Weatherhead Center“ (nach einem großzügigen Sponsor umbenannt), standen uns „Fellows“ (als solche Professoren gleichgestellt) alle Möglichkeiten für eigene Wünsche und Initiativen offen. Uns, den aus ausländischen diplomatischen Diensten abgeordneten Fellows, wurde ein abwechslungsreiches internationales Programm mit Persönlichkeiten von außen geboten. Bei einer Exkursion nach Wa-

shington empfing uns auch der damalige Sicherheitsberater Henry Kissinger bei einer Besichtigung des Weißen Hauses.

Mit einer mehr touristischen Reise mit dem Ziel San Francisco zur Einschiffung nach Yokohama und dem neuen Dienort Tokyo mit dem Auto und der Familie über Chicago, den Yellowstone-Park, den Great Canyon, Utah wie Las Vegas, Los Angeles wie San Diego mit einem kurzen Abstecher nach Mexiko hinein und entlang der Pazifik-Küste und dann die Schiffsreise über Hawaii schloss der Abschnitt „Westen“ meines Lebensweges. Es setzte sich, mit dem zurückliegenden, fast fünfjährigen Aufenthalt in Hongkong die fünfundzwanzigjährige Asien-Phase fort, die im Einzelnen in den autobiographischen Notizen zu Asien festgehalten ist.

Vorbemerkung 3: Das Verständnis Asiens als Region

In den einschlägigen Nachschlagewerken wird Asien als Stichwort geführt, geographisch definiert und mehr oder weniger ausführlich behandelt. In dem weltbekanntesten, der Encyclopedia Britannica, so in den funktionalen Aspekten wie geologisch, geographisch, einschließlich Relief, Klima und Böden, Vegetation und Tierwelt, Bevölkerung in Geschichte und Gegenwart, industrielle und landwirtschaftliche Produktion, politische Struktur in Geschichte und Gegenwart, Handel und Verkehr und demographische Entwicklung¹⁶. Schon diese Auflistung zeigt, dass, zumal bei der außerordentlichen Diversität Asiens, mehr als eine Aufreihung der wichtigsten Merkmale nicht möglich ist. In dem Beitrag heißt es auch selbst, dass wegen der Vielfältigkeit des Objekts eine regionale Betrachtung nicht sinnvoll ist. Umfassende systematische Versuche dürfte es auch kaum geben, und sind jedenfalls nicht weiter bekannt geworden.

Sehr wohl gibt es jedoch für Asien eine sogar sehr umfangreiche regional übergreifende Literatur, die sich fallweise aus den jeweiligen aktuellen Problemen ergeben hatte, so etwa vor und im zweiten Weltkrieges dem chinesisch-japanischen Verhältnis in und über Ostasien hinaus mit bis in das 19. Jahrhundert zurückreichenden Wurzeln; oder die englisch-russische Konkurrenz um Zentralasien, Tibet und Afghanistan mit dem Hintergrund der britischen Herrschaft in Indien; oder schließlich die Kolonialisierungs- und Dekolonialisierungsprozesse in Süd- und Südostasien für die und in

¹⁶ Auch die angefügte umfangreiche Bibliographie ist ebenso funktional gegliedert und von den vorangestellten allgemeineren Titeln kann nur Cressney „Asia's Land and Peoples: A Geography of One Third of the Earth and Two Thirds of its People“ Anspruch auf eine ähnliche Umfassendheit im vollen Buchrahmen aber auch mit ähnlichen Grenzen erheben.

den asiatisch-abendländischen Beziehungen mit Folgen bis in die Gegenwart, in die sich die vorstehende Arbeit mit darüber hinausweisender globaler Thematik einordnet.

Als Ausnahme, die aber letztlich auch die Regel bestätigen könnte, lässt sich auf Myrdals dreibändiges „Asian Drama“ verweisen, das sich aber auf Südasien mit Südostasien als Subregion dazu beschränkt und sowohl das von ihm so benannte „Westasien“ (d.h. den heute als „Mittleren und nahen Osten“ verstandenen Teil Asiens) auch Ostasien, den „Fernen Osten“ auslässt (wie ebenso die zur Zeit der Veröffentlichung in den sechziger Jahren die damals noch verbliebenen Kolonialgebiete Portugals sowie das damals noch britische Singapur. Selbst für dieses Asien hält Myrdal wegen der kultursoziologischen Verschiedenheiten und des so sehr unterschiedlichen Entwicklungsstandes eine zusammenfassende Behandlung nicht für sinnvoll, weist jedoch darauf hin, dass sich aus der regionalen Institution der Vereinten Nationen, damals die ECAFE („Economic Commission for Asia and the Far East“, jetzt ESCAP „Economic and Social Commission for Asia and the Pacific“) ein Ansatz ergäbe. Im „Asian Drama“ Myrdals ergibt sich die asiatische Verbindung aus der Entwicklungsländer-Problematik gemäß dem Untertitel seines Werkes „An Inquiry into the Poverty of Nations“ und zentriert dabei in den Analysen der einzelnen nationalen Länder „seiner“ Region „Südasien“ nach dem Dekolonialisierungsprozess.

Asien als solches wird heute weniger durch die ziemlich willkürlichen geographischen Grenzen wie dem Ural oder dem Roten Meer als durch die Zuständigkeiten regionaler Regionen verstanden, wobei Südasien, Südostasien und Ostasien immer mehr zusammengerückt erscheinen, nicht nur aus der Region und ihrer regionalen Institutionen, sondern auch durch die institutionelle Behandlung aus dem Westen wie in Deutschland die Ostasiatischen Vereine in Hamburg und Bremen, die schon lange Süd- und Südostasien gleich intensiv wie Ostasien in ihre Arbeit einbezogen haben, oder das Asieninstitut in Hamburg mit der asiatischen Gesellschaft, die sich schon vor einiger Zeit ihres „ost-“ entledigt hat. Auch wenn sich die Arbeit aller dieser Ansätze ganz überwiegend auf die einzelnen Länder „ihrer“ Region richtet, binden sie weit stärker zu einer Gemeinsamkeit als die vagen geographischen Grenzen und mit der Folge, dass sie mit ihren periodischen Jahres- und sonstigen Veröffentlichungen und Einzelarbeiten heute eine unerlässliche Basis für jede Beschäftigung mit Asien sind. So war auch die Idee dieser Arbeit, Asien vom indischen Subkontinent bis zum sibirischen Raum nicht nur heute wirtschaftlich kommerziell, sondern auch in

geschichtlicher und kultureller Beziehung in einer Zusammenschau zu erfassen.

Ausgewählte Bibliographien zu Asien insgesamt (ohne Westasien), China und speziell Schanghai, Indien und speziell Kalkutta mit Ostregion, Welt mit Relevanz im Verhältnis des Westens zu Asien

4) Asien insgesamt (ohne Westasien) 5) China und speziell Shanghai

6) Indien und speziell Kalkutta mit Ostregion 7) Welt mit Relevanz im Verhältnis des Westens zu Asien

Bibliographie und Quellen; Auswahl zu Asien insgesamt (ohne Westasien)

United Nations; Economic and Social Commission for Asia and the Pacific:

„Economic and social Survey of Asia and the Pacific“; New York, jährlich

„Statistical Yearbook“; jährlich und

„Statistical indicators for Asia and the Pacific“;

Asian Development Bank:

„Annual Report“ Manila jährlich

„Highlights“ " "

„Outlook“ " "

„Review“ " "

Association of Southeast Asian Nations (ASEAN):

„Statistical Yearbook“; jährlich

Gunnar Myrdal: „Asian Drama, an Inquiry into the Poverty of Nations“;
New York, 1968

Far Eastern Economic Review: „Asia Yearbook“; Hongkong, jährlich

Ostasiatischer Verein: „Wirtschaftshandbuch Asien-Pazifik“;
Hamburg, jährlich

Verlag c.H. Beck: „Politisches Lexikon Asien und Südpazifik“;
München, 1980 (1.Aufl.)

Encyclopedia Britannica Bd.2, USA 1980

Seiten 145ff: „Asia“

Seiten 193ff: „Asian Peoples and Cultures“; USA, 1943-1974

L.Dudley Stamp: „Asia A Regional and Economic Geography“;
London/New York, 1929, 1931,1936, 1939, 1946, 1948, 1950, 1952,
1957 etc.

Gordon T. Bowles: „The People of Asia“; New York, 1977

Karl E.Meyer/Shareen Blair Brysac:

„Tournament of Shadows The Great Game and the Race for Empire in
Central Asia“; Washington, 1999

Zu China sowie speziell zu Shangahi in westlicher (deutscher, englischer) Sprache

National Bureau of Statistics of China:

„China Statistical Yearbook“; jährlich

Editorial Board of: „Almanach of China’s Foreign Economic Relations
and Trade“; jährlich

Beijing New China News Photos Company: „China Official Annual
Report“; jährlich

China International Book Trading Co.: „Beijing Review“; wöchentlich

China amtlicher Nachrichtendienst: „Xinhua News Agency“; täglich

Chinesische englischsprachige Tageszeitung: „China Daily“; täglich

The World Bank:

„CHINA Long Term Development Issues and Options“;
supplemented by 6 Annex, 1985

„CHINA 2020 Development Challenges in the New Century“;
Washington, 1997

„China Between Plan and Market, Country Study“; Washington, 1990

Ramgopal Agarwala: „China. Reforming Intergovernmental Fiscal
Relations“ Discussion Paper; Washington, 1992

Peter Harrold: „China Reform Experience to Date” Discussion Paper;
Washington, 1992

Economic Development Institute: „Multipurpose River Basin
Development in China“; Washington, 1994

„The Chinese Economy“, Country Study; 1996,1997

„China Reform and the Role of the Plan in the 1990s“,
Country Study; Washinton, 1992

„China Internal Market Developmentand Regularation“,
Country Study; Washington, 1994

Institut für Asienkunde, Hamburg: „China Aktuell“; monatlich
Mit und vom Asien-Institut Hamburg als Herausgeber:

Werner Handke: „Die Wirtschaft Chinas“; Metzner Verlag, 1959

Bernhard Grossmann: „Die wirtschaftliche Entwicklung der
Volkrepublik China“; Stuttgart, 1960

Brunhild Staiger (Hrsg.): „China: Natur, Geschichte, Gesellschaft,
Politik, Staat, Wirtschaft, Kultur“; Erdmann Verlag, 1980

Werner Handke:
„SCHANGHAI Eine Weltstadt öffnet sich“; 1986

Brunhild Staiger u.a.: „Das Große China-Lexikon. Geschichte.
Geographie. Gesellschaft. Politik. Wirtschaft.“; Darmstadt, 2003

W.W.Rostow: „The Prospects for Communist China“;
New York/London, 1954

Wolfgang Franke: „Das Jahrhundert der chinesischen Revolution
1851-1949“; München, 1958

A.Doak Barnett: „Uncertain Passage – Chinas Transition to the
Post-Mao Era“; Washington (Brookings), 1974

Alain Peyrefitte: „L’Empire Immobile ou le choc des mondes“, Paris 1989

Fairbanks, John King: „CHINA A New History“;
Cambridge/London, 1992

Edgar Snow: „Red Star over China“; 1937

Jong Chang, Jon Halliday: „MAO The Unknown Story“; London, 2005

Roxane Wilke: „Genossin Tschiang Tsching – Die Gefährtin Maos erzählt
ihr Leben“; übersetzt, München, 1977

Ross Terril: „Madame Mao Biographie“; französisch, Paris, 1984

Foreign Languages Press Beijing: „Selected Works of Mao Tsetung“

Beijing Rundschau: „Chinas Sozialistische Wirtschaft – Ein Abriss der
Geschichte (1949-1984)“; Beijing, 1988

Bruce Gluey: „Tiger on the Brink – Jiang Zemin and China New Elite“;
Berkeley/Los Angeles/London, 1998

Speziell zu Schanghai

Municipal Statistical Bureau of Shanghai:
„Shanghai Statistical Yearbook“; jährlich
„Economic and Social Development in Shanghai“; jährlich

F.L.Hawks Pott: „A Short History of Shanghai“;
Hongkong/Singapore, 1925

Christopher Howe (Ed): „Shanghai – Revolution & Development in an
Asian metropolis“; Cambridge, 1982.

Pan Ling: „In Search of Old Shanghai“; Hongkong, 1983

Christian Henriot: „Shanghais dans les Annees 1980“; Lyon

Siegfried Englert/Folker Reichert: „Shanghai, Stadt über dem Meer“;
Heidelberg, 1985

Detlef Rehn: „Shanghais Wirtschaft im Wandel: Mit Spitzentechnologien
ins 21. Jahrhundert“; Hamburg, 1990

Werner Handke: „Schanghai – Das China von Morgen“;
Göttingen, 1998 (2. Aufl.)

Silvia Kettelhut: „Geschäfte übernommen Deutsches Konsulat Shanghai
Impressionen aus 150 Jahren“ Zur Geschichte der deutschen amtlichen
Vertretung; Shanghai, 2006

Ausgewählte Bibliographie zu Indien allgemein sowie speziell zu Kalkutta und Region

Government of India, Ministry of Information: „INDIA“; jährlich

Reserve Bank of India:

„Annual Report“, jährlich

„Handbook on Statistics on the Indian Economy“

World Trade Organisation WTO: „INDIA 1998“

Encyclopedia Britannica, Band 9:

Seite 227 ff: „India“

Seite 334 ff: „History of the Indian Subcontinent“; USA 1980

OECD Paris/J.N. Bhagwati, P. Desai: „India: Planning for Industrialisation
and Trade Policy since 1951 to 1970“

Reserve Bank of India: „Report on Currency and Finance, Volume I:
Economic Review“; jährlich

World Bank: „India Sustaining Rapid Economic Growth“;
Country Report, Washington, 1997

Hermann Kulke/Dietmar Rothermund: „Geschichte Indiens von der
Induskultur bis heute“; München, 1998 (1. Auflage 1982)

Institut für Asienkunde, Hamburg: „INDIEN – Politik, Wirtschaft,
Gesellschaft“; jährlich

K .C. Pant: „India's Development Scenario Next Decade and Beyond“;
New Delhi, 2003

Romilia Thapar: „A History of India“;
London, 1988, '69, '72, '74, '75 etc.

Percival Spear: „A History of India“;
London, 1935, '68, '70, '71, '73, '75, '77 etc.

The Ramakrishna Mission: „The Cultural Heritage of India“ Vol. I-V;
Kalkutta, 1937, '58, '70, '75 etc. Vol. I-V

Mrityunjay Banerjee: „Planning in India“; Delhi/Bombay/Calcutta, 1981

c.P. Blambhri: „Worldbank and India“; Delhi, 1980

Depak Lal: „Unfinished Business India in the World Economy“;
Oxford/ New York, 1999

Maharaj K. Chopra: „India and the Indian Ocean“; Delhi/Bangalore; 1982

M.V. Peylef: „Constitutional Government in India“;
Bombay, 1960, '65, '68, '77

H.K.Chabra/W.T.Jones: „State Politics in India“; Delhi, 1977/80

Ashok V. Bhuleshkar: „Growth of Indian Economy in Socialism“:
Kalkutta, 1975

Charan D. Wadhwa (Ed): „Some problems of India's Economic Policy“;
Delhi, 1973, 1977 etc.

J.N. Bhagwati / P. Desai: „India Planning for Industrialization“;
Bombay/Kalkutta/Madras, im Auftrag der OECD Paris

Pramit Chaudhuri: „The Indian Economy Poverty and Development“;
London, 1978

Speziell zu Kalkutta und Indiens Ostregion

Werner Handke: „Regionalismus und Zentralismus in Indien. Wirtschaft
und Politik ostwärts Delhi“; Hamburg 1982

S.R.Maheshwari:

„State Government in India“;
Delhi/Bombay/Kalkutta/Madras etc,
„President Rule in India“; Delhi/Bobay/Kalkutta 1979

Geoffrey Moorhouse: „Calcutta. The City revealed“;
England, 1971, New York, 1974, 1983, 1984 etc

Krishna Dutta. „Calcutta – A cultural and literary history“; Oxford, 2003

Sivaprasad Samaddar: „Calcutta is“; Kalkutta, 1978

Sapoj Chakrabarty: „With West Bengal Chief Ministers,
Memoirs 1962 to 1977“; Kalkutta, 1978

Dominique Lapierre: „Stadt der Freude“, Original französisch, englische
Fassung; „The City of Joy“, New York 1985

Günter Grass: „Zunge zeigen“; Darmstadt, 1988

Murari Gosh u.a: „Calcutta – A Study in Urban Growth Dynamics“; 1972

Anjali Gosh: „Peaceful Transitions to Pover – A Study of Marxist Political
Strategies in West Bengal 1967-1977“; 1981

Marcus F. Franda: „Radical Politics in West Bengal“;
Cambridge/Mass., 1970/71

Percival Spear: „Master of Bengal Clive and his India“; London

Allgemeine ausgewählte Bibliographie mit Relevanz zum Verhältnis des Westens zu Asien

Samuel P. Huntington: „Kampf der Kulturen“; 1997 (4.Aufl.)
Original: „Clash of Civilizations“; New York, 1996

Francis Fukuyama: „Konfuzius und Marktwirtschaft – Der Konflikt der
Kulturen“; München, 1995. Original: „The Social Values and the
Creation of Posperity“; New York, 1995

Joseph Stiglitz: „Die Schatten der Globalisierung“; Berlin, 2002
Original: „Globalization and its Discontents“; New York, 2002

World Bank:

„Jahresbericht“; Washington, jährlich

„World Bank Atlas From the World Development Indicators“;
Washington, jährlich

“Weltentwicklungsbericht DIE ARMUT“; Washington, jährlich
Original: „World Development Reptort“

Veröffentlichungen des Verfassers zu Asien

The Law of proportional Development in „Contemporary China“;
Hongkong University Press, Hongkong, 1958

Die Wirtschaft Chinas, Dogma und Wirklichkeit;
Alfred Metzner, Frankfurt/M. 1959

China in „Handburch der Staatswissenschaften“

China auf dem Wege zum Sozialismus und Kommunismus
in „Die Wirtschaftssysteme der Staaten Osteuropas und der Volksrepublik
China“, Schriften des Vereines für Sozialpolitik,
Duncker&Humbolt, Berlin, 1962

Schanghai – altes neues Tor zum Reich der Mitte
in „AUSSENPOLITIK“ 1/85; Interpress Verlag, Hamburg, 1985

Schanghai – Eine Weltstadt öffnet sich;
Mitteilungen des Instituts für Asienkunde, Hamburg, 1986

The Development Cooperation of China and India with the West
in „AUSSENPOLITIK 3/87; Interpress Verlag, Hamburg, 1987

China Euphoria – China Criticism
in „AUSSENPOLITIK“ 3/90; Interpress Verlag, Hamburg, 1990

Schanghai Das China von Morgen;
Cuvillier, Göttingen, 1994 (2.Auflage 1998)

Begegnungen mit dem chinesischen Parteiführer Jiang
Beiträge in der Festschrift „Eine Brücke nach Fernost, Vierzig Jahre
Deutsch China-Gesellschaft 1957-1997“; Köln,1997

Von der Menschenrechtsdiskussion zum Dialog mit China
in „Die Menschenrechtsfrage – Diskussion über China, Dialog mit China“,
Schriften der Deutschen China-Gesellschaft; Cuvillier, Göttingen, 1998

Japan in der Weltwirtschaftspolitik;
Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Tokyo, 1976

Japans weltwirtschaftliche Optionen

in „AUSSENPOLITIK“ 2/77; Überseeverlag, Hamburg, 1977

Der Konfliktherd in Indiens Nordost-Region

In „AUSSENPOLITIK“ 4/80 Überseeverlag, Hamburg, 1980

Regionalismus und Zentralismus in Indien – Wirtschaft und Politik ostwärts Delhi; Mitteilungen des Instituts für Asienkunde, Hamburg, 1982

Deutsch-indische Zusammenarbeit von Kalkutta aus gesehen

in „ASIEN“ Nr.3, Oktober 1982, Deutsche Gesellschaft für Asienkunde, Hamburg, 1983

Die Asiatische Entwicklungsbank in Aktion

in „AUSSENPOLITIK“ 9/67 Verlag Rombach, Freiburg, 1967

